Erinnerungen

aus meinem Leben

von

K. E. Hasse

22101544012

H. F. Jütte, Leipzig

W. T. Zeppe

[illegible] Engelmann in Leipzig

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Dr. K. E. Hasse
weiland Professor an den Universitäten
Leipzig, Zürich, Heidelberg und Göttingen

Zweite Auflage

Mit zwei Bildnissen des Verfassers in Heliogravüre

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1902.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

Si ex veritate nascitur Scandalum, melius est nasci Scandalum, quam ut veritas occultetur.

Sanctus Hieronymus.

Respice Praeteritum,
Praesens Rege,
Cerne Futurum.

Inschrift an einem alten Hause
in Dresden.

Diese Erinnerungen habe ich ursprünglich für meine Kinder und meine nächsten Verwandten niedergeschrieben. Da ich aber glaube, dass auch meine früheren Schüler und andere meiner Freunde meinen Lebens-Ereignissen und Erfahrungen ihre Theilnahme schenken dürften, ist das Manuscript als solches gedruckt worden. Medicinische Leser werden ersehen, wie schwer es vor 60 Jahren Denjenigen wurde, die sich bemühten der Pathologie eine neue wissenschaftliche Richtung zu geben, welche Schwierigkeiten sie zu überwinden hatten und wie viele Hindernisse sich ihnen in den Weg stellten. Die Mediciner haben keine Ursache Laudatores temporis acti zu sein.

Hannover 1893.

Dr. K. E. Hasse.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Karl Ewald Hasse ist am 19. September 1902 im 93. Lebensjahre entschlafen, zu früh, um die letzte Aufgabe seines thätigen Lebens, eine neue Ausgabe seiner „Erinnerungen", zu vollenden. So kommt sie ohne ein Geleitwort, das er ihr gewiss gegeben hätte, an die Öffentlichkeit; an dessen Stelle mag das Folgende treten, ergänzend und erweiternd.

Hasse hat seine Lebenserinnerungen mit der Erwähnung der Verhältnisse abgeschlossen, die (1877) sein Ausscheiden aus dem Lehramte herbeiführten. Was darüber, abgesehen von den Mittheilungen der Tagesblätter, an die Oeffentlichkeit getreten ist, findet sich in den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses vom 23. Februar 1877. (Stenographische Berichte über die Verhandlungen S. 805.)

Die Wendung, die damit Hasse's Lebensgang nahm, wurde durch den 1879 erfolgten Tod seiner Frau beschleunigt. Sein Haus wurde leer, als auch die zweite Tochter mit ihrer Verheirathung es verließ.

Mit der Vergangenheit brechend und um Neues sich zu schaffen, schloss er im Frühjahr 1880 einen zweiten Ehebund mit der verwittweten Gräfin Chlotilde von Wedel, geborene von Bockum-Dolffs und siedelte nach Hameln, ihren Wohnort, über. Ohne das Interesse an seiner so gerne gepflegten

Wissenschaft zu verlieren, gab er doch jede ernstliche Beschäftigung mit ihr auf und entzog sich vor allem jeder Ausübung ärztlicher Thätigkeit, so viel auch die seine Hülfe stets noch suchenden Kranken ihn davon abwendig machen wollten.

In dem neuen Wohnsitze sollte die Muße des Alters der Liebhaberei gewidmet sein, die ihn von Jugend auf gefesselt hatte. Ordnung und Vermehrung seiner Sammlung von Kunstblättern gab ihm reiche anregende Thätigkeit; die Pflege seiner großen Raphael-Sammlung führte ihn zu eingehender Beschäftigung mit den Werken der altitalienischen Kupferstecher.

Aber körperliche Leiden, zumal eine schmerzhafte Nierenkrankheit, die ihn schon seit einer Reihe von Jahren geplagt hatte, suchten ihn heim; mehr noch störte das ruhige Leben eine vorschreitende Erkrankung seiner neuen Lebensgefährtin. Nach achtjähriger Ehe starb sie, und Hasse stand wieder allein.

Da entschloss er sich nach Hannover in die Nähe seiner dort mit Dr. med. Hermann Schläger verheiratheten Tochter überzusiedeln. Eine mit ihm ziehende Dienerin führte seinen einfachen Hausstand und blieb, in dieser Stellung später verheirathet, bis an das Lebensende seine Pflegerin.

Hasse konnte in Hannover einen Theil der früheren Beziehungen wieder aufnehmen; neue Verbindungen mit gleich Interessirten knüpften sich; der Besuch anhänglicher Schüler aus älterer und neuerer Zeit erfreute ihn häufig; anregenden und wohlthuenden Verkehr bot ihm das Haus seines Schwiegersohnes. Gern suchte er auch von Hannover aus alljährlich die in Göttingen gebliebenen Angehörigen und Freunde auf. Die geistige Regsamkeit blieb trotz der Schwächen des Alters unverändert. Sie verlangte Bethätigung, und so schrieb

Hasse die Erinnerungen aus seinem Leben (1893) und ließ sie als Manuscript drucken zur Vertheilung an die ihm als Verwandte, Freunde und Schüler Nahestehenden. Die Auflage war bald vergriffen; die Nachfrage nach dem Buche stieg fortwährend.

Des Alters Beschwerden wuchsen: Schwerhörigkeit, die lange schon bestand, steigerte sich; doppelt schwer war sie zu tragen als ein Bluterguss in beiden Augen die Sehkraft trübte; die „Tintenflecken im Auge", wie er die erblindeten Stellen nannte, beeinträchtigten das Sehvermögen in steigendem Grade; mühselig nur gelang es die geliebten Kupferstiche, die er fortgesetzt sammelte, stückweise zu sehen. Die Möglichkeit zu lesen war ihm genommen, das Verständniss des Vorgelesenen bei der Schwerhörigkeit mühevoll. Hart traf ihn ein unglücklicher Sturz, durch den er Oberschenkel und Unterkiefer brach. Zwar heilten beide Brüche vollständig, aber das Bein war verkürzt. Das beeinträchtigte den Verkehr nach außen. Mit Reisen war es vorbei. Dankbar begrüßte er jede Anregung, die ihm freundlicher Besuch brachte, in lebhafter Unterhaltung war er oft mehr der Gebende als der Empfangende und siegreich über alles Trübe brach dann der feine Humor hervor. Bewundernswerth war die Frische, mit der er, etwa acht Monate nach dem unheilvollen Sturze, auf der Feier seines 90. Geburtstages den Kreis seiner ehemaligen Assistenten begrüßte, die er zu sich nach Hannover geladen hatte und die zum Theil von weit her gekommen waren.

Der Trieb nach geistiger Bethätigung blieb rege, und so kürzte der lebhafte Greis lange einsame Stunden damit, dass er Erinnerungsbilder aufleben ließ und solche zunächst zu eigner Unterhaltung, fast blind, zu Papier brachte, auch über Dinge, die ihn sonst interessirten, seine Ansichten und

Auffassungen niederschrieb. Abschriften von solchen Aufsätzen theilte er wohl einem kleinen Kreise von Freunden mit. Sie fanden vielfach freundliche Aufnahme und Anklang.

Und als immer wieder die Anforderung an ihn kam, mit einer neuen Auflage den Erinnerungen aus seinem Leben weitere Verbreitung zu geben, entschloss er sich im 92. Lebensjahre zu einem Wiederabdruck, und wollte einen Theil dessen, was ihm im Alter Zeitvertreib gewesen war, als Anhang dazu herausgeben. Mit Eifer und Freude begrüßte er die Druckbogen, und ohne viel zu ändern, fügte er zu den Erinnerungen doch einzelne Dinge hinzu und besserte hier und da, wo ihm beim Vorlesen eine Aenderung geboten schien.

Das Buch zu Ende zu führen war ihm nicht beschieden; den achten Bogen hat er noch im Reindruck gesehen.

Ein neuer Angriff seines alten Nierenleidens warf ihn, anfangs mit heftigen Schmerzen, nieder; dann sanken langsam die Kräfte und sanft und friedlich, kaum bemerkt von seiner Umgebung, schlief er für immer ein. Klaren Geistes bis zuletzt hatte er sein Ende erwartet und für sein Scheiden bis auf das Kleinste alle Anordnungen getroffen.

Den Hinterbliebenen war es eine wehmüthige Pflichterfüllung, das im Druck nicht vollendete Werk im Sinne des Verstorbenen fertig zu stellen.

Von den mit Hasses Billigung dem Buche zugefügten Bildnissen ist das erste nach einer 1850 in Zürich von Irminger gemachten Lithographie hergestellt. Dem zweiten Bilde liegt eine Photographie zu Grunde, die an seinem achtzigsten Geburtstage gemacht wurde.

Göttingen, im November 1902.

E. Ehlers.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Vorwort VII
Vorwort zur zweiten Auflage IX

Lebenslauf 1

Lernjahre in Dresden, Leipzig und Paris 3
Reise nach Wien 107
Lernjahre in Wien und Prag 115
Wanderjahre in Deutschland und Holland 139
Ein Jahr Praxis in Dresden 160
Docent und ao. Professor in Leipzig 166
Umzug nach Zürich 199
Ord. Professor und Spitaldirector in Zürich 202
Ord. Professor und Spitaldirector in Heidelberg 247
Uebersiedelung nach Göttingen 269
Ord. Professor und Spitaldirector in Göttingen 271

Zeitvertreib des Achtzigjährigen 325

Galgenhumor 327
Meine Heimath 335
Meine zweite Heimath 366
Italienisches 390
Etwas über Kunst und Künstler 419
Von den Engeln 436

Lebenslauf.

Ich wurde 1810 am 23. Juni zu Dresden-Neustadt im Hause zum „blauen Stern“ (jetzt Stadt London) an der Meißner-Gasse als zweiter Sohn meiner Aeltern geboren. Mein Vater Friedr. Christian Aug. Hasse, nachmals ord. Professor der historischen Hülfswissenschaften an der Universität Leipzig, war zu jener Zeit als Professor der Geschichte und Moral an dem Königlichen Kadettenhause zu Dresden angestellt und erfreute sich als Gelehrter, Schriftsteller und vielseitig gebildeter feiner Mann eines ausgezeichneten Namens in den weitesten Kreisen. Ueber ihn und seine schriftstellerische Thätigkeit giebt das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon, an dessen Entstehung und Entwickelung er namhaften Antheil hatte, kurzen Bericht. Einen pflichttreueren, arbeitsameren Mann konnte es nicht geben. Streng gegen sich selbst, gerecht und mild Anderen gegenüber, bewahrte er sich eine unabhängige Gesinnung mehr in seinem Inneren, als dass er sie in der Oeffentlichkeit immer geltend zu machen wusste, außer wo es durchaus nothwendig war. In ihm wirkte keine streitbare Natur, und das habe ich auch von ihm geerbt. Etwas mehr Schneidigkeit wäre allerdings oft dem Vater wie dem Sohne zu wünschen gewesen.

Die Aeltern meines Vaters habe ich nicht gekannt. Der Großvater Hasse ist Anfangs Pfarrer in Rehfeld an der Elbe, dem Geburtsort meines Vaters, gewesen, wurde aber bald durch den K. Sächsischen Minister Grafen Einsiedel von

dieser ärmlichen Stelle nach Bockwitz berufen. In die dortige Kirche ist nicht nur das Städtchen und Schloss Mückenberg, sondern auch das große Eisenhüttenwerk Lauchhammer eingepfarrt. Hier erfreute sich mein Großvater einer genügenden Einnahme, welche ihm bei einem allmäligen Nachwuchs von vier Söhnen und vier Töchtern sehr wohl zu Statten kam. Das großälterliche Paar zu Bockwitz ist aber früh gestorben, ehe noch die sämmtlichen Kinder selbstständig geworden waren.

Meine Mutter, Christiane Karoline, die einzige Tochter der Großältern Demiani, habe ich leider früh verloren. Ich war kaum sieben Jahre alt, als sie am Scharlach rasch dahinstarb, vier Kinder in zartem Alter hinterlassend. In meiner Erinnerung lebt sie als ein äußerst liebevolles Wesen voll Heiterkeit und von frischem Zugreifen in ihrer Häuslichkeit. Wir wohnten mit den Großältern Demiani im gleichen Hause, welches diesen gehörte. Es war ein ziemlich großes Gebäude, ein Hof trennte die von uns bewohnte Straßenseite von der hinteren nach den Gärten und der Elbe zu gelegenen. Von da hatte man eine reizende Aussicht auf die bethürmte Altstadt, über welche die Berge am Plauen'schen Grunde hervorragten; links sah man auch die alte Elbbrücke mit ihrem lebhaften Verkehr. Zum Hause gehörte ein kleiner Garten, ganz nach Süden gelegen, der an Trauben, Pfirsichen u. s. w. reichen Genuss und uns Kindern manche heimliche Beute gewährte. Oft ging es über die Mauern hin und her nach den anstoßenden Gärten, wo die Nachbarskinder mit uns befreundet waren. Der gute Großvater ließ uns gewähren, so viel er auch auf den Garten und auf die Pflege seiner gewählten Pflanzungen hielt. Die Großmutter, mehr ernsten und etwas förmlichen Wesens, liebte die Kinder ihrer einzigen Tochter viel zu

zärtlich, um uns zu strafen, wenn wir, mein ältester Bruder und ich, manchmal Unfug in Haus und Garten trieben. Leider starb die treffliche fromme Frau viel zu früh, als ich kaum das dreizehnte Jahr erreicht hatte. Sie vererbte auf ihre Enkel die Freude an der Natur, denn wenn die Großältern im Sommer einen bescheidenen Landaufenthalt in den damals so stillen Dörfchen Plauen oder Loschwitz aufsuchten, waren wir drei älteren Enkel oft tagelang ihre Gäste. Da tummelten wir uns auf den köstlichsten Spaziergängen in der Umgebung dieser so lieblichen Orte, die freilich gegenwärtig von jener idyllischen Lieblichkeit fast keine Spur mehr zeigen.

Die Demiani's stammten ursprünglich aus Ungarn, von wo sie vertrieben wurden, als, bald nach dem Vordringen der Reformation, dort einmal eine Protestanten-Verfolgung stattgefunden hatte. Sie wendeten sich nach der Oberlausitz und zeigten später eine Hinneigung zu Herrnhuth, ohne doch ganz in die Brüdergemeinde einzutreten. Mein Urgroßvater Demiani lebte als praktischer Arzt in Bautzen, wo er, als seiner Zeit die Inoculation der wahren Pocken geübt wurde, sich einen großen Ruf in dieser Richtung erwarb. Seine Vorsicht und Sorgfalt bei dieser nicht unbedenklichen und glücklicher Weise alsbald durch die Kuhpockenimpfung überflüssig gewordenen Maßnahme war so anerkannt, dass er an den Kurfürstlichen Hof nach Dresden berufen wurde, um die Prinzen Friedrich August, Anton (beide nachmals Könige) und Maximilian zu inoculiren. Da die Sache bei diesen, so wie später auch bei den Prinzessinnen gut ablief, wurde er als Leibarzt fest angestellt. Sein zweiter Sohn, mein Großvater, studirte die Rechte und war zuletzt Rath im Finanz-

Ministerium. Dagegen trat der älteste Sohn in die Fußtapfen des Vaters und erfreute sich als Arzt eines bedeutenden Erfolges. Dessen ältester Sohn wurde wiederum Arzt, allein bei diesem erwachte bald das magyarische Blut, er warf sich ganz auf die Pferdeliebhaberei, richtete eine große Reitbahn ein und trieb einen bedeutenden Pferdehandel. Die medicinische Richtung ist endlich auf mich, den Urenkel des kurfürstlichen Leibarztes, übergegangen.

Der alljährlich wiederholte Landaufenthalt der Großältern und unsere öftere Einkehr bei ihnen übte auf uns Kinder den wohlthätigsten Einfluss aus, nicht nur in Bezug auf die körperliche Entwickelung, sondern auch durch eine gesunde Erweiterung des Gesichtskreises der Stadtkinder bei dem Verkehr in Dorf und Feld, mit Thier- und Pflanzenleben. — Einfache gemüthliche Bilder aus dieser frühen Zeit sind mir bis heute noch lebhaft gegenwärtig und erfreuen mich in der Erinnerung. Wie oft, wenn wir Knaben von der Elbfähre her durch das Dorf Loschwitz kamen, begrüßte uns die Großmutter schon von Weitem. Sie bewohnte ein ganz von Weinreben umsponnenes Haus mitten in einem ländlichen Rosengärtchen, wo uns die liebreichste Aufnahme und süße Beköstigung stets erwartete. Oft auch gingen wir mit ihr zwischen den Weinbergsmauern steil hinauf zum Besuch bei zwei alten Damen, Schwestern und beide verwittwet, die einsam Jahr aus, Jahr ein, ein kleines festes Haus bewohnten, welches am Rande einer schattigen Schlucht sich an den gegen Norden ansteigenden Berg lehnte, nach Süden über die Elbe nach dem damals noch sehr kleinen Blasewitz und bis an das sanft ansteigende Gebirge schaute. Alte

Nussbäume bewachten den Eingang; Vorstufen, Thüre und alle Räume zeigten höchste Sauberkeit, so still und heimlich, so blank geputzt wie die große altväterliche Uhr in ihrem langen Gehäuse von Nussbaumholz. Dergleichen ist jetzt völlig verschwunden, die lieben anspruchslosen kleinen Häuser und die bescheidenen Gärtchen sind durch „Villen“ und prunkende „Blumen-Parterren“ verdrängt, die stillen früheren Bewohner ganz still geworden, — und überall die neue Zeit und ein neues, — reicheres Leben.

Ganz oben über den Weinbergen, die terrassenförmig vom Dorfe Loschwitz ansteigen, liegt, damals fast einsam, an der großen Heerstraße nach Bautzen und Schlesien, der „weiße Hirsch“. Früher ein Jagdschloss, später ein großes Wirthshaus, gegenwärtig der Mittelpunkt eines Luftcurortes, der, wegen der freien sonnigen Höhenlage mit der weiten Aussicht über das Elbthal und darüber hinaus, sehr besucht ist. Daran stößt oben unmittelbar ein Wald, „die Dresdener Heide“. Er zieht sich stundenweit hin, einerseits bis über Moritzburg, andererseits bis nach Pillnitz hinaus immer auf der Höhe hin. Dieser Wald soll noch jetzt sehr wildreich sein, damals zeigte man in der Nähe der „Fischhäuser“ das steinerne Bild des letzten vor hundert Jahren erlegten Wolfes. — Von hier oben führen einige Bäche in tiefen sandigen Schluchten ein klares Wasser der Elbe zu. Gleich unterhalb Loschwitz im „Mordgrund“, wo wir Kinder mit besonderer Scheu und entsprechender Neugier, der daselbst spielenden blutigen Sagen wegen, nur mit Gruseln einzudringen wagten. — Kurz oberhalb Dresden mündet ein sanfteres kleines Thal nach der Elbe zu, dessen seichter Bach mitten im Walde zum Baden kleinerer Kinder benutzt wurde. Abwechselnd wurden die Kleinen in das weiche Wasser eingetaucht und in den warmen Sand eingegraben,

ein vortreffliches heilkräftiges Verfahren, das auch von uns öfters benutzt wurde.

Das Alles war sehr schön; aber in trauriger tiefgehender Erinnerung aus den frühesten Jahren meiner ländlichen Streifereien sind mir die Spuren der furchtbaren Zerstörungen geblieben, welche die Kriegsereignisse aus der Zeit des ersten Napoleon hinterlassen hatten. Während der großen zweitägigen Schlacht bei Dresden waren die Dörfer und Landhäuser südlich von der Stadt übel zugerichtet und viele fast gänzlich niedergebrannt worden. Im Dorfe Plauen und zwischen demselben und der Stadt sind nur wenige Häuser verschont geblieben. Noch manche Jahre später sah man zahlreiche wüste Brandstätten, und einen wehmüthigen Anblick gewährten die kleinen vormaligen Gärten, wo jedes Frühjahr aufsprießende Blumen die Stelle der einst wohlgepflegten Beete bezeichneten. Lange noch sind einzelne verkohlte Stümpfe von Obstbäumen zwischen Schutt und Trümmern stehen geblieben. Wo die Häuser ausgebessert oder neu aufgebauet waren, hatte man die gefundenen Kanonenkugeln als Merkzeichen überstandenen Elendes in die neuen Giebel eingemauert und nur wenigen Häusern fehlten diese traurigen Denkmale.

Wer jetzt auf der anderen Seite der Elbe auf der Schillerstraße bis zum Waldschlösschen hinangeht, wo Haus an Haus und viele Villen mit schönen Gartenanlagen sich folgen, kann sich nicht vorstellen, dass vom Linke'schen Bade an nur einsames Feld war, so einsam, dass auf dem jetzt so belebten Wege der berühmte Maler Kügelgen meuchlings ermordet und erst am folgenden Morgen aufgefunden werden konnte. — Ein besonders wohlhäbig angelegtes Landhaus steht jetzt, von blühenden Gärten umgeben, weiterhin auf einem Hügel über der Elbe, wo wir Knaben noch zehn Jahre

nach dem Kriege zwischen wüstem Kieferngestrüpp neben einem von Kugeln durchlöcherten Häuschen beim Botanisiren einen bekannten Standort der *Pulsatilla off.* aufsuchten. — Der Wald entlang der Bautzener Straße war eine Viertelstunde breit hinein verwüstet und verdorben, und wohl noch einige Jahre nach 1813 erinnere ich mich, dass man im jungen Dickicht Lumpen von Uniformstücken und Theile von Pferdegerippen im Walde finden konnte. Das war neben der Straße, auf der Napoleon seine Truppen in fliegender Eile von Schlesien her zur Dresdener Schlacht geführt hatte. Wer damals von Ross und Mann nicht fortkonnte, fiel um und verdarb seitab vom Wege.

Wie frühzeitig Vorkommnisse aus jener Kriegszeit bei mir als dreijährigem Knaben haften geblieben sind, davon nur ein Beispiel. Als Napoleon von Dresden mit der Hauptarmee weggezogen war, und eine Besatzung in der Festung hinterlassen hatte, wurde diese von meistentheils russischen leichten Truppen eingeschlossen. Bei Ausfällen und Scharmützeln vor den Thoren machte man oft Gefangene, darunter auch Baschkiren, die noch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Man ließ Viele davon, nachdem man ihnen die Waffen genommen, frei herumlaufen, und solchen begegneten wir Kinder beim Ausgehn mit der Wärterin. Sie waren freundlich mit uns, aber meine kleine Schwester schrie vor Angst. Ich staunte die bärtigen Leute mit spitzen Pelzmützen und schmutzigen, durch Stricke zusammengehaltenen Röcken und mit den eigenthümlich geformten Köchern auf dem Rücken an und habe sie noch heute vor Augen. Ebenso noch manches andere auffallende theils unheimliche, theils widerwärtige Bild.

In den Jahren nach dem Frieden wurde die liebe Vaterstadt von ihrem Festungsgürtel befreit. Zuerst die Neustadt.

Da gab es für Knaben viel Vergnügen, zwischen den ungeheuren Steinblöcken des abgetragenen Weißen und Schwarzen Thores herumzuklettern. Lange erhielten sich noch die hohen Schanzen zwischen der Bär-Bastei an der Elbe und dem Schwarzen Thore und dienten im Winter als Schlittwege zum sausenden Hinunterfahren. Auf dem Festungsgraben wurde Schlittschuh gelaufen. In der Altstadt hielt sich am längsten das Pirnaische Thor, eine ungeheure Steinmasse, durch welche ein förmlicher Tunnel nach der inneren Stadt führte. Auf dem Thore und auf dem sehr breiten Walle nach dem Kurländer Palast zu war eine förmliche Colonie angelegt von zahlreichen Kettensträflingen, die zur Abtragung der Festungswerke gebraucht wurden. Dort wohnte auch der für sie angestellte Geistliche, der Dresdener Chronist Hasche, mit dem mein Vater, als Historiker, bekannt war.

Bald begann nun die Schulzeit, zuerst im Hause, wo ein strammer, sauberer Unteroffizier meinem älteren Bruder und mir das Alphabet und das Schreiben beizubringen suchte. Später wurde ich kurze Zeit einer eigenthümlichen Schule zugeführt, in welcher hauptsächlich vornehme Pensionäre für das Kadettenhaus vorbereitet und nebenher kleine Knaben in einer Elementarklasse unterrichtet wurden. Dort waren die ältesten und vornehmsten drei Prinzen Poniatowsky. Sie hießen Cäsar, Augustus und Darius, haben aber im späteren Leben keine, weder diesen tönenden Namen noch ihrer hohen Abstammung entsprechende Rolle gespielt. Cäsar, ein guter Mensch, nahm sich meiner immer liebreich an, wenn ich als kleines schüchternes Bübchen von den größeren Jungen etwas unsanft mitgenommen wurde. Die Schwester dieser jungen Herren habe ich viele Jahre nachher in Zürich

als eine Gräfin Szimanowska kennen gelernt und bin mit ihr und ihren Kindern, namentlich mit dem vielseitig gebildeten Grafen Oswald, in die angenehmsten Berührungen gekommen.

Dass ich in dieser Schule viel gelernt hätte, kann ich nicht sagen. Der Vorstand derselben, Volgmann, war kein Lehrer von Beruf, er hat sich als Dilettant in Astronomie namhaft gemacht. Lange Jahre war er Privat-Secretär des Marschall Ney gewesen, und hatte während der Kriegszeit mancherlei Schicksale durchgemacht. Einen bleibenden Eindruck habe ich nur von seinen Erzählungen behalten, wie er im russischen Feldzuge beim Uebergang über die Beresina großen Gefahren entgangen und in Spanien in die Gewalt feindlicher Guerillas gefallen, denselben aber glücklich entronnen war. — Dresden erschien damals als eine Art Zuflucht für viele Leute, die mit dem Sturz der Napoleonischen Herrschaft Schiffbruch gelitten hatten. Franzosen und Franzosen-Freunde, auch Italiener fanden sich ein. Bei Hofe waren namentlich die Polen aus dem ehemaligen Großherzogthum Warschau der hülfreichen Theilnahme empfohlen.

Zum Glück für meine weitere Ausbildung wurde ich bald der Neustädter Bürgerschule übergeben, welche unter der trefflichen Leitung des Rector Anger und des Conrector Holfert stand. Der erstere war ein ausgezeichneter Pädagog, der mit Ernst und Liebe die ganze Rotte Korah von Knaben beherrschte, und dem wiederum Ehrfurcht und Liebe entgegengebracht wurde. Der Conrector, ein kränklicher cholerischer Mann, verstand weniger zu erziehen, flößte nur den bösen Buben eine heilsame Furcht ein, zog dagegen die wirklich wissbegierigen Schüler durch wissenschaftlichen Ernst und Eifer an sich. Man konnte bei Beiden viel lernen, und ich bin diesen Lehrern noch heute dankbar.

In dieser Zeit wurde in der Familie ernstlich verhandelt über das Thema: was soll aus den Söhnen einmal werden? Mein älterer Bruder hatte sich rasch zur Theologie entschlossen und ging in das Gymnasium über, wo er durch musterhaften Fleiß und (etwas pedantische) Ordnung mit großem Lobe vorwärts kam und es in der Folge bei gleichmäßigem tüchtigem Fortschritt zu einem hochanerkannten Professor der Kirchengeschichte in Bonn brachte. — Von mir kann ich nicht rühmen, dass ich in gleicher Weise geregelten Fleiß und zielbewusstes Streben gezeigt hätte. Obschon äußerlich still, war ich doch innerlich beweglichen Sinnes und mehr ungleich im Arbeiten und im Thun und Lassen, so dass ich gegen meinen Bruder sehr zurückstand, mir vielen Tadel zuzog, und nur wegen meiner Gutmüthigkeit gelobt zu werden pflegte. Die Meinigen waren daher in großer Sorge, wozu ich denn eigentlich künftig einmal taugen werde. — Kinder beobachten meist schärfer als ältere Leute vermuthen. So fühlte ich mich oft recht gedemüthigt und verlor wohl das Zutrauen zu mir selbst. Da ging mir aber einmal der rechte Sinn plötzlich auf, als ich durch das Weihnachtsgeschenk einer kleinen Freiberger Mineraliensammlung auf Naturbeobachtung hingeführt wurde. Sonderbarer Weise waren die Steine meinem Bruder bestimmt gewesen, mir aber brachten sie entscheidenden Nutzen. Zugleich kam eine anderweite Anregung für die Pflanzenkunde, und nun ging es an ein Sammeln aus allen drei Reichen. Meinem Vater wurde dies, gemäß seiner philologisch-historischen Richtung, bald zu viel, es sei nur Spielerei. In der That war es dieses ja auch, indessen es schärfte die Sinne, übte im Beobachten und Unterscheiden der so mannigfaltigen organischen Formenwelt und gab somit eine gute Unterlage für spätere Studien. Denn nun erklärte ich, dass ich Arzt

werden wolle, was leider längere Zeit Widerspruch erfuhr, da man mir die erforderlichen Fähigkeiten und Eigenschaften nicht zutraute. Ich blieb jedoch fest und fühlte instinktmäßig, das Rechte gewählt zu haben.

Zu dieser Wahl hatte auch noch der Umstand beigetragen, dass ich bis zu meinem dreizehnten Jahre viel mit Krankheit zu schaffen gehabt und dabei oftmals dankbar zu dem angesehenen Hausarzt unserer Familie emporgesehen hatte. — Ich war mit Kuhmilch künstlich aufgezogen worden, die Ernährung und Entwickelung mag kümmerlich von statten gegangen sein, und meine Mutter soll viele Sorge und Mühe mit mir gehabt haben. Dazu kam, dass ich im zweiten Lebensjahre einen Bruch des Schlüsselbeines erlitt; es hatte sich auch Drüsenleiden und was damit zusammenhängt eingestellt. Das Alles hatte sich späterhin wesentlich gebessert, und ich konnte mich tummeln wie andere Knaben, bis mich ein neuer Unfall traf. Es war Winter und die Elbe ging hoch mit Eisschollen, ein Schauspiel, welches die Knaben mächtig anlockte. Unvorsehens glitt ich am gefrorenen Ufer aus und fiel in's Wasser. Glücklicher Weise lagen wenige Schritte unterhalb große Steinmassen, von der Aufräumung der Festungswerke her, in den Fluss hinein, an diese trieb mich die starke Strömung an, ich konnte mich festhalten und in Sicherheit bringen. Eine Brustfell-Entzündung war die Folge, und lange nachher hatte ich noch mit Kränkeln zu schaffen. Aber auch dies wurde endlich überwunden, und jetzt kam ich auch im Lernen rasch vorwärts. Ich erreichte die hohe Stellung eines Primus der ganzen Schule. Indessen nicht lange sollte ich diesen stolzen Platz behaupten, da mir die Ehre zu Theil wurde als Extraner in das Kadettenhaus aufgenommen zu werden.

Man betrachtete dies als eine große werthvolle Vergün-

stigung, welche meinem Vater, der eine Berufung an die Universität Leipzig ausgeschlagen, durch die unmittelbare Gnade des Königs gewährt sei. Ich habe später anders darüber zu urtheilen gelernt. — In jener Zeit war das Kadettenhaus eine hocharistokratische Anstalt, wo nur Söhne des Adels und hoher Beamten, sowie vornehmer Fremden aufgenommen wurden. Sie bestand aus zwei Abtheilungen, in der einen erhielten die jungen Leute die Ausbildung zum Offiziersstand, während eine geringere Anzahl für die Universität vorbereitet werden sollte. Ein solches Doppelverhältniss ist von vornherein eine Verkehrtheit und führt nothwendig zu Mängeln nach der einen oder anderen Richtung. In der That habe ich es deshalb auch zu keiner befriedigenden Gymnasialbildung gebracht. Größtentheils war ich daran wohl selbst schuld, da mir die Grammatik und die alten Sprachen wenig zusagten. Die Erzählungen des Livius, Tacitus und Herodot zogen mich des geschichtlichen Inhaltes wegen an, so wie ich auch am Ovid und Homer Genuss fand, aber ich brachte es nur zu einem leidlichen Verständniss ihrer Sprache. — Anderen Theiles zeigten sich auch die Lehrer für die betr. Fächer wenig anregend, sie mochten vielleicht selbst das Schiefe der Einrichtung und ihrer Stellung in der Anstalt empfinden. — Vortrefflich war der Unterricht in der Geschichte und in der deutschen Sprache, den mein Vater und Karl Förster für beide Abtheilungen der Zöglinge gaben. Ich kann wohl sagen, dass wir die letzterwähnten Lehrstunden als die liebsten und anregendsten ansahen und mit gespanntester Aufmerksamkeit den Vorträgen folgten. — Für die neueren Sprachen war sehr gut gesorgt, besonders für die französische. Wir erlernten die letztere bei drei sehr verschiedenen Lehrern. Der erste, ein großer, alter würdiger Herr, hatte seine literarischen

Erinnerungen aus der Zeit Ludwig's XV. Ein zweiter war Offizier unter Napoleon I. gewesen. Dieser, ein kleiner Herr, hatte schwarzes, stets ausgezeichnet frisirtes Haar, ging nie aus ohne die Ehrenlegion im Knopfloch, *pimpant*, *flambant*, wie der gallische Hahn. Da er uns hie und da etwas neckische Gedichte dictirte, die wir unschuldigen Knaben oft mit seltsamen Missverständnissen niederschrieben, so wurde er bald durch einen Welsch-Lothringer zahmerer Art ersetzt. — Der beste Lehrer war Professor von Villers aus einer vornehmen Familie, der in der Revolution Alles verloren hatte und als mittelloser Emigrant in Holland und später in Russland durch mancherlei Schicksale gegangen war, bis er endlich die feste Stellung am Dresdener Kadettenhause erlangte. Er war der Bruder des namhaften Schriftstellers Karl von Villers, der als Professor in Göttingen im Jahre 1815 gestorben ist.

In der adeligen Kadettenschule waren wir Extraner, größtentheils Bürgerliche und nicht uniformirt, manchen Neckereien und Reibereien ausgesetzt und mussten uns nach Kräften durchzukämpfen suchen. Ein Hauptspaß für die älteren Zöglinge war es, beim Baden in der Elbe die neu eingetretenen Jungen zu packen und tüchtig unterzutauchen. Da ich schon früh mit Vorliebe Schwimmen und Tauchen geübt hatte konnte ich meine vermeintlichen Peiniger auslachen, was mir einen guten Namen einbrachte. Von großem Werth für meine körperliche Entwickelung ist es gewesen, dass wir nach den Lehrstunden Uebungen im Fechten, in allerlei Gymnastik und selbst im Rudern zu betreiben hatten.

Einen nachhaltigen Eindruck machte mir damals ein für die Anstalt sehr empfindlicher Vorfall. Zwei Kadetten, beide mir nahe befreundet, geriethen in heftig höhnenden Wortwechsel, wobei der eine mit dem Messer drohte, und der

andere, in blinder Wuth zuschlagend, sich dasselbe in den Arm stieß, so dass die große Schlagader verletzt wurde, und er sich beinahe zu Tode blutete.

Ich nahm mir die Sache sehr zu Herzen und gelobte mir Kampf und Streit möglichst zu meiden, in Allem nach Kräften Maß zu halten und die Leidenschaften zu zügeln.

Bald nach vollendetem 17. Jahre verließ ich nach leidlich bestandenem Maturitäts-Examen die Kadetten-Anstalt und begann das medicinische Studium. Zuerst in Dresden an der seitdem aufgehobenen medicinisch-chirurgischen Akademie. Mit der Naturgeschichte und mit der Physik und Chemie wurde angefangen, namentlich aber mit der Anatomie. Nun befand ich mich im richtigen Fahrwasser und kann in Wahrheit sagen, dass ich mit großem Eifer meine Pflicht that. Für Alles hatte ich volle Theilnahme und da es an reichlichem Unterrichts-Material nicht fehlte, so konnte ich auch durch eigenes Zugreifen den theoretischen Vorlesungen Nachdruck geben.

So verging in erwünschtester Weise mein erstes medicinisches Jahr, zugleich das letzte, welches ich ganz im älterlichen Hause zubringen durfte. Denn unerwartet wurde mein Vater ein zweites Mal zu einer historischen Professur nach Leipzig berufen. Es lagen jetzt die Verhältnisse so günstig, dass die Uebersiedelung beschlossen und alsbald auch ausgeführt wurde. Da ich aber den einmal angefangenen Cursus an der Dresdener Akademie bis zu einem gewissen Abschluss zu bringen hatte, so blieb ich noch ein Jahr in Dresden zurück. Mein Vater wünschte mich während dieser Zeit in einer gebildeten Familie unterzubringen, und da erbot sich

Professor von Villers, mich, den er als seinen früheren Schüler lieb gewonnen, in sein Haus aufzunehmen. Bei ihm und in seiner liebenswürdigen Familie war ich bald wie Kind im Hause, und mit seinen beiden Söhnen, sowie mit einem mir gleichalterigen Neffen blieb ich damals und auch ferner im gleichen trautesten Verkehr. In Gegenwart des Papa Villers wurde stets französisch gesprochen, welche Uebung mir späterhin sehr förderlich gewesen ist. Zu rasch verging mir in so angenehmen Verhältnissen dieses Jahr, an welches ich immer dankbaren Herzens und mit großer Freude denken werde. Besonders mütterlich nahm sich meiner Anfangs schüchternen und unbeholfenen Person die treffliche Tante Georgi an. Sie stammte von einer alten Hugenottenfamilie ab, welche aus Frankreich nach Aufhebung des Edictes von Nantes geflohen war und sich in Dresden niedergelassen hatte.

Fremde und einheimische Gäste gingen in dem gastfreundlichen Hause ein und aus. Stets willkommen war unter diesen die geistig lebendige und liebenswürdige Karoline Sattler aus Lindau, eine sehr geschätzte Miniatur-Malerin. Sie war eine Schülerin von Isabey in Paris, hatte dort die Protection der Herzogin von Berry genossen, ja sogar den Grafen Chambord als Kind gemalt und schwärmte deshalb für die Legitimisten. — So fanden sich in diesem Hause gesellig vereint: die strengprotestantischen bürgerlichen Nachkommen der Hugenotten, der katholische Emigrant und Aristokrat Villers, der aber im Laufe der Zeit und der Schicksale fast ein Demokrat geworden war, endlich eine warme Anhängerin der Königlichen Bourbonen. Das gab beim Austausch so verschiedener Gesinnungen und Erfahrungen gar anregende Unterhaltung, die jedoch in heiterster Weise verlief, die Parteien nicht trennte sondern immer freundschaftlicher verband.

Für meine medicinischen Studien auf der Akademie waren mir besonders drei Lehrer wichtig. Seiler, ein ernster feierlicher Mann und gewissenhafter Professor. Er stammte aus Franken, hatte sich in Erlangen als Lehrer und durch seine *Anatomia senilis* einen Namen gemacht, war nach Wittenberg berufen und nach Aufhebung dieser Universität zum Director der med. chir. Akademie ernannt worden. Ich bin bei dem sonst sehr kalten und zurückhaltenden Herrn, ohne es Anfangs zu merken, in große Gunst gekommen und später bei wichtigen Gelegenheiten durch ihn wesentlich gefördert worden. — Ein bedeutender und tüchtiger Mann war Professor von Ammon, der schon ganz der neueren Zeit angehörte und seine Schüler bereits in der naturwissenschaftlichen Richtung anleitete. Er hat sich später besonders in der Augenheilkunde einen wohlverdienten Namen erworben. — Nicht minder muss ich Professor Choulant hervorheben, einen sehr gewandten und imponirenden Lehrer von großem Fleiß und umfassender Gelehrsamkeit, aber von minderer Bedeutung für den klinischen Unterricht. — In der Botanik gab Professor Reichenbach eine vortreffliche Anleitung, wie er auch die botanischen Ausflüge in die Umgegend sehr belehrend zu machen wusste.

Was ich in Dresden für meine medicinische Ausbildung gesucht, hatte ich mir nach Kräften angeeignet und ging nun im Herbst 1829 auf die Universität nach Leipzig über.

Bevor ich indessen in meinen Erinnerungen Dresden verlasse, muss ich noch Einiges aus früheren Jahren nachholen. Vor Allem möchte ich die Veränderungen in der Familie erwähnen, die nach dem frühen Tode meiner Mutter folgten. Mein Vater verheirathete sich wieder und gab seinen vier Kindern in Auguste geb. Teubner eine zweite Mutter, die wir Kinder erster Ehe beim weiteren Heranwachsen immer mehr

lieben und ehren lernten. Mir war sie bei meiner öfteren Kränklichkeit eine liebevolle Pflegerin. Nicht minder nahm sich unserer und der drei nun folgenden jüngeren Schwestern eine neue Großmama an, welche die neue Mutter in unser väterliches Haus begleitet hatte. Sie war eine sehr originelle, geistigbelebte Frau. Ihre Erzählungen aus dem verhältnissmäßig engen Kreise, in welchem sie sich bisher bewegt hatte, zogen uns Kinder durch frisches Colorit und lebendige Darstellung selbst ganz einfacher Ereignisse dermaßen an, dass wir gar nicht genug davon bekommen konnten. Mir ist noch jetzt das Meiste davon im Gedächtniss geblieben. Jedermann unterhielt sich gern mit ihr. Später, in Leipzig, hat Veit Schnorr von Karolsfeld, damals Director der Kunst-Akademie, der zu ihren Freunden gehörte, von der guten alten Frau ein anmuthiges Bildniss in Aquarell gemalt und der „Familie Hasse“ zum Andenken verehrt.

Mein Vater gehörte einer literarischen Gesellschaft an, die unter dem Namen des Liederkreises eine ganze Schaar mehr oder minder kleiner Poeten in sich schloss, und die trotz ihrer Harmlosigkeit viel Hohn und Spott über sich ergehen lassen musste. Da fanden sich u. A. die zweiten Größen der romantischen Schule ein, Graf Loeben, von der Malsburg, dann die Dichter der Opern Freischütz, Euryanthe und Oberon: Kind, Frau von Chézy, Th. Hell und Karl Maria v. Weber selbst, ferner Karl Förster, der Archäolog Böttiger, zeitweilig die Dichterinnen v. Hellwig, Talvi, Schopenhauer u. s. w. Bei seinem kürzeren Aufenthalte in Dresden wurde Jean Paul (Friedr. Richter) überschwenglich gefeiert, während wir Kinder seinen berühmten Pudel zu necken pflegten, was uns arge Scheltworte von dem Dichter einbrachte. Im Winter versammelte man sich allmonatlich abwechselnd in den Häu-

sern der Mitglieder und schwelgte in gegenseitiger Bewunderung der vorgelesenen poetischen Erzeugnisse. Das Hauptfest war am Sylvester-Abend, wo die Herren kleine Geschenke mit entsprechenden Gedichten den ihnen durch das Loos zugetheilten Damen darbrachten. Da kam es einst zu einer drolligen Scene mit dem Kapellmeister Weber. Er hatte ein hübsches Geschenk bereit, aber die poetische Ader mochte ihm gänzlich versagt haben, so fiel er vor seiner Dame auf die Kniee und gestand, ein Gedicht hervorzubringen sei ihm nicht möglich gewesen. Die groteske kleine Gestalt mit dem geistvollen großen Haupte war, mit kläglicher Geberde knieend, von komischster Wirkung. Wir älteren Knaben durften, wenn der Kreis im älterlichen Hause versammelt war, einen Blick aus der Nebenstube in diese Dichterwelt werfen.

Eine andere literarische Persönlichkeit aus der Zeit der süßen Schwärmerei in Freundschafts-Gefühlen verbrachte ihre letzte Lebenszeit in Dresden, Frau Elise von der Recke, geb. Gräfin Medem. Sie war sehr kränklich, verließ, so lange ich mich erinnere, niemals ihre Zimmer; sie bewohnte ein geräumiges, nach der Elbe zu schön gelegenes Haus, in welchem sie auch dem Dichter der „Urania“, Tiedge, einem letzten Spross der Gleim'schen Schule, eine Heimath bereitet hatte. Frau v. d. Recke war eine sehr vornehme, würdige Dame von einer so wahrhaft reinen Herzensgüte, dass, wer diese jemals an sich erfahren hatte, unmöglich in den Spott über ihre kleinen literarischen Schwächen einzustimmen vermochte. Meine Aeltern besuchten sie am Abend zur Theestunde ziemlich regelmäßig und trafen dort mit Einheimischen und Fremden von Bedeutung zusammen. Unter Anderen sahen sie die letzte Herzogin von Kurland, Dorothea, eine Schwester der Frau v. d. Recke, berühmt durch große Schönheit und Geist, ebenso die kaum minder schönen und

bedeutenden Töchter der Herzogin. — Gar viele literarisch und wissenschaftlich angesehene Menschen, sowie liebenswürdige Frauen verkehrten im Hause. Aus ihnen bildete sich ein engerer Kreis, welcher den Lebensabend der guten Dame in anregender und heiterer Weise zu verschönen verstand. — Frau v. d. Recke schenkte meinen Aeltern ihre besondere Freundschaft und übertrug die gütige Gesinnung auch auf uns Kinder. Ich hatte mich von meiner Knabenzeit bis zum Tode der trefflichen Frau gar mancher Beweise ihres fürsorgenden Wohlwollens zu erfreuen und werde ihr dafür stets dankbar bleiben. — Auch Tiedge war uns ein guter lieber Mann, obschon er sich zuweilen recht hofmeisterlich zeigte und sich weniger leicht in ein rechtes Verhältniss zur Jugend zu finden verstand.

Nicht übergehen darf ich endlich den Eindruck, den schon in jenen Jahren die großen Dresdener Kunstschätze auf mich ausgeübt haben. Mein Vater hatte die Gelegenheit, uns zeitig geistige Anregung aller Art auch in dieser Richtung zu geben, nicht versäumt. Die Antikensammlung im Japanischen Palast wurde mit der nöthigen Ehrfurcht vor dem Geist des Alterthums bewundert, und manche schöne Form prägte sich dauernd ein. — Noch bedeutender wirkte der Besuch der Gemäldegalerie. Die reiche Sammlung der Werke niederländischer Meister zog mich lebhaft an, hauptsächlich durch die Natürlichkeit und leichte Verständlichkeit der dargestellten Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben und der landschaftlichen Natur; denn noch war ja dem ungeübten Auge das Verständniss für die feineren Reize der Farbengebung, der Licht- und Schattenvertheilung u. s. w. nicht aufgegangen. Aber schon damals übte die ideale Formen-Schönheit der italienischen Kunst auf mich den größten Reiz aus. Die himmlische Erscheinung der Sixtini-

schen Madonna verfehlte nicht den tiefstgehenden Eindruck in meine Seele zu pflanzen. Merkwürdiger Weise fesselte mich besonders auch die thronende Madonna mit Heiligen von Correggio. So sehr das Bild meinem nordischen protestantischen Sinn fremdartig, fast räthselhaft erscheinen musste, nahm mich doch unwillkürlich die Farbenpracht, die Lieblichkeit und Hoheit der Darstellung gefangen.

In die Zeit meiner Dresdener Jugendjahre fallen einige nähere und weitere Ausflüge, welche damals Reisen genannt wurden. Das waren Ereignisse in einer Zeit, in der man von Eisenbahnen noch keine Ahnung hatte und die sogenannten Eilposten als eine merkwürdige Neuerung anstaunte. Die Menschen waren unbegreiflich sesshaft. Mein Großvater Demiani ist in seinem langen Leben von Dresden nie weiter als nach Bautzen und Herrnhuth, nach Leipzig und Wittenberg und nach Karlsbad gekommen. — Wer pilgert jetzt zu Fuß nach Pirna? Damals bin ich wiederholt dahin und weiter in die sächsische „Schweiz“ mit dem Ränzel auf dem Rücken gewandert, ein paar Male mit Genossen aus dem Kadettenhause. Wie vergnügt kletterten wir in den wilden Felsschluchten und auf den hohen Sandsteinwürfeln der Bärensteine, des Liliensteines u. s. w. herum. Die Festung Königstein, schroff über dem Elbstrom gelegen, zeigte uns ihre Wunder. Kam man zwischen dem Winterberg und dem Prebischthor an die böhmischen Grenzsteine, so war es ein sonderbares Gefühl, sich mit dem einen Fuss auf sächsischen und mit dem anderen auf böhmischen Boden zu stellen. Gewöhnlich wurde Anfangs hochgelebt, und dann ging zu früh das Geld aus; die letzten Tage

musste man sich äußerst knapp halten, und endlich kam die junge Gesellschaft ausgehungert und erschöpft mühsam nach Hause.

Einen bedeutenderen Eindruck brachte ein Ausflug nach der alten Stadt Meißen. Vom rechten Elbufer aus ist der Anblick besonders malerisch. Rechts jenseits der Brücke hebt sich steil der Schlossberg hervor mit der Albrechtsburg und dem schönen gothischen Dom. Links zieht sich ein bewaldeter Bergrücken hin, auf welchem Schloss Siebeneichen gelegen ist. Dazwischen im Thale und längs dem Flusse drängt sich das Städtchen hinein. Altes und Neues war da für uns anregend: die berühmte Porzellanfabrik, die von Kurfürst Moritz aus dem früheren Kloster St. Afra gestiftete Fürstenschule, von welcher eine uralte Brücke nach dem Schlossberg führt, die malerische Ruine des Klosters Heiligenkreuz unten an der Elbe u. s. w. Es fehlte nicht an väterlichen Belehrungen über den Gründer der Burg Meißen, die Kämpfe gegen die anstürmenden Wenden, die Sagen vom heil. Bischof Benno u. dergl. mehr.

Weniger ausgezeichnet durch landschaftlichen Reiz und geschichtliche Erinnerung, aber höchst interessant für uns war eine Fahrt nach Bockwitz in das Pfarrhaus der verstorbenen Großeltern, in welchem jetzt der liebe Onkel Ernst Hasse waltete, und wo mein Vater seine Knabenjahre verlebt hatte. Der Weg dahin führt, nachdem man die Dresdener Heide hinter sich gelassen, durch eine langweilige, wenig fruchtbare, dünn bevölkerte Gegend. Erst zuletzt wird ein prächtiger Wald von Erlen, Buchen und Eichen abwechselnd mit üppigen Wiesengründen erreicht, zwischen denen sich zahlreiche Arme der schwarzen Elster verzweigen. Im Kleinen eine Landschaft wie der bekannte Spreewald. Eine halbe Stunde davon liegt auf einem sanften Hügel-

rücken das große Pfarrdorf Bockwitz und wieder eine halbe Stunde weiter der Lauchhammer. Hier galt es das hundertjährige Bestehn dieser großen Eisenhütte zu feiern. Der Minister Einsiedel, dessen Großvater das Werk gegründet hatte, gab den zahlreichen Arbeitern und Angestellten ein großes Fest, an welchem der Pfarrer and die Schulen der Herrschaft Mückenberg mitzuwirken hatten, und zu dem die angesehenen Persönlichkeiten der Umgegend eingeladen waren. Mein Vater, als die vornehmste und namhafteste der aus Bockwitz hervorgegangenen Größen, war nebst Familie ebenfalls zur Verherrlichung des Festes berufen worden. — Dasselbe begann in der Kirche, wo Onkel Ernst eine schöne, aber bei der großen Hitze in dem dicht gefüllten Gotteshause etwas ermüdende Predigt hielt. Von da bewegte sich in vollem, den Gewerken eigenthümlichem Staate der lange Zug der Hüttenleute nach dem großen Festplatze, der mit Fahnenmasten, mit Grün und Blumen schön geschmückt war. Musik ertönte, und dann trat der Festgeber auf die Bühne und hielt eine die Geschichte des Werkes und der daran Betheiligten verherrlichende Rede. Wieder spielte die Musik, begleitete eine allgemeine Speisung und die darauf folgenden Spiele mit Kletterstange, Karoussell u. dergl. mehr.

Am Tage nach dem Feste wurde ein Ausflug nach Senftenberg unternommen, dem Geburtsort meiner zweiten Mutter, einem Städtchen, welches freundlich zwischen niederen Rebenhügeln an der schwarzen Elster gelegen ist. Wir freuten uns, den Schauplatz der Erzählungen der alten Großmama kennen zu lernen, und kehrten dann höchlich befriedigt nach Hause zurück.

Im vorletzten Jahre meines Dresdener Aufenthalts machte ich eine längere Wanderung durch das Erzgebirge. Bekannt-

lich baut sich dasselbe auf der sächsischen Seite als eine unmerklich ansteigende, wellenförmige Ebene auf, deren südlicher Endrücken einige höhere Kuppen zeigt: den Auersberg, den Fichtelberg, den Sonnenwirbel, bis zu 3800 Fuß über dem Meere. Nach Böhmen zu fällt das Gebirge ziemlich rasch und steil ab und bietet nach dieser Seite prächtige Aussichtspunkte. — Jene nördliche Ebene aber wird von mehr oder weniger tief eingeschnittenen Thälern durchbrochen, die alle von der Höhe kommenden kleinen Flüsse nach Norden dem Tieflande zuführen. Da giebt es schöne Fels- und Waldpartien, alte Burgen, malerisch gelegene Schlösser (z. B. Scharfenstein, Kriebstein) und Städte, wie Annaberg, Zschopau u. s. w. Das Alles war sehr ergötzlich zu durchwandern, und dabei wurde auch der Besuch der warmen Bäder von Wolkenstein und Wiesenbad nicht versäumt. — Am meisten aber zogen die mineralogischen Schätze des Erzgebirges meine Aufmerksamkeit auf sich. Durch die liebenswürdige Förderung, welche ich in Freiberg vom Berghauptmann Freisleben, einem Universitätsfreunde meines Vaters, erfuhr, durch die Empfehlungen meines Onkels in Schneeberg und diejenigen meines Vetters Oelschlägel, Directors eines großen Blaufarbenwerkes, war ich überall in Berg- und Hüttenwerken gut eingeführt. In dem zu jener Zeit neben den großen Silber-Schmelzhütten bei Freiberg noch bestehenden Amalgamirwerk erfuhr ich schon damals, dass die mit Quecksilber in metallischer und in Dampfform hantirenden Arbeiter nicht von Knochenkrankheiten, sondern nur in anderer bekannter Weise zu leiden hatten, eine Thatsache, welche lange Jahre später durch Kussmaul vollständig bestätigt worden ist. — In der Umgebung des reizend gelegenen Städtchens Schwarzenberg lernte ich die verschiedenen Verarbeitungen der Eisenerze

in den Schmelzhütten, den Eisenhämmern, den Drahtziehereien und Blechfabriken kennen. In Grünthal war es die Behandlung des Kupfers bis zur Münzprägung, in Altenberg und Ehrenfriedersdorf die mühsame Gewinnung des Zinns und dort sowie in dem Blaufarbenwerk die Abscheidung des Arseniks aus anderen Erzen, worüber ich überall die freundlichste Belehrung empfing.

Bei alledem fielen an jedem Orte für meine Mineralien-Sammlung die schönsten Stücke ab, und in meiner Freude achtete ich es wenig, dass durch diese Schätze mein Ränzchen und meine Taschen immer schwerer lasteten. — Auf eine merkwürdige Thatsache wurde ich in Marienberg aufmerksam gemacht. Man hatte dort vor Kurzem eine etwa zweihundert Jahre lang verschlossen gewesene Grube wieder aufgenommen und dabei alte Gestänge und Seile vorgefunden. Bei genauer Betrachtnng der letzteren, die von tropfendem Grubenwasser durchfeuchtet waren, entdeckte man in den Maschen und Lücken kleine Bleiglanz-Krystalle, ein deutlicher Beweis von der Entstehung derselben aus wässeriger Lösung. Viele Jahre später erzählte ich Escher von der Linth von dieser Beobachtung und ließ aus Leipzig von meiner dort aufbewahrten Sammlung ein Stück von dem erwähnten Seile kommen. Leider war im Laufe von etwa zwanzig Jahren das morsche Stück ganz vertrocknet und eingeschrumpft und wahrscheinlich in Folge dessen die kleinen Krystalle herausgefallen, somit aber auch meine schöne Beobachtung nicht mehr nachzuweisen.

Natürlich wurden auf meiner beschriebenen Wanderung die zahlreichen erzgebirgischen Fabriken in Chemnitz und vielen anderen Orten besucht. Dabei gewann ich einen gewissen Einblick in die Arbeiten der Baumwollspinnerei, des Kattundruckes, des Maschinenbaues u. dergl. m. Auch

das Spitzenklöppeln in den Gebirgsdörfern versäumte ich nicht zu bewundern.

Im Spätsommer 1829 führte mich der Wandertrieb nach Osten in das Lausitzer- und Iser-Gebirge und weiter nach dem schlesischen „Riesengebirge“. Der Weg dahin ging über Stolpen nach dem Basaltkegel der böhmischen Lausche, dann nach der prächtigen Klosterruine Oybin bei Zittau. Hier winkten schon höhere Berge aus der Ferne, Stadt und Schloss Friedland, ein früherer Wallenstein'scher Besitz, wurde erreicht, und dann auf steilem Pfade die waldigen Höhen der Iser erstiegen. Nach Besichtigung des kleinen hübschen Badeortes Liebwerda ging es noch höher hinauf zu der berühmten Harrach'schen Glashütte und endlich nahe am Kamme des Riesengebirges nach den Elbquellen. Diese entspringen auf rauher Höhe in einer flachen sumpfigen Mulde, umgeben von einer rechten Gebirgsflora von Eisenhut, Steinbrech, Gentianen, Sphagnum und Knieholz. Verfolgt man nun den Pfad auf dem Gebirgskamme, so kommt man bei den höher ragenden Spitzen vorüber weithin nach Osten zu dem höchsten Gipfel, der 1603 m hohen Schneekoppe. Von hier hat man eine große Fernsicht über das schlesische Hügelland bis in die Ebene gegen Breslau. Nach Süden zieht sich das Waldgebirge weit hin, von tiefen und steilen Schluchten und Thälern durchschnitten. Auf der schlesischen Seite fallen die Höhen rasch und jäh ab, man erreicht bald die sagenreiche Burgruine Kynast und gelangt von da nach dem großen Badeorte Warmbrunn. In fortgesetzter Wanderung wurden auch das prächtig gelegene Fürstenstein, der Park von Buchwald und die Bäder Altwasser und Salzbrunn besucht. Ueber Landshut und Kloster Grüssau erreichte ich wieder die böhmische Grenze, hart an welcher das sonderbare Felsenlabyrinth von Adersbach

gelegen ist. Nachdem ich dieses bewundert, ging der Marsch weiter im nördlichen Böhmen durch Gegenden, welche im Kriege von 1866 der Schauplatz blutiger Kämpfe geworden sind. In Münchengrätz versäumte ich nicht, die sehr einfache Grabstätte des größten Genius aus der Zeit des 30jährigen Krieges, Wallenstein's, aufzusuchen. Nachdem dann noch der Bösig-Berg mit seiner großen Klosterruine erstiegen worden, erreichte ich endlich bei Leitmeritz wiederum die Elbe. Das Thal derselben bis Aussig ist reich an malerischen Schönheiten und merkwürdig durch eigenthümlich gestaltete Basaltgebilde. Kurz vor Aussig ragt auf steilem Felsen die durch Ludwig Richter's Gemälde bekannte Burgruine Schreckenstein über dem Fluss empor. — Am letzten Tage dieser Reise ging es nach Kulm, wo die Denkmäler des großen Sieges über die Franzosen im Jahre 1813 zu besichtigen waren, dann über Nollendorf u. s. w. der sächsischen Grenze zu. Unter strömendem Regen kam ich ganz ermüdet bei Dunkelwerden nach Pirna und sollte doch auch noch Dresden erreichen. Wie gerne hätte ich ein Fuhrwerk gemiethet, aber leider waren meine Reisemittel wieder einmal erschöpft und guter Rath theuer. Glücklicherweise traf ich einen mir bekannten Herrn, der nach Dresden zu fahren im Begriff war und mir zu einem behaglichen Abschluss der Reise verhalf.

Einen wichtigen Abschluss in meinem Leben bildete die nun erfolgende Uebersiedelung nach Leipzig. Diese Stadt und ihre Bewohner, der ganze Charakter, das Leben und Treiben daselbst unterschied sich sehr wesentlich von der Dresdener Eigenthümlichkeit. Von Alters her hatte sich das Gemeinwesen ganz eigenartig entwickelt, selbstständig wie

in einer Reichsstadt und doch nicht so abgeschlossen. Unabhängiger Sinn war in der Bürgerschaft im Verfolge einer ausgebreiteten und erfolgreichen kaufmännischen Thätigkeit entwickelt worden. Die zu dieser Zeit bereits 420 Jahre alte Universität hatte ebenfalls mit ihrer mittelalterlichen Verfassung eine selbstbewusste Haltung behauptet, zugleich aber auch durch ihren geistigen Einfluss den Sinn für Kunst und Wissenschaft geweckt und genährt. So war eine weit freiere Strömung neben feiner Bildung und sicherem Blick in dem gesammten städtischen Leben entstanden. Man fühlte sich ganz anders gegenüber den Dresdnern, auf deren Haltung allerdings eine gewisse Abhängigkeit von dem Königlichen Hofe, dem Adel und der höheren Beamtenwelt, endlich auch von der vornehmen und reichen Fremden-Colonie ihre Einwirkung nicht verfehlen konnte.

Ein großer Theil dieser örtlichen Verschiedenheiten hat sich im Laufe der Zeiten allmälig ausgeglichen. Dazumal aber machten sie sich noch auffallend geltend. War doch auch der Verkehr zwischen den beiden Städten noch so spärlich, wie man es sich jetzt in der Zeit der Eisenbahnen nicht mehr vorstellen kann. Als man mit der endlich eingerichteten Schnellpost in 12 Stunden von Dresden nach Leipzig gelangen konnte, galt dies als etwas Großes. Die meisten Reisenden begnügten sich noch lange mit der Benutzung der Lohnkutscher und brauchten, indem sie halbwegs übernachteten, anderthalb Tage zu der gegenwärtig in weniger als zwei Stunden durchflogenen Strecke. — Es ist überhaupt vergessen, welche Knappheit damals in allen Verhältnissen nach der Aussaugung des Landes durch die entsetzliche Kriegszeit, herrschte. Jedermann musste sich große Entbehrungen auferlegen, um nach und nach wieder emporzukommen. Obenein trat alsbald noch das regenreiche

Jahr 1817 hinzu, in welchem der größte Theil der Ernte verdarb und im Lande wirkliche Hungersnoth herrschte, da ja zu jener Zeit weder Eisenbahn noch Dampfschiffahrt bestanden, die eine leichte und rasche Zufuhr von auswärts vermittelt hätten.

Im Jahre 1813 war Dresden verhältnissmäßig am stärksten mitgenommen worden, denn abgesehn von allen Kriegslasten, die es mit dem ganzen Lande gemeinsam getragen, war es mehr als vier Monate hindurch der Central-Sitz der Napoleonischen Gesammtmacht gewesen, vor seinen Thoren hatte eine zweitägige blutige Schlacht zwischen den Haupt-Armeen gewüthet, eine wenn auch nur kurze Belagerung war erduldet worden, und auch nach Abzug der Franzosen wurde die Stadt noch als eine feindliche von den Verbündeten in Anspruch genommen. Leipzig und seine Umgebung hatten durch die dreitägige Völkerschlacht ebenfalls unglaublich gelitten, aber das verwüstende Gewitter war wenigstens rascher vorübergegangen. Regerer Unternehmungsgeist hatte hier, bei der wieder auflebenden Handelsthätigkeit und der größeren altbestandenen Capitalkraft bald frischen Muth und entsprechenden Erfolg hervorgerufen. So blieben auch entschiedene Fortschritte nicht aus, konnten aber begreiflich in Leipzig früher, in Dresden erst später eintreten.

Auffallend musste es dem Dresdner erscheinen, dass Leipzig vorwiegend als deutsch gesinnt, Dresden dagegen als franzosenfreundlich beurtheilt wurde. Es ist aber nicht zu verwundern, da während der Napoleonischen Aera Sachsen und Dresden mit seiner Regierung vor allem sich fast immer unter der Tatze des Löwen befand. Der leiseste Versuch

des Königs und seiner Regierung sich unabhängiger zu machen, führte sofort zu den deutlichsten Drohungen. Seit endlich im Jahre 1813 vom Mai bis in das Spätjahr hinein Dresden Hauptquartier und Residenz des Franzosenkaisers gewesen war, wirkte desselben Gegenwart vollends erdrückend. Dass man während der Schlacht bei Dresden den Sieg Napoleons als einen Schutz gegen die Greuel einer blutigen Erstürmung der Stadt mit allen ihren Folgen mit Genugthuung begrüßte, ist friedlichen Bürgern nicht zu verdenken. — Die vorherrschende Stimmung der Bevölkerung war gegen die Franzosen, nur die Armee und ihre Führer machten eine entschiedene Ausnahme, sie wurde wie so viele andere Deutsche damaliger Zeit durch die alles überragende Napoleonische Genialität fortgerissen. Unter der Einwohnerschaft Dresdens machte die hochpatriotische Familie Theodor Körner's keine Ausnahme. Ich möchte hier eine erläuternde Anekdote beifügen.

Napoleon hatte sein Hauptquartier 1813 monatelang in dem Palast Marcolini in der etwas entfernten Friedrichsstadt. Wenn er, wie fast täglich, sich nach dem Mittelpunkte der Stadt verfügte zu Pferde oder zu Wagen, war er stets von einer starken Reiterschaar begleitet und noch obenein wurde er durch längs des ganzen Weges aufgestellte französische und deutsche Polizeimannschaft bewacht.

Alle dort verkehrenden Personen mussten vor dem Kaiser bei seinem Vorbeikommen das Haupt entblößen und tiefe Verbeugungen machen. Wer dies versagte, gerieth in die Hände der Polizei. Da traf es sich eines Tages, dass der Hofrath Hedemus, Leibarzt des Königs von Sachsen, einen Krankenbesuch in der Ostraallee einer der von Napoleon zu benutzenden Straßen, gemacht hatte. Dort hatten die Häuser jedes einen kleinen Vorgarten und zu der Haus-

thüre führten ein paar Stufen hinauf. Hedemus, dort hinaustretend, sah sogleich den kaiserlichen Zug herankommen, mochte sich aber als geschworener Franzosenfeind der Begrüßung nicht unterziehen. Er wendete sich rasch um, bückte sich mit dem Gesicht gegen das Haus, that, als säh er den Zug nicht kommen, und machte sich an seinen Schnallenschuhen, die man damals allgemein trug, emsig zu schaffen. Diese auffällige Begrüßung a posteriori erregte natürlich die Aufmerksamkeit der Polizei. Hedemus wurde sofort verhaftet und die schlimmste Anklage auf Majestätsbeleidigung stand ihm bevor. Seine Rettung hatte er dem diesmal energischen Dazwischentreten des Königs zu verdanken, der Napoleon gegenüber behauptete er könne seinen Leibarzt nicht entbehren und werde schon selbst für seine Bestrafung sorgen.

Ein anderer Arzt, der sich über das Verhalten des sächsischen Königs als Aliirten der Franzosen in sehr stark schmähender Art geäußert hatte, wurde ebenfalls verhaftet und nach der damals Napoleonischen Festung Erfurt geschafft. Die sehr bald eintretenden Siege der Aliirten waren es wahrscheinlich, die ihn vor einem sehr harten Schicksal bewahrten.

Meine Studien auf der Universität richteten sich zunächst wieder auf dieselben Fächer, zu denen ich bisher schon den Grund gelegt hatte. Die Naturgeschichte der drei Reiche lehrte nach altgewohnter Weise Schwägrichen, indem er fast nur eine trockene Specieskennerei zum Besten gab, und aus einer sehr kümmerlichen Sammlung die wichtigsten Gegenstände vorwies. Bei den botanischen Excursionen war er unermüdlich in freundlicher Belehrung. In

der Physik zeichnete sich Brandes durch einen vortrefflichen Vortrag aus, der im vollendetsten Periodenbau klar dahinfloss. Ich schämte mich Anfangs, dass er mich oft ermüdete, machte aber doch zuletzt die Erfahrung, dass eine weniger klassische Sprechweise anregender wirke. Ernst Heinrich Weber, der berühmte Anatom und Physiolog, lieferte dazu den Beweis. Jeden, selbst den trockensten Gegenstand behandelte er in mehrfach abspringender Redeweise mit einer Art von Begeisterung. Hie und da war es fast komisch, wenn er mit erhobener Stimme und mit lebhafter Bewegung der Arme und Hände etwa die anatomische Lage der Theile, oder die Thätigkeit gewisser Muskelgruppen anschaulich zu machen suchte. — Ueberhaupt aber gaben die Vorlesungen Weber's die fruchtbarsten Anregungen. Hier war neues Leben und ächt naturwissenschaftliche Richtung, hier wurde man auf den rechten Weg gewiesen. Freilich waren damals die bahnbrechenden Arbeiten in der Entwickelungsgeschichte von Döllinger und dessen berühmten Schülern der studirenden Jugend noch nicht allgemein zugänglich gemacht, aber auch hierüber gab uns Weber wenigstens eine grundlegende Anschauung. — Selbst die Gewebelehre lag noch im Argen; wurde doch erst 5 Jahre später das Mikroskop in den rechten Gebrauch eingeführt, nachdem die Zelle durch Schleiden und Schwann als die Grundlage aller organischen Bildung erkannt worden war. Wie es bis dahin mit der feineren Anatomie aussah, wird man verstehen, wenn man bei Seiler die Capillarcirculation in freien Gewebsrinnen gezeichnet findet, die Berres'schen Gefäßverzweigungen oder gar die Abbildungen mikroskopischer Gegenstände der Gebrüder Arnold betrachtet. Ein erheblicher Fortschritt zeigt sich indessen bereits in der im Jahre 1830 erschienenen Weberschen Ausgabe der großen Hildebrandt'schen Anatomie. —

Neben den mündlichen Vorträgen war das Studium von Treviranus' Biologie und der anatomischen Abhandlungen von Meckel, Tiedemann, Weber und J. Müller von besonderem Werthe.

Als einen rechten Uebelstand hatte ich es zu betrachten, dass Weber die Physiologie des Morgens um 6 Uhr vortrug, denn wie oft leider zeigte sich Morpheus mächtiger als der Lerntrieb.

Es war damals die Zeit, in welcher das physiologische Experiment anfing, bei uns wieder zu Ehren zu kommen, indessen wie mangelhaft stand es noch, namentlich in Leipzig, mit den zur Vorführung von Versuchen nöthigen Hülfsmitteln. Wenn man die reiche Ausstattung der heutigen physiologischen Laboratorien sieht, und sich erinnert, wie in jener Zeit höchstens eine sehr primitive galvanische Säule, einige optische Instrumente u. s. w. im leeren Hörsaale zu finden waren, selten ein Frosch sich herzugeben hatte, um an seiner Schwimmhaut den Blutlauf durch einfache Linsen zeigen zu lassen, so staunt man, wie jetzt Alles so bequem und klar vor Augen gebracht wird. Alle Ursache aber hat man, darüber zu staunen, dass E. H. Weber mit den bescheidensten Hülfsmitteln bereits die folgenreichsten Entdeckungen machte, denn damals schon begannen seine berühmten Untersuchungen über die Sinnes-Thätigkeit, namentlich über den Gefühlssinn.

In der ersten Zeit des Leipziger Studiums übte die vergleichende Anatomie einen großen Reiz auf mich aus. Leider gab es keine Vorträge über diesen Wissenszweig, ja es fehlte selbst die Gelegenheit, sich in Sammlungen zu unterrichten. Man musste sich an die Arbeiten von Meckel, von Rudolphi, in dessen Physiologie eine Fülle von zootomischen Beobachtungen niedergelegt ist, auch an Weber

und J. Müller halten; die beste Anleitung gab das Lehrbuch der Zootomie von K. G. Carus. Natürlich wurde auch allerhand Gethier, was sich irgend auftreiben ließ, ganz dilettantisch verarbeitet.

Für das Fach der Chemie war der hochbejahrte Eschenbach als Ordinarius angestellt. Er galt für einen stillen Anhänger des Phlogiston; Lavoisier war ihm ein bedenklicher Neuerer. Trotzdem examinirte er die Mediciner und so auch mich noch kurz vor seinem Tode. — Ein außerordentlicher Professor, O. B. Kühn, vertrat mit regem Eifer die neuere Zeit. In seinem bescheidenen Privat-Laboratorium leitete er zu analytischen Arbeiten an und führte seine Schüler ernstlich in das Verständniss der anorganischen Chemie ein. Die weit wichtigere organische Chemie war im Jahre 1829 noch größtentheils eine Sphynx, doch wies damals schon die künstliche Darstellung des Harnstoffs durch Wöhler auf den sich einstellenden Fortschritt hin.

Bald kam nun die Zeit des ersten Examens herbei. Dieses wurde vor der Facultät unter sehr veralteten Förmlichkeiten in lateinischer Sprache abgehalten. Der Candidat erschien in Frack, schwarzseidenen kurzen Hosen, langen seidenen Strümpfen, mit Schnallenschuhen, einem Degen an der Seite, den dreieckigen Hut unter dem Arme und wurde nach bestandener Prüfung mit der Würde eines *Baccalaureus medicinae* bekleidet. — Als solcher durfte dann auch ich zu den eigentlichen praktischen Fächern übergehen.

Mit der allgemeinen Pathologie und Therapie wurde begonnen; da bekam man aber leider nur eine trockene unreife Dogmatik, von einer unfruchtbaren Terminologie belastet;

namentlich entbehrte die Aetiologie fast jeder wissenschaftlichen Grundlage. — Und nun die Arzneimittellehre. Auch hier war wenig von einer physiologischen Anschauung bei der Beurtheilung der Arzneiwirkungen zu spüren. Das Beste ergab noch die reine Pharmakologie; allein, was die Anwendung der Mittel anlangt, stützte man sich auf die sogenannte Erfahrung und auf phantastische, zum Theil naturphilosopische Voraussetzungen, nur selten vernahm man etwas von experimentellen Nachweisen. Um den Stand der Dinge kennen zu lernen, sehe man sich z. B. nur ein lange Zeit berühmtes Buch, die Pharmakodynamik von Vogt, an. — Kein Wunder, dass die Homöopathie unter solchen Umständen gläubige Jünger finden konnte. Diese mit ihren Arzneiversuchen an Gesunden gab die Veranlassung zu den von Jörg geleiteten Arzneiprüfungen, denen ich mich vertrauensvoll anschloss. Ich verschluckte nach einander die verschiedensten Medicamente, schrieb die an mir beobachteten Wirkungen nieder und übergab den Bericht an Jörg. Dieser verglich denselben mit den Referaten der anderen Theilnehmer und suchte verlässliche Ergebnisse daraus zu ziehen. Ich gestehe jetzt gern, dass ich alsbald dieses sehr ungenügenden Experimentirens müde wurde. Es ist auch weiterhin nichts Rechtes dabei herausgekommen. Einige Versuche gaben den Spöttern unter uns zu anzüglichen Bemerkungen Anlass, z. B. die über das *Secale cornutum*, dessen Wirkung Jörg nicht anerkennen wollte, und wir natürlich an uns selbst nachzuweisen nicht in der Lage waren.

Man darf sich wohl auf den heutigen Stand unseres Wissens berufen, um zu begreifen, wie ungenügend die eben erwähnten Bestrebungen ausfallen mussten. Wir besaßen noch keine irgendwie zuverlässig begründete Semiotik. Mit den Zeichen aus dem Pulse war man noch nicht viel weiter

als von Galen her gekommen, — die Messung der Körperwärme ging über den *Calor mordax* kaum hinaus, — Auenbrugger's, Laënnec's Percussion und Auscultation fing an, in der ärztlichen Welt Eroberungen zu machen, war jedoch nach Leipzig noch nicht vorgedrungen, — die Harnuntersuchung befand sich in den ersten vereinzelten Anfängen, — für die Vorgänge der Verdauung und Ernährung waren nur eben die Grundlagen durch Tiedemann und Gmelin gewonnen. Da konnte von einem wissenschaftlichen Urtheil über Arzneiwirkungen noch nicht die Rede sein. — Die Toxikologie allein zeigte einen sicheren Boden, und die Fortschritte der Physiologie bahnten alsbald die rechten Wege an, nach denen wir, unbefriedigt wie wir waren, uns vor der Hand vergeblich umsahen.

Von vielem Werthe war mir das Studium der Geschichte der Medicin. Schon die lichtvolle literaturhistorische Uebersicht, welche ich in Dresden durch die Vorlesungen von Choulant erhalten hatte, machte mir Lust zu Weiterem. So arbeitete ich mich nun durch Sprengel's gelehrtes Buch eifrig durch. Die Schriften von Hecker konnten mich später nur wenig ansprechen. Seine Art, die Entstehung epidemischer Krankheiten aus Wind und Wetter, Ueberschwemmung und Krieg und anderen Zufälligkeiten abzuleiten, schien mir den rechten Punkt nicht zu treffen. Ganz besonders widerstrebte mir der Gedanke einer Umbildung der Krankheiten durch bloße Aeußerlichkeiten, da doch die einfache Beobachtung der ansteckenden Erkrankungen auf eine ganz bestimmte wesentliche Ursache jeder einzelnen unverkennbar hinweist.

Sehr viel versprach ich mir von der speciellen Pathologie, zu welcher ich alsbald überging. In den Vorlesungen wurde eifrig nachgeschrieben; noch besitze ich einen Theil

der Hefte. Die Bücher der beiden Frank, und die von S. G. Vogel, Richter wurden studiert. Trotzdem konnte mein sehr realistisch und objectiv angelegter Sinn keine rechte Befriedigung finden; denn ich hatte auf ganz bestimmte thatsächliche Belehrung gehofft. Da kam endlich die Vorlesung über pathologische Anatomie bei Professor Cerutti wie ein Strom positiver Erkenntniss über mich. Man muss aber nicht etwa denken, dass diese Vorträge, wie in jetziger Zeit, in einem wohlausgestatteten Institut für pathologisch-anatomische Forschungen gehalten wurden, unter Vorzeigung zahlreicher Präparate, bei reichlicher Zufuhr frischer Ergebnisse aus Leichenöffnungen, mit Beihülfe von Mikroskop, Mikrochemie und aller modernen Apparate. Von wirklichen pathologischen Gegenständen standen nur wenige, mehr als Curiositäten aufbewahrte Knochen, einige getrocknete Herz- und Gefäß-Anomalien und dergl. zu Gebote. Die bedeutendsten Stücke waren eine Reihe von, wie ich glaube durch Rosenmüller gesammelten Aorten-Aneurysmen und eine sehr belehrende Folge von Hemi- und Anencephalen. — Der arme Cerutti, dem kein Spital zur Verfügung stand, musste seine Zuflucht zu den Abbildungen in den Meckel'schen Schriften und in dem großen Atlas von Cruveilhier, sowie bei Abercrombie und Annesley nehmen. Wie mager demnach auch seine Vorträge waren, so bleibt ihm doch das große Verdienst, als der Einzige damals in Leipzig, seinen Schülern die entscheidende Anregung gegeben zu haben, auf dem sicheren Boden der pathologisch-anatomischen Thatsachen weiter zu bauen.

Nach so nur wenig befriedigenden Vorbereitungen wandte ich mich endlich, nicht ohne große Erwartung, dem klinischen Unterrichte zu. Mit einer Art heiliger Scheu trat ich in die Krankensäle des Jakobs-Hospitales ein. Ich sah mit ehr-

furchtsvollem Vertrauen zu den Lehrern hinan, die uns für einen mit großer Verantwortung belasteten und, wie ich hoffte, doch so segensreichen Beruf vorbereiten sollten.

In der inneren Klinik waltete Clarus, der durch seine gewichtige Persönlichkeit und seine ganze öffentliche Stellung als die erste medicinische Autorität galt. Und mit Recht, denn er war unstreitig ein Mann von Geist und Thatkraft, der seinen Standpunkt mit Gewandtheit und Würde zu vertreten verstand. — Er gab den klinischen Unterricht in eleganter lateinischer Sprache, was den Schülern nicht wenig imponirte. Indessen fanden wir mit der Zeit heraus, dass nicht selten das *Verba facere* die thatsächliche Belehrung bedenklich überwucherte. — Die Krankheitsfälle wurden nach dem damaligen Stand der Pathologie und Therapie diagnosticirt und curirt. *Febris inflammatoria*, *rheumatica*, *gastrica*, *catarrhalis*, *nervosa*, mit den nach diesem Schema natürlich häufigsten Verbindungen untereinander, waren als essentielle Fieber die Grundlage der Diagnose. Diese Fieber konnten sich durch salutare Krisen zum Guten entscheiden, oder zu pseudokritischen Localleiden umgestalten. So entstanden aus der *Inflammatoria* die Lungen-, Brustfell- u. a. Entzündungen, aus der *Catarrhalis* die Bronchiten, aus der *Gastrica* die *Biliosa*, *Septica*, aus der *Rheumatica* der Gelenkrheumatismus, und so ging es *in infinitum* mit Complicationen, Wendungen, Uebergängen und Versetzungen der kritischen Stoffe, die sehr willkürlich angenommenen Ursachen zugeschrieben wurden, weiter und weiter. Konnten die „normalen“ Krisen nicht zu Stande gebracht werden, so musste entweder der Tod eintreten oder das Leiden chronisch werden, zu Entartung führen u. s. f. Diesen Grundansichten entsprach die Therapie, welche je nachdem Blutentziehungen, Schwitzen, Expectorantien, Reizmittel, Narkotika, Gegenreize u. s. w. ver-

langte. — Für die eigentlich chronischen Krankheiten ließ sich ein ähnliches Schema nicht aufstellen. Dieselben wurden in schönen lateinischen Worten sehr zurückhaltend und dunkel besprochen und symptomatisch behandelt.

Man sieht, die medicinische Wissenschaft, welche, auf der umfassendsten sinnlichen Beobachtung fußend, vorsichtig kritisch bearbeitet sein will, wenn sie mit der Zeit eine wirkliche Naturwissenschaft werden soll, wurde mit Vorliebe *a priori* gestaltet, wie die sogenannten Geisteswissenschaften. Eine solche Schule, welche wesentlich darauf ausging, die Thatsachen zu beherrschen, zu einem willkürlichen Abschluss zu bringen, sowie ihr Dogma autoritativ zu verbreiten, musste alsbald an dem Uebel der Willkür und der vorgefassten Meinungen zu Grunde gehen.

Im Anfang überwältigten mich diese sehr gewandt und eindringlich aus dem Munde der gewichtigsten Autorität vorgetragenen Lehren, und ich hatte mich ganz in dieselben eingesponnen. Nach und nach indessen lockerten sich die Maschen des Theorien-Netzes. Im Verlaufe der Vorträge über pathologische Anatomie verlor ich mehr und mehr den Respect vor den essentiellen Fiebern und deren ganzem complicirten Stammbaum. Das Frühjahr brachte Wechselfieber, und, obschon dies Gelegenheit gab, das Schema der *Febris intermittens, remittens, continua, continua continens* u. s. f. der gläubigen Jugend vorzuführen, wollten doch Einige von uns in der genannten Krankheit eine eigenthümliche, durch eine specifische Ursache hervorgerufene Reihe von Erscheinungen vermuthen. Als nun auch Pocken-Fälle im Spital vorkamen, und bald darauf eine Masern-Epidemie sich in der Stadt verbreitete, schien uns dies Alles nicht in das eingelernte System zu passen.

Selbst die Augenklinik, welche unter der Leitung von

Ritterich, einem Schüler von Beer und einem sehr gewissenhaften Lehrer stand, führte eine fernere Erschütterung des bisher uns überlieferten Lehrgebäudes herbei. Obschon damals der Augenspiegel noch nicht erfunden war, galt es hier an einem der unmittelbaren Beobachtung zugänglichen Organe die krankhaften Veränderungen zu verfolgen. Was ging wohl Aehnliches bei den sogenannten inneren Krankheiten in den der sinnlichen Wahrnehmung unzugänglichen Organen vor? so fragten wir uns. Da hätte uns die pathologische Anatomie zur Lösung mancher Räthsel dienen können; allein hierzu ließ uns die damalige Leipziger Schule im Stiche. Leichenöffnungen der in der Klinik Verstorbenen wurden höchstens zwei im Semester gemacht, und dann noch sehr unvollständig und durch eine in pathologischen Dingen ungeschulte Hand. Hyperämie und Entzündung, diese und Imbibitionsröthe wusste man nicht zu unterscheiden und dergl. mehr. Der Blick war nicht geschärft, krankhafte Veränderungen rasch aufzufinden, es fehlte die rechte Einsicht, Verborgenem findig nachzusuchen. Wo konnte da eine richtige Beurtheilung des vorliegenden Falles herkommen? Man suchte nach der „Todesursache“, man fand die Bestätigung der vermeintlichen Diagnose.

Die chirurgische Klinik hätte ebenfalls ergänzend und aufklärend eintreten müssen. Leider aber wurde zu jener Zeit in Leipzig die Chirurgie sehr vernachlässigt. Zum Theil lag die Schuld wohl an den Vertretern dieses so überaus wichtigen Faches. Der Professor der chirurgischen Klinik, Kuhl, war ein trefflicher Mann, dessen Werth ich erst viel später erkennen lernte. Es fehlte ihm aber das richtige Lehrtalent. Die jungen Leute anzufeuern, sie eindringlich zur Untersuchung der Kranken anzuleiten, das passende Zugreifen von ihnen zu verlangen und dergl. mehr, das war

nicht seine Sache. Nur selten fand er sich angeregt, in beredten Worten sein gründliches Wissen und seine reiche Erfahrung an den Mann zu bringen. Großartig war seine Ruhe und das sichere Eingreifen bei dringenden und verzweifelten Umständen. Dieser Mann aber zog sich bedrückt und verdrossen zurück, da er bemerkte, wie wenig er die Schüler anzuziehen vermochte, und so verödete seine Klinik. Offenbar auch verschüchterte ihn die Ueberlegenheit, mit der ihm sein nächster College gegenüber trat, ein Verhältniss, welches den Studenten nicht entging und nicht wenig dazu beitrug, das Ansehen der chirurgischen Klinik bei ihnen herabzusetzen.

Was mich betrifft, so muss ich das Geständniss ablegen, dass bei mir eine sehr unpassende Weichherzigkeit mit ein Grund war, der mich der Chirurgie abwendete. Das Chloroform war noch nicht erfunden, die Schmerzensschreie bei Operationen und dergl. zogen meine Aufmerksamkeit von der Hauptsache ab, ich vermochte dem Eindruck nicht zu widerstehen. Trotz aller Mühe, die ich mir damals und auch später noch in Paris sehr ernstlich gab, habe ich diese Weichlichkeit nicht überwinden können. Um in meinen Augen den Werth der chirurgischen Thätigkeit herabzusetzen, kam noch die entsetzliche Häufigkeit der Todesfälle hinzu, welche dazumal, vor der Zeit der Antisepsis, nach Operationen und Verletzungen stattfand. Somit war ich für die Chirurgie verloren.

In der geburtshülflichen Klinik trat uns Jörg als ein eifriger Professor mit großem Selbstbewusstsein entgegen. Durch einen Anflug naturphilosophischer Färbung wusste er nebenbei seiner Lehre eine eigenthümliche Anziehungskraft zu verschaffen. In den anatomisch-physiologischen Verhältnissen seines Faches war er, nach dem damaligen Stand-

punkte, ganz zu Hause; hatte er doch sogar die vergleichende Anatomie in der betreffenden Richtung selbstständig zu fördern verstanden. Was die Lehre von der Mechanik der Geburt anlangt, so stand er darin unstreitig hinter Nägele zurück, aber die Bedingungen zu operativen Eingriffen stellte er mit Umsicht, und die Ausführung dieser selbst zeigte ihn als Meister. Sowie puerperale Erkrankungen eintraten, hörte jedoch, wie zu jener Zeit fast überall, jedes Verständniss auf. Die Lehre von dem Eindringen schädlicher Stoffe in die Gefäße war ihm natürlich noch fremd, auch was man damals als Phlebitis kannte, und was uns Cerutti in der pathologischen Anatomie bereits gelehrt hatte, entging ihm noch. Er blieb bei Böer's Putrescenz des Uterus stehn. Als Lehrer verstand es Jörg vollkommen, trotz seiner etwas barschen Art, seine Schüler an sich zu fesseln.

Heinroth, der Vertreter der Psychiatrie, ein liebenswürdiger geistreicher Mann, hatte weder rechte Freude am Lehramt, noch auch ein entschiedenes Talent dafür und brachte daher sehr selten ein Colleg zu Stande. Kränklichkeit veranlasste ihn, von der ärztlichen Besorgung des Georgenhauses, wo die städtischen Irren untergebracht waren, und wo er klinische Vorträge gehalten hatte, zurückzutreten. Als Schriftsteller über Geisteskrankheiten und verwandte philosophische Gegenstände war Heinroth eine Berühmtheit. Seine Bücher habe ich theilweise mit großem Genuss gelesen und denke noch jetzt mit Vergnügen an das Studium derselben. Die anatomisch-physiologische Auffassung der Geisteskrankheiten tappte noch ganz im Dunkeln, und so legte Heinroth den Hauptwerth auf die psychologische Entwickelung derselben. In seinem Lehrbuch baute er demnach, wie es jene Zeit (das zweite Jahrzehnt des Jahrhunderts) nicht anders mit sich brachte, ein sehr künstliches System

der „Seelenstörungen“ nach dem Schema von Gefühl, Verstand und Willen auf. Unglücklicherweise bediente er sich bei den ursächlichen Momenten dieser Störungen des Wortes „Sünde“ in einer von der gewöhnlichen Bedeutung desselben so überschwänglich abweichenden Weise, dass er dadurch in argen Misscredit kam. Wer den heiteren, milden, wohlwollenden Mann nicht kannte, verschrie ihn als einen finsteren pietistischen Eiferer. Während meines Aufenthaltes in Paris hatte ich Gelegenheit, mit Esquirol in Charenton über Heinroth zu sprechen, da kam natürlich auch die „Sünde“ zur Erwähnung. Ich erklärte, Heinroth habe unter diesem Worte ja etwas ganz Anderes verstanden, worauf Esquirol: *Ah ça ce sont de vos obscurités allemandes*, womit er freilich recht behielt. — Mir scheint, dass man jedenfalls gegenwärtig zu wenig Rücksicht auf die ethischen Elemente bei der Beurtheilung der geistigen Störungen nimmt. Soll man denn wirklich den Einfluss unbeachtet lassen, den geistige, gemüthliche und sittliche Befriedigung, das Maßhalten in allen Dingen nicht nur auf das Seelenleben, sondern auch auf die körperliche Widerstandsfähigkeit haben? Ein begründeter Vorwurf ist Heinroth wohl deshalb zu machen, dass er in seinem Werke über die Seelenstörungen bei der Behandlung der Irren noch alle die barbarischen Methoden und Zwangs-Maßregeln der vergangenen Zeit, ohne sie zu verurtheilen, aufzählt. Er selbst hat meines Wissens bei der Behandlung seiner eigenen Kranken von allen dergleichen Gewaltsamkeiten niemals Gebrauch gemacht.

Unter diesen Studien und Bestrebungen gingen mehr als zwei Jahre hin, und die Zeit zum zweiten Examen, dem *Rigorosum*, rückte heran. Auch dieses wurde unter denselben steifen Formen wie die erste Prüfung glücklich überstanden, ich war nun ein *Candidatus medicinae*.

Zu dieser Zeit fand sich für mich eine willkommene Gelegenheit, einen Einblick in die Verhältnisse der medicinischen Privat-Praxis zu thun. Professor Clarus hatte als Arzt eine sehr ausgedehnte Beschäftigung in der Stadt, der er nicht allein zu genügen im Stande war. Da nun eine Erkrankung seines ständigen Gehülfen, die sich in die Länge zog, raschen Ersatz nöthig machte, wurde ich gewählt, für ein paar Monate einzutreten. Ich durfte dies als eine gute Uebung besonders im Verkehr mit Kranken aus den höheren Ständen ansehn. Clarus war ein sehr angenehmer Vorgesetzter in diesem Verhältniss, und ich konnte dabei auch bemerken, dass er von seinem Dogmatismus recht viel dem praktischen Bedürfniss zu opfern wusste.

Bald nachdem meine Hülfsstellung ihr Ende erreicht hatte, traf es sich, dass eine Cholera-Epidemie Leipzig bedenklich nahe kam, und namentlich in dem benachbarten Halle sich hartnäckig festsetzte. Man hielt es für nöthig, in der Nähe unserer Stadt eine Contumaz-Anstalt einzurichten, und ich wurde an derselben als Unterarzt angestellt. In dieser amtlichen Abgeschiedenheit hatte ich die Aufgabe, verdächtige Gegenstände zu desinficiren, Reisende einzusperren, die aus Choleraorten kamen und mir durch die Grenzaufseher zugeführt wurden, endlich über alle Vorgänge Berichte an die Behörde abzufassen. Einen Cholerakranken bekam ich niemals unter meinen Gästen zu sehen. — Ich muss gestehen, dass mir diese Contumaz bald als eine große Verirrung erschien. Weder eine genügende Desinfection der Sachen, noch eine vollständige Absperrung der Personen war durchführbar, es kamen lächerliche Beispiele von Durchbrechung derselben fast alle Tage vor, und es musste als ein reiner Zufall angesehen werden, dass Leipzig damals von der Cholera verschont blieb. In Halle erlosch die

Krankheit allmälig und die immerhin recht kostspielige Anstalt wurde geschlossen. — Ich trat wieder in die Welt und konnte nun ernstlich an die Vorbereitung zur Doctor-Promotion denken.

Während ich hiermit beschäftigt war, benutzte ich zugleich die Zeit zu einem eigenthümlichen Studium. — Mein Großvater und mein väterlicher Freund, Professor von Villers, waren beide eifrige Anhänger der Homöopathie, und ich hatte ihnen versprechen müssen, diese sogen. Heilmethode ohne Vorurtheil ernsthaft zu prüfen. Nun war gerade damals durch zahlreiche Spenden von Freunden der Homöopathie ein kleines Krankenhaus errichtet worden, welches von zwei beliebten homöopathischen Aerzten Leipzigs besorgt wurde, während ein dritter einen theoretischen Vortrag über die betreffende Lehre hielt. Dieser letztere war recht ungenießbar, dagegen die Beobachtung der Krankheitsfälle in der Klinik sehr belehrend, besonders da gerade verschiedene wichtige acute und chronische Kranke im Laufe der wenigen Monate meines Besuches dort Aufnahme fanden. Ich hatte ein paar meiner Mitstudenten beredet, an der Sache theil zu nehmen. Wir fanden uns täglich zusammen mit einigen älteren Aerzten aus Belgien, Frankreich u. s. w., so dass ein vielfacher Gedankenaustausch stattfinden konnte. — Um kurz zu sein, will ich nur bemerken, dass ich mich durchaus nicht von der Wirksamkeit der unendlichen Verdünnungen in Schütteltincturen, Pulvern und Streukügelchen überzeugen konnte. Die diätetische Pflege der Kranken war vortrefflich, und da auch Nachhülfen, wie Klystiere, Bäder, Abreibungen, warme und kalte Ueberschläge in Anwendung kamen, so erfolgten die natürlichen Ausgleichungen in bester

Weise. Die Kranken genasen und starben wie in anderen Kliniken.

Mein Mißtrauen in die angelernten Theorien und künstlichen Indicationen fand neue Nahrung, in Zweifeln wurde ich bestärkt und mein Durst nach weiterer thatsächlicher Erkenntniss und Beurtheilung krankhafter Vorgänge immer mehr gesteigert. — Der Leipziger homöopathische Areopag war indessen mit mir sehr zufrieden und stellte mir ein schönes Diplom aus, welches der damals noch in Köthen lebende Hahnemann eigenhändig unterschrieb. — Jetzt konnte ich mich wenigstens bei meinem Großvater und bei Villers rechtfertigen.

Zum Erwerb des Doctortitels wurde die Bearbeitung einer lateinisch geschriebenen Abhandlung über einen Gegenstand aus einem beliebigen Zweige der medicinischen Wissenschaften gefordert. Die Wahl fiel mir schwer. Sollte ich eine Kritik der homöopathischen Lehre schreiben? Abgesehen davon, dass ich meinen Großvater und Villers dadurch tief gekränkt hätte, durfte ich es doch nicht, nachdem ich soeben im Lager der Homöopathen so gastfreundlich aufgenommen gewesen war. — Hätte ich nun gar meine Bekenntnisse und Zweifel in Betreff des Standes der herrschenden pathologisch-therapeutischen Lehren niederschreiben wollen, so wäre meine Schrift von der Facultät vielleicht gar nicht angenommen worden. Wider meine Ueberzeugung einen Gegenstand der Pathologie im Sinne der Schule zu bearbeiten, widerstrebte mir ganz und gar. — Gerne würde ich ein Capitel aus der älteren Geschichte der Medicin gewählt haben, aber dazu fehlten mir die nöthigen philologischen Kenntnisse.

So entschied ich mich endlich für die vergleichende Anatomie und wendete mich an den von mir verehrten E. H. Weber, um über ein passendes Thema zu verhandeln. Er empfahl mir, über die Gelenke der Articulaten zu schreiben. Da für diese Untersuchung ein reichliches Material leicht zu beschaffen war, so ging ich daran, hielt mir eine ganze Colonie Flusskrebse und bekam sogar von freundlicher Hand einige Hummer geschenkt. Es war ganz unterhaltend und belehrend zu sehen, wie die Bewegungen bei diesen Thieren von statten gehen, da bei denselben die feste Stütze für die Muskeln durch die äußeren Bedeckungen gebildet wird, während bei den Wirbelthieren ein innerer Kern, die Knochen, dazu dient. Auf diese Weise werden natürlich alle Bewegungen steifer, unbeholfener und in mehrfacher Hinsicht beschränkter. Es fehlt vor Allem das eigentliche Kugelgelenk, daher müssen die Bewegungen nach verschiedener Richtung durch mehrere unter verschiedenen Ebenen an einander gereihte straffe Gelenke freilich nur unvollkommen bewerkstelligt werden. Der Hauptgrund der Unbeholfenheit der Glieder liegt darin, dass die Achse aller Gelenke eine unterbrochene ist, deren Enden weit von einander an der Oberfläche liegen, während bei den Wirbelthieren die Achse eine kürzere, ununterbrochene, centrale ist. Die Anordnung der Muskeln ist demnach beim Krebs gerade die umgekehrte, dieselben sind in einen Hohlraum eingesperrt und wirken nach höchstens zwei Richtungen, daher ist auch ihre Zahl eine geringere. Beim Wirbelthier entspricht ein ganzes System von außen um den central gelegenen Knochen angehefteten Muskeln der Mannigfaltigkeit der bei dieser Anordnung gestatteten Bewegungen.

Mein Opus war wohl recht schülerhaft und verrieth auch eine nur ungenügende Kenntniss der Mechanik, aber sein Hauptfehler in den Augen Weber's, lag nach einer anderen

Richtung. Ich hatte natürlich die Literatur über den Flusskrebs von Rathke's Entwickelungsgeschichte dieses Thieres bis zu K. G. Carus' Werk über das „Knochen- und Schalen-Gerüst" studiert, und war so leichtsinnig gewesen, aus letzterem Werke zwei Bezeichnungen der Theile zu entnehmen, welche Anstoß gaben: nicht nur das Wort Haut-Skelett, welches ich unbedingt als zutreffend anerkennen musste, sondern auch die Ausdrücke „Ur- und Secundar-Wirbel". Das roch in jener Zeit zu sehr nach Natur-Philosophie. Diese aber wurde damals noch auf Tod und Leben bekämpft, und Weber war dabei einer der leidenschaftlichsten Kämpen. Er veranlasste seinen getreuen Anhänger Volkmann, den nachmals so hervorragenden Professor der Physiologie in Halle, mich bei Gelegenheit meiner Promotion zur Rede zu stellen. Bei dieser selbst, die mit der gewohnten altväterischen Feierlichkeit von statten ging, hatte ich meine Abhandlung gegen Angriffe aus der Versammlung zu vertheidigen. Nachdem dies schon mit ein paar Gegnern geschehen war, erhob sich plötzlich Volkmann, um in dem angegebenen Sinne mir entschieden entgegen zu treten. Auf einen solchen Principienstreit war ich gar nicht vorbereitet. Zum Glück hatte mich Volkmann nicht bei dem verfänglichsten Worte, den „Urwirbeln", sondern bei dem „Haut-Skelett" angefasst, so dass ich nach einigen Plänkeleien, in denen ich den Kürzeren zog, auf den glücklichen Einfall kam, den Spieß umzudrehen und meinerseits zum Angriff vorzugehen. Es sei doch angemessen, erwiderte ich etwa, in der Wissenschaft Ausdrücke zu wählen, welche das Wesen einer Sache kurz und bündig bezeichneten, so hier Hautskelett, und demnach müsse ich doch meinen Gegner fragen, ob er in anatomisch-physiologischen Sachen die Form oder die Function der Theile, oder gar die Lage der Organe,

ob außen oder innen, als das Wesentliche ansehe? Volkmann, der leicht in Verlegenheit gerieth, machte noch einige gegen die Naturphilosophie gerichtete allgemeine Bemerkungen und beendete die Disputation mit Warnungen an den neuen Doctor, sich vor den Verirrungen der Phantasie zu hüten. Ich fühlte mit Genuss, dass ich diesmal das Spiel gewonnen habe; Weber aber hat mir diese ganze Angelegenheit lange nicht vergessen.

Nun (im März 1833) war ich *Doctor medicinae etc.* und hatte, nach den damaligen Gesetzen, zugleich auch das Recht erworben, die Heilkunst, wo ich wollte, im Königreich Sachsen auszuüben.

Bevor ich mich jedoch mit meiner weiteren Zukunft beschäftige, muss ich noch Einiges aus meinem Leipziger Aufenthalte nachtragen. — Es versteht sich, dass um die dreißiger Jahre die Politik bei den jungen Leuten anfing, wieder eine Rolle zu spielen. Hatten wir doch schon vor 1830 den Aufstand und die Kämpfe der Griechen in allen Wechselfällen mit lebhafter Theilnahme verfolgt. War doch sogar in dem stillen Sachsen schon im Anfang von 1830 eine gewisse Unruhe der Gemüther zu spüren gewesen, die sich mit einer glänzenden Feier des 300jährigen Gedenktages der Uebergabe der Augsburgischen Confession abzuschließen schien. Da kam in Frankreich die Juli-Revolution und regte allenthalben die Gemüther auf. — In Sachsen herrschte König Anton, eine einfache, gut bürgerliche Natur, aber ohne alle Regenten-Eigenschaften. Die Geschäfte gingen patriarchalisch-büreaukratisch unter Führung des Adels ihren gewohnten Gang. Die ständische Verfassung hatte sich gänzlich überlebt. Ueberall in den deutschen Staaten wurde

mit Ungestüm nach Veränderungen, nach modernen Constitutionen gerufen. In Sachsen begannen zuerst in Leipzig, bald auch in Dresden und weiter Tumulte, und zum Theil bedenklich rohe Ausbrüche, denen Einhalt zu thun eine Nothwendigkeit wurde. Die Bürgerschaft bewaffnete sich, es entwickelte sich daraus unter Leitung der Behörden die Communalgarde, die Anfangs recht nützlich, bei wieder eingetretener Ordnung sehr überflüssig, aber viele Jahre als vermeintliches Palladium bürgerlicher Freiheit festgehalten wurde. Man sieht, wie kindlich die Anschauungen und Urtheile in politischen Dingen bei unserer Bevölkerung waren. — Gleich beim Ausbruch der Unruhen berief der damalige Rector, Professor Krug, die unruhig drängenden Studenten und forderte sie auf, die Freiheit durch Besonnenheit zu erwerben und, statt nur zu lärmen, sich zunächst zur Erhaltung der gesetzlichen Ordnung unter geregelter Führung zu bewaffnen. Dies geschah, wir theilten uns in Compagnien, besetzten die Thore und sendeten unter dem Feldgeschrei *Ordo et Leges* Patrouillen gegen wirkliche und vermeintliche Ruhestörer aus. — In Dresden hatten unterdessen ernstlichere Auftritte stattgefunden, aber auch dort trat allmälig Beruhigung ein, nachdem der König sich entschlossen hatte, den volksfreundlichen Prinzen Friedrich August zum Mitregenten anzunehmen und eine neue Verfassung vereinbaren zu lassen. — Inzwischen kamen die Universitätsferien, die Studentenschaft verlief sich und kehrte später in das neue Semester mit abgekühltem kriegerischen und neubelebtem Lern-Eifer zurück.

Die Politik kam aber bei uns doch nicht wieder zur Ruhe. Der Aufstand in Warschau, die anfangs siegreichen Kämpfe der Polen wurden bejubelt, die endliche Niederlage

derselben fand die schmerzlichste Theilnahme, und als dann die Durchzüge der geschlagenen polnischen Armee nach Frankreich stattfanden, kannte die Begeisterung keine Grenzen. Man erschöpfte sich in Reden, Begrüßungen und Zustimmungs-Adressen. Man theilte nach Kräften Spenden aller Art aus und gab Gelage zur Feier der polnischen Helden. Diese selbst nahmen Alles mit großer Selbstgefälligkeit und angeborener Liebenswürdigkeit an, ließen es sich wohl sein, beuteten auch wohl das übertriebene Entgegenkommen möglichst aus, und zogen endlich bewusst und mit Würde ab.

Im Laufe der folgenden Jahre klärte sich unser Verständniss vom Staate und seiner Regierung, über Volks-Rechte und -Pflichten immer mehr ab. Mit mehreren Freunden hielt ich den „Freisinnigen“ von Rotteck und wir erhitzten uns in allem Ernste über öffentliche Fragen. Unser Ideal fiel mit dem der unnöthiger Weise so überstreng behandelten Burschenschaft zusammen: größere Einheit von ganz Deutschland durch möglichste Einschränkung der unseligen Kleinstaaterei und volksthümliche staatliche Einrichtungen. — Leider verhielten sich die studentischen Politiker an anderen Universitäten nicht zurückhaltend genug, die jugendliche Ungeduld ließ sich nicht mäßigen, und so gab denn endlich einige Jahre später das thörichte Frankfurter Attentat den Anlass zu den beklagenswerthen Verfolgungen in akademischen Kreisen.

Am wenigsten wurde davon Leipzig berührt, und so blieb die für diese Universitätsstadt charakteristische heitere Geselligkeit ungestört. Da in jener Zeit die Einwohnerzahl und der Umfang der Stadt noch ziemlich beschränkt waren, so gingen die einzelnen Kreise der Gesellschaft vielfach in einander über. Und wenn auch die höhere Kaufmannschaft und die Gelehrtenwelt, jede für sich, ihre besonderen Mittel-

punkte hatten, so machten sich doch wiederum die Uebergänge leicht. Der Buchhandel, in Leipzig von hervorragender Bedeutung, vermittelte zwischen diesen und jenen, und die Künste, namentlich die Musik, zogen alle Gebildeten an. Wurde überall viel und erfolgreich gearbeitet, so wollte man sich nachher auch gerne erholen. Die Gewandhaus-Concerte nahmen hierbei die erste Stelle ein, und das Theater spielte eine wichtige Rolle. Künstler und Literaten sammelten sich an dem Hauptorte des Buchhandels, in der geistig nach allen Richtungen belebten Stadt, und brachten ein vielfach anregendes, oft gar unruhiges Element in die mehr sesshafte Welt der Kaufleute und Gelehrten hinein. Ohne Zweifel war Leipzig eine der Hauptstätten des deutschen Lebens und Schaffens. Dabei konnte ein Jeder nach seiner Art und Gefallen seinen Antheil an der Bewegung nehmen oder sich ganz zurückziehn, ohne weiter in Anspruch genommen zu werden. So lebte z. B. der Professor Pölitz, ein vielberufener Mann, dem das Großherzogtum Hessen die Ausarbeitung seiner Verfassung verdankte, ganz als Einsiedler.

Die Studenten fanden, je nachdem ihre Verhältnisse sich eigneten, in allen Kreisen eine freundliche Aufnahme und wurden gern zu den geselligen Vergnügungen herbeigezogen. Was mich betrifft, so war es natürlich, dass ich durch die Stellung meines Vaters an der Universität, sowie durch verwandtschaftliche und andere Beziehungen in sehr vielen Richtungen Anknüpfung fand. — Meine Aeltern verkehrten viel mit dem Professor Krug, dem bekannten Philosophen, und dessen liebenswürdiger Familie. Frau Krug war mit dem unglücklichen Dichter Kleist verlobt gewesen, eine stille Frau, aber wohl unbedeutend, während ihre Schwester, Fräulein von Zenge, lebhaften Geistes und anregend in der Unterhaltung sich ergab. Dort begegnete man auch öfter der

Familie des Prinzen Emil von Holstein, dessen Haus einen Sammelpunkt für die adeligen Studenten abgab. — Der älteste Sohn von Krug war mit der schönen Tochter unseres Familienfreundes Veit Schnorr von Karolsfeld verlobt. Der „alte Schnorr“ wohnte als Director der Kunst-Akademie in den durch Oeser und Goethe so bekannt gewordenen Räumen in der Pleißenburg, wo ich öfter aus- und einging. Ein weiterer Anklang an Goethe's Verkehr in Leipzig fand sich in dem geselligen Kreise des Professor Brandes. Dort traf ich mit den jungen Gliedern der Familie Schönkopf zusammen, in welcher die Töchter jedenfalls die heitere Liebenswürdigkeit der Generation aus Goethe's Zeiten geerbt hatten. Später wohnten meine Aeltern viele Jahre in dem Hause zum silbernen Bär, in welchem Goethe mit Breitkopf's verkehrt und bei dem Kupferstecher Stock das Radiren und Aetzen in Kupfer gelernt hatte. Gerne verfolgte man so hie und da die Spuren des großen Mannes. — Im Hause des Professor Wachsmuth fand ich ebenfalls zuvorkommende Aufnahme, ohne damals zu ahnen, dass ich durch eine meiner Nichten in viel späterer Zeit in verwandtschaftliche Beziehung zu dem nachmals so ausgezeichneten Sohne, dem Bankdirector und Generalconsul, kommen würde.

Von meinen mütterlichen Verwandten in Leipzig war meine Großtante und Pathin Schletter sehr bald nach meiner Uebersiedelung gestorben. Dagegen kam ich mit den Basen und Vettern meiner verstorbenen Mutter in mehrfache Berührung. Heinrich Schletter, der sich später durch die großartige Schenkung seiner Gemäldesammlung an die Stadt so sehr verdient gemacht hat, lebte damals, sehr zurückgezogen als Sonderling, nur seinem Geschäfte, ich habe ihn nur gelegentlich ganz vorübergehend gesehen. Auch sein älterer kränklicher Bruder, ein Offizier a. D., hielt sich von der

Geselligkeit fern und starb frühzeitig. Dieser Beiden älteste Schwester, die verwittwete und kinderlose Frau Lacarrière nahm sich mit großer Güte und Liebe ihrer verschiedenen Nichten und Neffen an. Ihr Haus, welches sie mit ihrem Vetter Heinrich Demiani, der ihre Pflegetochter geheirathet hatte, theilte, war der Schauplatz mancher fröhlicher Festlichkeiten. Die gute Tante Lacarrière zeichnete und malte sehr hübsch und hatte einen feinen Sinn und Blick für Kunstwerke aller Art, sowie sie auch mit geschmackvoller Auswahl in der schönen Literatur wohlbewandert war. Heinrich Demiani aber sammelte eifrig und, bei ausgiebigen Mitteln, auch sehr erfolgreich Zeichnungen neuerer Meister. Seine schöne Sammlung hat er ebenfalls dem städtischen Museum hinterlassen.

Dieses Museum war in jener Zeit noch nicht vorhanden. Die Gelegenheit, Werke der bildenden Kunst zu sehen, fand sich nur in dem kürzlich entstandenen und erst sehr spärlich ausgestatteten Kunstverein und in einigen wenigen Privatsammlungen. Von diesen waren diejenigen des Baron von Speck-Sternburg und des Hofrath Keil die bedeutendsten. Die letzte stammte von dem namhaften Kupferstecher Bause und dessen Schwiegersohn Löhr. — In der Stadtbibliothek befanden sich einige sehr schöne L. Kranach u. a. m., und in der Universitätsbibliothek konnte man man manches schöne Portrait, besonders zahlreiche treffliche Bildnisse von Ant. Graff bewundern. — Eine ansehnliche Sammlung von Zeichnungen alter Meister besaß der Universitäts-Proclamator Weigel, mit dessen Sohne Rudolph, der sich als Kunstschriftsteller und Kunsthändler vortheilhaft bekannt gemacht hat, ich alsbald Freundschaft schloss, und bei dem ich Gelegenheit fand, Augen und Sinn an Kupferstichen zu bilden. So oft mich mein Weg bei dem Geschäftshaus

W.'s vorbeiführte, trat ich dort ein und musterte die dort ausgelegten Kunstsachen.*

Aus den buchhändlerischen Kreisen erinnere ich mich noch des „alten Tauchnitz", der die Stereotypie zuerst in Deutschland einführte, und von dessen Verlag damals die zahlreichen wohlfeilen Ausgaben der griechischen und lateinischen Klassiker in aller Welt Händen waren. Der alte lebhafte Herr hatte an der Familie Hasse Gefallen gefunden, und so sind wir wiederholt in seinem Hause im Brühl, sowie in dem hübschen Landgute in Dölitz, dem früher Oeserschen Besitz, zu Gaste gewesen. Sein Sohn hat sich durch eine großartige milde Stiftung ein bleibendes Anrecht auf den Dank der Armuth erworben, und sein Neffe durch die zahlreichen hübschen Ausgaben englischer Schriftsteller ein großes Vermögen gemacht. — Damals entwickelte sich aus mühsamen Anfängen das blühende große Geschäft für Buchdruckerei und Verlag von Teubner, der, als ein Verwandter meiner zweiten Mutter, zu dem Kreise unserer Bekannten gehörte. Teubner war im besten Sinne des Wortes ein *self-made man* und hinterließ auch eine Familie, die, nach Goethe's

* Die Universität Leipzig hatte vor Zeiten das Privilegium der Büchersteigerungen erhalten. Diese wurden im „rothen Collegium", einem plumpen mittelalterlichen Bau aus rothem Rochlitzer Porphyrsandstein (daher der Name) von einem Beamten vorgenommen, der von der Universität mit dem Titel Proclamator angestellt war. Wenn ich nicht irre, hatte die Familie Weigel das Amt in drei Generationen besessen, bis endlich das Privilegium aufgehoben wurde. Rudolph Weigel's Vater war zugleich Besitzer eines bedeutenden Antiquariats gewesen und setzte dieses Geschäft fort. Unter solchen Umständen hatten die Weigel Gelegenheit gehabt, einen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen im Buch- und Kunst-Antiquariat zu sammeln. Zahlreiche eigenhändige Werke und Verlagsartikel der Firma geben davon Zeugniss.

schönem Spruche, selbst zu erwerben gewusst hat, was sie geerbt hatte.

In ähnlicher Weise ist es bis jetzt bereits in der vierten Generation mit der Familie in der Firma F. A. Brockhaus gegangen. Der Gründer derselben hatte sich zuerst in Altenburg niedergelassen und war mit meinem Vater zur Zeit des schweren Druckes der Napoleonischen Herrschaft durch die beiderseitige deutschpatriotische Gesinnung bekannt geworden. Die „Deutschen Blätter“ und später „Die Zeitgenossen“, sowie die encyklopädischen Unternehmungen, insbesondere das Conversations-Lexikon, welche zum Theil unter dem Beirath und der Mitwirkung meines Vaters entstanden waren, hatten die Verbindung immer wirksamer und vertraulicher gestaltet. Der betreffende, durch Eduard Brockhaus in der Biographie seines Großvaters theilweise bekannt gemachte Briefwechsel giebt Zeugniss des freundschaftlichen Verhältnisses. — Zur Zeit meiner Ankunft in Leipzig war Friedrich Arnold Brockhaus längst gestorben und die beiden Söhne Friedrich und Heinrich leiteten das Geschäft, der erstere die Druckerei, der zweite den Verlag. Welchen großen Umfang dasselbe im Laufe der Zeit, insbesondere nach 1849 unter Heinrich Brockhaus' alleiniger Leitung, und nach dessen Tode unter derjenigen seiner beiden Söhne und seiner Enkel genommen hat, ist allgemein bekannt. — Heinrich Brockhaus war ein Mann von ausgezeichnetem organisatorischen Talente, vielseitig gebildet und bis an sein Lebensende von einem unermüdlichen Bildungstriebe beseelt. Dabei besaß er neben weltmännischer Haltung eine große Leichtigkeit des Verkehrs mit Menschen aller Art. Kein Wunder daher, dass sein Haus für Einheimische und Fremde, namentlich aus der gelehrten und schriftstellerischen Welt, ein Sammelpunkt wurde. Diesen ergänzte der Bruder Friedrich Brockhaus durch den

Verkehr mit dem beweglichen Völkchen der Bühnenkünstler und der sogenannten Literaten. Friedrich's Frau, eine geborene Wagner, und mehrere von deren Verwandten hatten selbst der Bühne angehört. Der jüngste Bruder, der so berühmt gewordene Richard Wagner, damals Student, gab sich in sehr wenig angenehmer Weise als ein kecker junger Mensch. Ich will nicht unerwähnt lassen, dass ich einmal bei einem zu Heinrich Brockhaus' Ehren gegebenen Familienfeste zugleich mit Richard Wagner Komödie gespielt habe. Wir waren aber Beide mehr nur Statisten in fast ganz stummen Rollen.

Besonders lebhaft ging es in diesen Kreisen während der Ostermesse her. Von allen Seiten kamen die Buchhändler zur jährlichen Geschäftsabrechnung herbei, nicht nur aus den deutschen Staaten, sondern auch aus allen benachbarten und selbst ganz entfernten Ländern. Denn überall in der Fremde sind deutsche Buchhändler zu treffen, oder doch solche, die mit dem eigenthümlich organisirten deutschen Buchhandel in Verbindung stehen. Damals blieben sie, wenn die weite Reise einmal gemacht war, länger beisammen. Manche der Firmen hatten ständige Messwohnungen, viele der Herren waren miteinander verwandt und brachten ihre Familien mit. Da entwickelte sich eine heitere Geselligkeit, man erfreute sich an den mannigfaltigen Unterhaltungen, welche Leipzig reichlich bot; alte Freunde fanden sich wieder und neue Anknüpfungen kamen zu Stande. Die Einheimischen gaben mehr oder weniger glänzende Gesellschaften und Gastereien. Schriftsteller und Gelehrte fanden sich ebenfalls zahlreich ein; man verabredete Geschäfte, ernstes und lustiges Treiben wechselte ab, und wenn endlich die Zeit des Auseinandergehens kam, freute man sich schon auf das nächstjährige Wiedersehen. Dieses gemüthliche

kameradschaftliche Messleben hat seit den Eisenbahnen, die ein rasches Kommen und Gehen ermöglichen, größtentheils aufgehört.

Natürlich that sich während der „Jubilate-Messe“ die Familie Brockhaus, wegen der überaus zahlreichen Verbindungen der Firma, in geselliger Hinsicht besonders hervor, um so mehr, als unter ihren Verwandten mehrere angesehene Buchhändler waren, wie Vieweg in Braunschweig, die Campe's in Hamburg und Nürnberg. Bei Heinrich Brockhaus und auch bei Anderen wurde die Familie Hasse öfter in diese Kreise gezogen, und so hatte ich Gelegenheit mit vielen namhaften Persönlichkeiten in Berührung zu kommen. Ich erinnere mich gern des alten Fr. Perthes, des bewährten Patrioten aus der Napoleonischen Zeit, eines alten Gesinnungsgenossen meines Vaters, und des Neffen Andreas W. Perthes, der nachmals dem Geschäfte in Gotha die so einflussreiche Richtung für die geographischen Wissenschaften gab. Auch der ältere Frommann in Jena zeigte sich als eine bedeutende und im Buchhandel einflussreiche Persönlichkeit, ebenso der alte originelle Reimer. Und so gab es noch manche andere interessante Männer, auch unter den Autoren, die ich wenigstens von aussen und von weitem kennen lernte.

Bei allen erwähnten Verhältnissen war es wohl begreiflich, dass ich nicht Zeit fand, mich ernstlich an dem studentischen Treiben der Corps, der Verbindungen und ihren Commersen u. s. w. zu betheiligen. Ich hatte Freunde unter der Burschenschaft und in der Landsmannschaft der „Sachsen“, und so habe ich hie und da einen „Kneip-Abend“, einen Ausritt, einen akademischen Festzug mitgemacht, ohne mich in die Gewohnheit und in den Geschmack an diesen Dingen dauernd hineinfinden zu können. Auch war es bei den Medicinern in Leipzig eine Ueberlieferung, dass, wer einmal

in die Kliniken eingetreten sich schon als einen „Philister“ zu betrachten habe, die Verbindungsfarben ablegte und die studentische Mütze mit dem runden Hut vertauschte. In der poliklinischen Praxis wurde man schon als Herr Doctor begrüßt. Jedenfalls machte der Verkehr mit den Kranken, die Bekanntschaft mit den Armen und Elenden ernster und gesetzter.

Zugleich trat man den Lehrern der Kliniken näher, und wurde auch wohl von ihnen nach Auswahl mit Einladungen beehrt. So fand auch ich bei Clarus, Jörg und Ritterich Eingang, und besonders in des ersteren Familie eine weit zuvorkommendere Aufnahme, als mir lieb war und ich erwarten mochte. Die junge Welt gab sich da unter mannigfacher Anregung dem Vergnügen an Musik, Tanz, Bilderstellen und sogenannten geistreichen Spielen hin; im Sommer brachten Land-Partien anmuthige Abwechselung. Bei Ritterich, der ein warmer Kunstfreund war, fand man auch in entsprechender Richtung Belehrung und Genuss.

Für die vielen Freundlichkeiten wollte man sich wieder dankbar beweisen, und alsbald fand sich auch dazu die Gelegenheit. Unter unseren näheren Freunden und Studiengenossen war ein musikalischer Thüringer, der einem tüchtigen Männer-Quartett angehörte. Oft hatte uns dieses durch den Vortrag der schönen Compositionen Kreuzer's, Löwe's und Weber's, der Lieder und Balladen von Körner, Uhland u. A. ergötzt und begeistert. Die freundliche Bereitwilligkeit dieser Sangesbrüder machte es meinen Freunden und mir möglich, durch Abend- und Morgen-Ständchen den Gliedern der gastfreundlichen Familien bei passender Gelegenheit dankbare Huldigungen darzubringen.

Durch meinen Verkehr mit Mitgliedern der Burschenschaft wurde mir die Bekanntschaft mit dem alten Turnvater Jahn zu Theil. Dieser lebte zu jener Zeit, polizeilich internirt, zu Freyburg an der Unstrut, wo er sich häuslich einrichtete. Um Einkäufe zu machen, kam er während der Michaelis-Messe nach Leipzig. Damals fielen die Herbstferien der Universität mit der Dauer der Messe zusammen und nur wenige Burschenschafter waren in der Stadt zurückgeblieben, um den werthen Gast zu begrüßen. Da folgte ich gern der Aufforderung, mich zu betheiligen und schloss mich auch den drei Burschen an, die Jahn auf der Heimreise bis über die sächsische Grenze das Geleit geben wollten. Natürlich war es eine Fußwanderung; Jahn, im altdeutschen Rock mit über den weißen Kragen wallendem Vollbart, trug in der rechten Hand den Ziegenhainer, in der linken eine soeben auf der Messe gekaufte Astral-Lampe, die er begreiflicher Weise in seinem Ranzen nicht hatte unterbringen können. Es kostete uns Mühe, ihm das Tragen der schweren Lampe wechselseitig abzunehmen. Jahn war in diesem Aufzuge eine auffallende Erscheinung und namentlich der Vollbart, eine damals ganz ungewöhnliche Manneszierde, trug ihm beim Durchmarsch durch Markranstädt von Seiten der Straßenjugend den Zuruf ein: Da kommt der Jude! Am Schwedenstein bei Lützen wurde Halt gemacht. Jahn versäumte nicht, uns hier eine patriotische Ansprache zu halten, nach welcher wir uns verabschiedeten. Ob der rüstige alte Turner die anstrengende Aufgabe, die schwere Lampe in der Hand bis nach Freyburg zu tragen, glücklich gelöst hat, haben wir leider nicht erfahren.

Während der Universitäts-Ferien durfte ich mir hie und da Ausflüge nach fern und nah gestatten. Begreiflicherweise war die liebe Vaterstadt Dresden einige Male das Ziel derselben. Dort war ich stets bei meinem Großvater, bei Frau v. d. Recke und in der Familie Villers der liebevollsten Aufnahme sicher. Einmal hatte ich den sonderbaren Einfall, den Weg dahin zu Fuß, noch dazu in der Winterszeit zurückzulegen. Ich ging um Mittag fort und wanderte tapfer ohne anzuhalten den halben Weg, stärkte mich in Oschatz durch Trank und Speise und setzte in dunkler Nacht meinen Weg fort. In Leipzig war noch leichtes Thauwetter bei bedecktem Himmel und Südwestwind gewesen; jetzt wurde es sternenklar, der Wind ging nach Norden herum, bittere Kälte und Glatteis stellten sich ein. Da, als ich auf der letzten Station vor Meißen vom Postwagen eingeholt wurde, erbarmte ich mich meiner selbst, stieg ein und kam bei Morgengrauen halb erfroren in Dresden an. — Dort sollte meines Großvaters Demiani 50jähriges Amtsjubelfest gefeiert werden. Ich war der einzige von der Familie zur Theilnahme an der Feier, welche in gewohnter Weise mit officiellen Glückwünschen, Ordensverleihung, Darreichung von Geschenken und großem Mittagessen verlief. An letzterem betheiligten sich mehrere Minister, die Beamten der Finanz-Kanzlei und zahlreiche Freunde und Verehrer des Jubilars*. In verschiedenen Anreden wurde dieser geehrt und bedankte sich mit wohlgesetzten, bescheidenen und würdigen Worten. Alles verlief sehr schön, der Großvater war hochbefriedigt, und ich konnte ihn in vollem Wohlsein verlassen, während ich die Rückreise auf bequemere Weise ausführte. — Ein anderes Mal verfuhr ich umgekehrt, indem ich von Dresden

* Tiedge hatte ein schönes Festgedicht gesendet.

aus zu Fuße nach Leipzig ging, aber bei schönem Herbstwetter durch die anmuthigen Gegenden von Meißen ab über Nossen, Waldheim, Leisnig u. s. w., wobei ich vielfache Gelegenheit fand, meinen mineralogischen Neigungen Genüge zu thun.

Ein besonderer Umstand wurde die Veranlassung zu einer Reise nach Thüringen. Mein treuester Studienfreund Swaine (dessen Vater ein Engländer, die Mutter aus Weimar) war in der Klinik von einem Pockenkranken angesteckt worden und bekam die Krankheit in ungewöhnlich heftigem Grade. Nachdem er endlich genesen, wurde er zur Erholung von einem älteren Bruder (Schwiegersohn des angesehenen Wollfabrikanten Weiss) nach Glücksbrunn im Meiningenschen eingeladen. Ich hatte den Freund Tag und Nacht treulich gepflegt und daraufhin wurde sein Wunsch, die Einladung möge auf mich ausgedehnt werden, mit freundlichster Bereitwilligkeit erfüllt. — In jener Voreisenbahnzeit nahmen wir unseren Weg ganz gemächlich über Naumburg, Kösen, Weimar, Erfurt, Eisenach, überall alles Merkwürdige in Augenschein nehmend, innerhalb dreier Tage nach Glücksbrunn.

Hier fanden wir die liebenswürdigste Aufnahme und konnten in der angenehmsten Gesellschaft so recht die Reize des Südabhanges des Thüringer Waldes genießen. Der herzogliche Park von Altenstein, das Werrathal, die Buchenwälder ringsum wurden durchstreift und die Bäder Salzungen und Liebenstein besucht. Nur zu bald riefen mich meine Verpflichtungen ab. Noch bestieg ich mit Freund Swaine den Inselsberg. Da, wo der „Rennstieg“ auf dem Bergrücken hinläuft, trennten wir uns, und ich vermaß mich, diesen ohne Führer bis zur „Schmücke“ zu verfolgen. Leider verlor ich zwischen Wald und Gebüsch den Weg, irrte den

ganzen Tag auf den einsamen Höhen umher und war endlich genöthigt, bei einbrechendem Abend und mahnendem Verlangen nach leiblicher Stärkung, noch einmal südabwärts zu gehen, um ein gastliches Dorf zu erreichen. Anderen Tages ging es wieder in der Richtung nach Norden zu hinauf nach Oberhof und über Elgersburg, Ilmenau, Paulinzelle nach dem malerischen Schwarzburg und bis in das Saalethal bei Blankenburg. Dieses schöne Thal wanderte ich abwärts nach Jena. Die Universität und viele ihrer Institute gefielen mir sehr, und ich war nicht wenig erstaunt, in dem kleinen Orte gar Manches weit besser zu finden, als in unserem mittelalterlich verknöcherten Leipzig. Dorthinzu verfolgte ich den mir bekannten Weg der Saale nach bis Weißenfels und über das denkwürdige Lützener Schlachtfeld heimwärts.

In medicinischer Hinsicht war mir ein mehrtägiger Besuch in Halle besonders wichtig. Ich fand dort eine viel objectivere Richtung als in Leipzig. Man verschmähte die Herrschaft eigenmächtiger Theorien und trat den Thatsachen unbefangen und daher in nutzbringender Weise gegenüber. So zeigte sich namentlich Krukenberg, der mit großer Sorgfalt bei Untersuchung der Krankheitsfälle einen genialen Scharfblick verband und somit zu glücklichen praktischen Erfolgen gelangte. Seine zahlreichen Schüler leitete er unermüdlich in diesem Sinne an und hat eine Schaar tüchtiger Praktiker erzogen. Bei ihm sah ich zum ersten Male die Anwendung des Stethoskopes. — Auch der chirurgische Unterricht befand sich in guten Händen. — Wissenschaftlich hervorragend war namentlich Meckel, der dritte und bedeutendste dieses Namens, ein Mann von den umfassendsten Kenntnissen in vergleichender und zum Theil auch in pathologischer Anatomie. Man kann ihn im Hinblick auf seine gedankenreichen Abhandlungen über Bildungshemmungen

und was damit zusammenhängt zu den Vorläufern von Darwin rechnen. Er war damals schon krank und unzugänglich. Ein Zufall verschaffte mir eine freundliche Aufnahme bei ihm und einen mehrstündigen belehrenden Zutritt zu seinen ungemein reichen anatomischen Sammlungen. Bald nachher ist er gestorben.

Von Dresden aus hatte ich mich ein paar Male nach Pirna begeben, um die große Irrenanstalt auf dem Sonnenstein kennen zu lernen, da sie den Ruf besonderer Vorzüglichkeit besaß. Sie verdankte denselben dem Director Pienitz, der schon frühzeitig eine vernünftigere, milde Behandlung der Geisteskranken eingeführt hatte.

Später hörte ich, dass in der zweiten großen sächsischen Anstalt zu Kolditz im Stillen ein besonders begabter Irrenarzt walte, und dass daselbst die pathologisch-anatomische Untersuchung des Gehirns verstorbener Geisteskranker mit großer Sorgfalt betrieben werde. — Dieses letztere reizte hauptsächlich meine Wissbegierde, und so wurde alsbald Kolditz aufgesucht.

Die dortige Anstalt, ein altes weitläufiges Schloss mit geräumigen Nebengebäuden, liegt sehr schön, hoch und frei auf einem Bergvorsprung über der Vereinigung der Thäler der Freiberger und Zwickauer Mulde. Sie ist vorzugsweise für schwere, meist unheilbare Fälle bestimmt und stand damals unter der Oberleitung des Dr. Heyner. — Ich wurde von diesem liebenswürdigen Manne sehr zuvorkommend aufgenommen, er zeigte mir eingehend die ganze Anstalt und belehrte mich über seine Kranken. Die ursprünglich nicht für die jetzigen Zwecke bestimmt gewesenen Räume waren nach Möglichkeit gut ausgenutzt, sehr sauber gehalten und so eingerichtet, dass nirgends das Gefängnissartige der damaligen Irrenhäuser hervortrat. Heyner hatte eine Art, mit

den Kranken zu verkehren, welche von der Milde und dem Wohlwollen seiner Gemüthsart Zeugniss gab, und ihm die volle Liebe seiner Pflegebefohlenen sicherte. Wo Ernst nöthig wurde, geschah es mit einer geistigen Ueberlegenheit und Ruhe, die schon an sich beschwichtigend wirkte. — Heyner legte bereits den Hauptwerth auf die Beschäftigung der Geisteskranken, und hierzu gaben ihm die der Anstalt gehörigen ausgedehnten Gartenanlagen und einige Ackerstücke erwünschte Gelegenheit. Einfach und gütig gab mir Heyner bereitwillige Auskunft sowohl über Einzelheiten, als auch über allgemeine Grundsätze. — Allerdings mit dem, worauf ich am meisten gespannt war, mit der pathologischen Anatomie, war es nicht weit her. Heyner hatte sich in jene von Bergmann in Hildesheim aufgestellte Lehre von vermeintlichen, an der Oberfläche der Hirnhöhlen zu erkennenden Linien und Faserungen verwickelt. Diese sogenannten Chorden sind später als nichtssagende Veränderungen des Ependyms erkannt worden.

Heyner nahm mich gastlich bei sich auf. Er lebte, kinderlos, mit seiner freundlichen Frau, die ihn in der Anstalt nach allen Richtungen unterstützte, in behaglichen Räumen wie Philemon mit Baucis. — Die milde menschenfreundliche Gesinnung, die selten gestörte Ruhe, die hier überall herrschten und sich von dem gebietenden Director auf das gesammte Personal verbreiteten, das Alles machte mir den tiefsten, wohlthuendsten Eindruck. Dazu kam die reizende Lage des Ortes und die ebenso malerische als wohlangebaute, von Wohlstand zeugende Umgebung, — kurz, ich dachte damals oft daran, ob es nicht schön sein könnte, hier unter Heyner's väterlichem Auge als zweiter Arzt zu wirken. Allein die einförmige Thätigkeit des Irrenarztes, die Nothwendigkeit, sich in solcher Stellung mit vielen wirthschaft-

lichen und Verwaltungs-Angelegenheiten beschäftigen zu müssen, lenkten mich von derlei idyllischen Plänen ab. Die wohlthuendste Erinnerung an diesen Besuch in Kolditz ist mir jedoch geblieben.

Hatte ich mich mehrere Jahre hindurch in Leipzig redlich bemüht, in den medicinischen Wissenschaften vorwärts zu kommen, so fühlte ich mich doch unbefriedigt und von Zweifeln in Betreff meiner Schulweisheit gequält. Ich empfand lebhaft die Nothwendigkeit einer weiteren und anderen Ausbildung, um die Lücken auszufüllen, auf welche ich durch von außen kommende Berichte und Anregungen immer mehr und empfindlicher aufmerksam geworden war.

Wohin aber sollte ich mich wenden? Berlin, wo ich mich einmal als Student kurze Zeit umgesehen hatte, zog mich nicht an, da ich dort nur für die Chirurgie Förderung zu erwarten gehabt hätte. Für die innere Medicin bot Berlin wenig, denn Bartels, der Entdecker des von ihm sogenannten Streckfiebers, versprach noch weniger, als meine Leipziger Schule. Die pathologische Anatomie war durch Froriep zwar ehrlich, aber doch recht dürftig vertreten.

Wien lebte damals noch von seinem alten Ruhm und zeigte nur in der Augenheilkunde frisches Leben. Wohl hörte man schon Rokitansky hie und da erwähnen, aber noch war nichts Näheres über seine Thätigkeit bekannt. Skoda hatte damals noch nicht einmal seine Studienzeit hinter sich. Nichtsdestoweniger nahm ich mir vor, später wo möglich die berühmten großen Spitäler Wiens kennen zu lernen. Für jetzt blieb nur Paris als vielversprechendes Ziel übrig, denn gerade zu jener Zeit befand es sich auf der Höhe seiner medicinischen Bedeutung.

Dorthin zu gehen erhielt ich die väterliche Erlaubniss. Demnach begab ich mich im Frühjahr 1833 auf die Reise nach Frankreich. Auf dem Wege dahin nahm ich zuerst Gelegenheit, die großen böhmischen Bäder, Teplitz, Karlsbad und Franzensbad, kennen zu lernen. Weiterhin hielt ich mich in Bamberg und hauptsächlich in Würzburg einige Tage auf. Von dort war Schönlein gerade kurz vorher nach Zürich verzogen, gleichwohl fand ich hier manche Anregung in den berühmten medicinischen Anstalten. Noch mehr aber in Heidelberg, wo Chelius, Nägele, Arnold und Puchelt noch in der besten Zeit ihres Wirkens standen. Bei Puchelt fand ich eine besonders freundliche Aufnahme, er empfahl mir dringend, mich in Paris gründlich mit der Percussion und Auscultation bekannt zu machen, was mir auch schon Krukenberg gerathen hatte. — Nun ging es ferner über Frankfurt nach den Taunusbädern und Ems, und von da den Rhein hinab nach Bonn. Dort wünschte ich Nasse kennen zu lernen, von dem ich schon gehört hatte, dass er großen Werth auf pathologische Anatomie und eine streng objective Methode des klinischen Unterrichts lege. In der That fand ich in ihm einen zwar etwas trockenen, aber gründlichen Lehrer, dem leider ein nur sehr wenig umfangreiches klinisches Material zu Gebote stand. — Endlich fuhr ich über Trier und Metz in einem Zuge nach Paris, wo ich nach einer dreitägigen Diligence-Fahrt, durch Staub und Hitze ganz erschöpft, ankam.

In jetziger Eisenbahnzeit würde es wohl schwerlich Jemandem einfallen, so langsam und auf so mancherlei Umwegen nach Paris zu reisen. Aber wie viel mehr Belehrung und Genuss brachte mir doch die eben geschilderte Pilgerfahrt. Wie viel dauernde Eindrücke gewann ich, da mir zur Sammlung und Vertiefung derselben Zeit genug

blieb, anstatt dass sie sich bei fliegender Eile unvermeidlich verflüchtigt haben würden.

Ich kann aber nicht umhin, hier zu berichten, welchen Hindernissen damals ein junger Doctor auf Reisen in deutschen Landen von Seiten der Polizei begegnete. Kurz vor Antritt meiner Reise hatte die thörichte Ueberrumpelung der Frankfurter Stadtwachen stattgefunden und, angetrieben durch die österreichische Polizei, waren die Regierungen beflissen, strenge Maßregeln besonders gegen die akademische Jugend und Alles, was dieser nahe stand, zu ergreifen. Ich war auf Empfehlung meines Vaters mit einem bevorzugten Ministerial-Pass ausgerüstet worden, musste aber trotzdem für verdächtig gelten. Ueberall, in Böhmen, Bayern, Baden, Frankfurt, Nassau, in jedem Nachtquartier war ich genöthigt, meinen Pass persönlich bei der Polizei einzureichen und am anderen Morgen wieder abzuholen. Das gab natürlich viele unnütze Lauferei und Zeitverlust. Merkwürdigerweise hörte diese Plage im preußischen Gebiete auf. In Frankreich, dem eigentlichen Vaterlande der Pass-Pedanterie, fing sie sofort wieder an. Bis Paris wurde der Pass fünfmal besichtigt, und ebenso oft das Gepäck untersucht.

In Paris war mein erstes Geschäft, einen Plan der Stadt zu kaufen und dann meinen Dresdener Freund Georgi, der dort schon seit ein paar Jahren eingewohnt war, aufzusuchen. Ich nahm ein bescheidenes Zimmer nahe der Charité und der medicinischen Schule, und beeilte mich, mit den Studien meines Faches zu beginnen. Das war damals recht schwierig, denn es gab noch nicht jenen bequemen Führer (*Paris médical* von Meding), auch war die deutsche medicinische Gesellschaft noch nicht gegründet, man musste sich

demnach, nicht ohne große Mühe und Zeitverlust, allein zu helfen suchen.

Zuerst zogen mich die großen Namen der französischen Chirurgen an: Dupuytren, damals noch in voller Kraft, Roux, Lisfranc, Velpeau u. s. w. Noch lebte der alte Boyer, — noch immer rüstig wirkte der Veteran Larrey in der Krankenabtheilung des Invalidenhauses. Es war rührend zu sehen, wie väterlich und kameradschaftlich Larrey mit den Invaliden, die er noch von den Napoleonischen Feldzügen her kannte, verkehrte, und mit welcher Liebe und Vertrauen diese zu ihm aufblickten, trotzdem er sie viel öfter als nöthig schien durch die Anwendung der Moxen plagte. — Dies Alles war sehr merkwürdig zu beobachten, brachte mir aber keine wahre Förderung. — Inzwischen hatte ich die Bekanntschaft einiger deutscher Collegen gemacht, die mich veranlassten, mit ihnen gemeinschaftlich einen Cursus der Operations- und Verbandlehre zu nehmen. Dies gab mir die Gelegenheit, mir im Hospital *la Pitié* den wichtigsten Schauplatz meiner ferneren Thätigkeit zu eröffnen.

Der erwähnte Cursus wurde von dem in der Pitié angestellten Prof. Manec gegeben. Dieser sehr zugängliche Herr hat sich durch sein Werk über Arterien-Unterbindung einen Namen gemacht; er gab sich viele Mühe mit uns und ließ uns auch an den anatomischen Arbeiten der Anstalt nach Gefallen theilnehmen. — In dem Hospital *la Pitié* walteten zu dieser Zeit Louis, der Hauptkenner der Brustkrankheiten, und Piorry, der Meister der Percussion, in welchen Gegenständen ich gerade Belehrung suchte. — Piorry zog durch Lebhaftigkeit des Vortrages und ein gefällig anregendes Benehmen viele Schüler an. Wenn man ihn der Oberflächlichkeit und Phrase beschuldigte, so war dies weniger in seinem Hauptwerk, dem *Traité de la Percussion médiate*

zu bemerken, wohl aber bei der Selbstgefälligkeit, mit der er seine plessimetrischen Kunststückchen vorführte. — Louis konnte als das Gegenstück zu Jenem gelten. Er war ein ungewöhnlich ernster, wortkarger Mann von steifen Manieren und fand deswegen auch weniger Zuhörer. Um so bequemer konnte man in seinen Krankensälen verkehren. Mir gefiel an ihm die Gründlichkeit der Krankenuntersuchung, die Abwesenheit jedes Scheinwesens, die Gewissenhaftigkeit, mit welcher die nie unterlassenen Leichenöffnungen gemacht wurden, die unbedingte Wahrhaftigkeit seiner ganzen Natur. Freilich war er etwas Pedant; und das zeigte sich auch in seiner Vorliebe für die Statistik, welcher er in pathologischen Fragen einen bei der Unsicherheit der Methode viel zu großen Werth beilegte. Louis, ein Schüler von Laënnec, übte mit größter Gewissenhaftigkeit die sogenannte physikalische Untersuchungsmethode. Ich beschloss daher, bei seinem sehr tüchtigen Interne, Hâche, einen Cursus für Auscultation und Percussion zu nehmen. Der bald eintretenden großen Sommerferien wegen musste dies jedoch bis auf den Spätherbst verschoben werden. — In ähnlicher Weise ernst, würdig und gewissenhaft, wie Louis, trat Chomel im *Hôtel Dieu* auf und zeigt sich ebenso in seinen monographischen Schriften. Von seinem klinischen Unterrichte konnte man wegen des großen Zudranges der Zuhörer nicht viel Gewinn haben. Aehnlich verhielt es sich bei Andral und natürlich auch bei allen Kliniken und Vorlesungen im *Hôtel Dieu*. — Ein liebenswürdiger Mann war der damals berühmte Kinderarzt Guersant. Leider konnte ich nur selten seinen Besuchen in dem großen Kinderhospital beiwohnen, da diese Anstalt in der sehr entfernten *Rue de Sèvres* gelegen ist. Immerhin gewann ich dort viel Anregung und, bei dem sehr großen Krankenstande, einen genügenden Einblick in die

Untersuchungs- und Behandlungs-Methoden. Auch einige Leichenöffnungen dort waren sehr belehrend.

Nach und nach war ich wenigstens oberflächlich mit den Verhältnissen und Anstalten bekannt geworden, und wusste Bescheid in Bezug auf die Stunden und Bedingungen der Zugänglichkeit der letzteren. Auch die passenden Omnibus-Linien hatte ich studiert, so dass ich bestimmte weitere Pläne zur Ausnutzung aller Gelegenheiten zu machen im Stande war. Dergleichen ist in der That bei den großen Entfernungen der weit von einander in entgegengesetzten Stadttheilen gelegenen Hospitäler eine Hauptbedingung ergiebiger Benutzung aller Quellen des Studiums. Der Neuling ist ja zuerst verwirrt und betäubt von dem hastenden Treiben und Getümmel der gewaltigen Stadt. Er bedarf einer gewissen Zeit der Gewöhnung und Sammlung, um der sich drängenden und überwältigenden Eindrücke Herr zu werden. Allmälig erst wird es möglich, zu ruhiger Arbeit und zu erquicklichem Genuss zu gelangen. — Da man nun auch die Pflicht hat, in Paris die zahlreichen Merkwürdigkeiten kennen zu lernen, die sich in öffentlichen Gebäuden, Museen und Sammlungen aller Art bieten, so vergeht die erste Zeit des Aufenthaltes wie im Tumult und im Fluge.

In diese erste Zeit fiel auch die Feier der Juli-Revolution, welche zu Ehren der Anwesenheit des Königs Leopold von Belgien mit besonderem Aufwand von Festlichkeiten begangen wurde. Den Haupttheil derselben bildete eine große Heerschau über zahlreiche Truppen und über die Nationalgarde. König Ludwig Philipp hielt mit seinem königlichen Gaste zu Pferde auf dem Vendôme-Platze, während sich seine Familie

auf dem Balkon des Kriegsministeriums befand, gegenüber der berühmten Säule, auf welcher soeben die Statue des Kaisers Napoleon in seiner weltbekannten Tracht, dem grauen Rock und mit dem kleinen dreieckigen Hute, unter dem Jubel der Bevölkerung enthüllt worden war. Hier sollten nun die Truppen vor dem König und dem bronzenen Kaiser vorüberziehen. Sie kamen in zahlreichen Massen, Infanterie, Cavallerie und Artillerie, von den Elysäischen Feldern her, und jedesmal, wenn sie um die Ecke der Straße von Rivoli in diejenige von Castiglione einbogen, ertönte der seit 1815 verstummte Ruf *vive l'Empereur!* Da ich unter der Führung meines kundigen Freundes Georgi trotz des fürchterlichen Gedränges an der letztgenannten Straße Stellung genommen hatte, konnte ich das aufregende Schauspiel gut verfolgen. Nachdem der Vorübermarsch zu Ende gekommen, ritten die beiden Könige die Reihen der auf den Boulevards aufgestellten Nationalgarden entlang. Auch hier gewannen wir Gelegenheit wahrzunehmen, welch anstrengendes Geschäft diese Musterung für den König der Franzosen war, der bei jedem neuen Bataillon mit dem Commandanten, sowie mit einzelnen Officieren und Grenadieren Händedrücke auszutauschen sich veranlasst fühlte. Es nahm sich fast demüthigend aus. — Die übrigen Festlichkeiten waren die bei solchen Gelegenheiten üblichen und dauerten bis tief in die Nacht hinein. Man hatte von verschiedenen Seiten ausgesprengt, dass Aufstands-Versuche zu erwarten seien, aber es kam glücklicher Weise keinerlei Störung vor.

Anfang September begannen an allen Unterrichts-Anstalten die Ferien. In den Spitälern fanden nur noch stumme

Besuche von Seiten derjenigen Professoren statt, die nicht Paris verlassen und mit einem Land- oder Bade-Aufenthalt vertauscht hatten. Ich entschloss mich unter diesen Umständen, eine französische Pension in Chamarande, halbwegs zwischen Paris und Orléans, aufzusuchen, in welcher einige meiner deutschen Freunde öfter angenehmen Aufenthalt genommen hatten. — Uebung in der französischen Sprache, zugleich Erholung und Sammlung nach dem aufregenden und anstrengenden Treiben in Paris suchte und fand ich hier. Chamarande liegt in einem freundlichen, von der Juine durchströmten Thale; ein großes Schloss beherrscht die Umgebung des inmitten wohlbestandener Gärten liegenden Dörfchens. Einige Wochen der Ruhe in angenehmer Gesellschaft, Flussbäder, reichlicher Traubengenuss, dazu die Benutzung einer kleinen Bibliothek guter französischer Bücher, das Alles that mir herzlich wohl. Der Verkehr mit den meist recht behäbigen Dorfbewohnern gab Gelegenheit, die liebenswürdigen Seiten der französischen Landleute kennen zu lernen.

Eine angenehme Unterbrechung brachte ein Ausflug an die Loire, den ich mit Freund Georgi von Chamarande aus unternahm. Orléans und seine schöne Kathedrale wurden besucht, und von Beaugency aus dem Fluss entlang die Reise zu Fuß fortgesetzt. Das prächtige Renaissance-Schloss von Blois mit seinen romantischen Erinnerungen, der Schauplatz der heimtückischen Ermordung des mächtigen Guise, — weiter abwärts das reizend gelegene Amboise, wo zierliche gothische Bauten und ein anmuthiges Schloss der Orléans unsere Aufmerksamkeit erregten, — endlich das alterthümliche Tours waren die hauptsächlichsten Zielpunkte unserer Loire-Pilgerschaft. Letzterer Stadt geben die alte Kathedrale, die Kirche des heiligen Martin und andere mittelalterliche

Bauwerke ein besonders merkwürdiges Gepräge. Vom Thurme von St. Martin genießt man eine prächtige Aussicht über Stadt und Fluss und südwärts über die weite Ebene der fruchtbaren Touraine bis zum Flusse Cher. — Von der Loire weg fuhren wir über Vendôme nach Chartres. Die dortige mächtige Kathedrale mit den herrlichen Glasmalereien und den merkwürdigen frühgothischen Sculpturen war uns ein Gegenstand gerechtfertigter Bewunderung. — Hier aber ereilte uns mein gewöhnliches Reiseschicksal, — das Reisegeld war zu knapp zugemessen worden. Wir mussten zu Fuß durch das einförmige Kornland der Beauce über Dourdan im Geschwindschritt Chamarande zu erreichen suchen und konnten uns unterwegs nur einmal mit Brot und Wein erquicken. Halbwegs mochten wir den polizeilichen Augen eines Feldhüters verdächtig erscheinen. Er hielt uns an und wollte uns vor den Maire seines Dorfes führen, was uns bei unserer augenblicklichen Mittellosigkeit sehr unangenehm gewesen wäre. Da wir indessen wahrgenommen hatten, dass diese bewaffnete Macht lahm war, lachten wir den Mann aus und gingen eilends weiter. In der Nacht erst und äußerst erschöpft erreichten wir endlich das gastliche Chamarande.

Der Spätherbst kam heran, und somit die Rückkehr zu den Studien in Paris. Ich bezog ein bescheidenes Zimmer am *Quai St. Michel*, um näher an den wichtigsten Spitälern und an der Sorbonne zu sein, und dort bin ich bis zum Ende meines Pariser Aufenthaltes wohnen geblieben. Nahebei hatten sich auch einige andere in Paris studierende deutsche Aerzte angesiedelt. Mit drei derselben, Berliner Doctoren, wurde nun in den Krankensälen von Louis der unterbrochene

Verkehr wieder in Gang gebracht. Die eifrigste Beschäftigung galt dem längst beabsichtigten Unterricht in der Auscultation und Percussion bei Hâche. Zugleich vertiefte ich mich in das Studium der Schriften von Laënnec, in welchen ich die reichste und befriedigendste Belehrung fand. Noch heute muss ich bekennen, dass ich von Niemand mehr gelernt habe, als mir das Hauptwerk Laënnec's *Traité de l'Auscultation médiate* gewährt hat. Hier wurden die Brustkrankheiten auf anatomisch-physiologischem Grunde in ächt naturwissenschaftlichem Geiste abgehandelt. Die Bearbeitung der Herzkrankheiten freilich ist der schwächere Theil des trefflichen Buches. Auch hat die spätere Zeit, was die physikalische Theorie der Symptome betrifft, besonders in Deutschland, werthvolle weitere Fortschritte gebracht, und nicht minder sind die pathologisch-anatomischen Verhältnisse natürlich ebenfalls im Laufe der Jahre in ausgiebigerer Weise aufgeklärt worden, allein die Bahn hierzu hat jedenfalls Laënnec gebrochen. Nächstdem war es Andral, dessen *Clinique médicale* mich hauptsächlich anzog. Dieses Buch zeichnet sich durch die getreue Wiedergabe einer Fülle von Beobachtungen aus, welche in einfacher Anordnung und mit vorurtheilsfreier Beurtheilung des Thatsächlichen dem Leser geboten werden. Es war damals vielleicht der beste Führer zu dem dunkeln Gebiet der Pathologie, nützlicher als die gelehrten Bände von Joseph Frank oder gar von Moritz Naumann.

Bücher sowohl als medicinische und andere Zeitschriften konnte man in einer großen Leseanstalt der *Cour de Commerce* für geringes Geld einsehen, erstere auch auf kürzere Zeit nach Hause geliehen bekommen. Außerdem wurde ich durch die Güte des Dr. Sichel mit Büchern zu längerer Benutzung versorgt. Sichel, ein geborener Frankfurter,

Schüler von Jüngken in Berlin und von Jäger in Wien, hatte sich als Augenarzt in Paris niedergelassen und durch große Tüchtigkeit und Gewandtheit einen bedeutsamen Wirkungskreis gewonnen. Er unterstützte bereitwilligst die fremden Aerzte durch seinen Rath. Von anderen in Paris wirkenden deutschen Aerzten konnte man dies weniger rühmen, so z. B. von dem vielgenannten, in den vornehmen, namentlich diplomatischen Kreisen thätigen Koreff. Ich war an ihn empfohlen worden, habe aber nicht den geringsten Nutzen von dieser Empfehlung gehabt.

Es war mehr Neugierde als Wissenstrieb, die mich veranlasste, den früher so viel genannten Broussais im Militairhospital *Val de Grâce* aufzusuchen. Broussais hatte seiner Zeit Aufsehen durch seine abenteuerlichen Theorien über Entzündung, namentlich über die von ihm überall vorausgesetzte *Gastéro-Entérite*, gemacht. In Folge seiner über alles Maß verschwenderischen Anwendung der Blutegel war es beinahe zu einer Ausrottung dieser Thiere, jedenfalls zu einer bedenklichen Vertheuerung derselben gekommen. Bereits fragte jetzt Niemand mehr dieser gesunkenen Berühmtheit nach, und mir genügten ein paar Besuche, um mich von der Hohlheit und Leere seines Treibens zu überzeugen.

Dagegen waren die Vorlesungen über experimentelle Physiologie von Magendie von entschiedener Bedeutung. Man weiß ja, wie sehr die Versuche dieses Physiologen, was Methode und Genauigkeit betrifft, seither überholt, wie viel feiner und scharfsinniger diese Dinge von Anderen behandelt worden sind, aber dazumal galten Magendie und Flourens noch für die Meister. In der That waren die erwähnten Vorlesungen sehr anregend, und man musste sowohl die Gewandtheit bei der Vorführung der Versuche im Hör-

saal, als auch die Lebendigkeit und die überzeugende Kraft des Vortrages anerkennen.

Zur Wandlung der Verhältnisse und Ansichten seit der damaligen Zeit bis zur Gegenwart möchte ich hier einen bezeichnenden Vorgang mittheilen. Magendie war mitten in seinem Vortrag gerade im Begriff, eine erläuternde Thieroperation vorzunehmen, als er, durch Zuflüsterungen seiner Assistenten aufmerksam gemacht, plötzlich innehielt, bedeutsam nach den oberen Bänken des Amphitheaters schaute und sagte: ich sehe, dass wir Gäste haben, für deren Augen unsere Arbeiten nicht geeignet sein dürften. Aller Blicke wendeten sich nach der angedeuteten Richtung und entdeckten zwei Damen, welche schleunigst die Flucht ergriffen. Wie anders jetzt!

Das medicinische Paris übte in jener Zeit eine große Anziehungskraft aus. Man begegnete lernbegierigen jungen Aerzten der verschiedensten Nationen, besonders vielen Deutschen, und es gab dies Gelegenheit zu angenehmen und nützlichen Bekanntschaften. Dabei wurde man auf manches bisher Unbeachtete aufmerksam gemacht, es fand ein Austausch von Beobachtungen und Urtheilen statt, der wesentlich dazu diente, vor Einseitigkeit zu bewahren. So sehr wir anzuerkennen hatten, was es Alles für uns zu lernen gab, so ließen wir es doch auch nicht an Kritik fehlen. — In der französischen Pathologie herrschte offenbar die Neigung vor, alle Erkrankungen nur als örtliche Vorgänge anzusehen, und ihre Entstehung auf den etwas unbestimmten Begriff der Entzündung zurückzuführen. Das schien mir einestheils wenig mit dem Wesen des Organismus übereinzustimmen, welches ja in der fortwährenden Abhängigkeit und Wechselwirkung der Organe unter sich begründet ist, so dass die Störung in einem Theile nothwendig mehr oder

weniger bald das Ganze in Mitleidenschaft ziehen muss. Anderntheils lag es ja auf der Hand, dass z. B. die ansteckenden Krankheiten als bloß örtliche Leiden nicht angesehen werden können, da hier schon die unbefangene Beobachtung lehrt, dass bei ihnen allgemeine Störungen des Gesammt-Organismus mehr oder weniger lange den örtlichen Erscheinungen vorausgehen. — Hatten mir früher schon die Theorien vom essentiellen Fieber, von den gestörten Krisen, den Metastasen u. s. w. als zutreffend nicht gelten können, so vermochte ich jetzt umgekehrt ebenso wenig bei der örtlichen anatomischen Läsion Beruhigung zu finden. Und was nun auch die „Entzündung“ als Grundlage der krankhaften Vorgänge anlangt, so entging mir nicht, dass dieselbe erst eine oft ziemlich späte Folge der krankmachenden Ursache ist. Allerdings führt sie die sinnenfälligsten und weitgreifendsten Wirkungen herbei, macht aber doch nur einen Theil, und zwar nur einen secundären des gesammten Krankheitsprocesses aus. — Alles wies endlich immer wieder darauf hin, dass, so lange wir nicht über die specifischen Ursachen der Erkrankungen aufgeklärt wären, wir uns auf ein unbefangenes Studium der Krankheitsvorgänge und ihres Verlaufes, sowie auf eine genaue Erkenntniss der anatomischen Veränderungen der zunächst ergriffenen Organe und der übrigen Körpertheile beschränken müssten. — Ueber dergleichen Betrachtungen ist man jetzt hinaus, allein es ist doch gut zu sehen, wie man sich vor Zeiten zu einiger Klarheit durchzuarbeiten suchte.

Während ich mich solchen Bedenken und Ueberlegungen hingab, wurde ich durch einige Landsleute auf Schönlein aufmerksam gemacht, dessen Vorträge gerade damals, allerdings in einer von dem Meister nicht anerkannten Form, herausgegeben worden waren. Hier seien ganz neue An-

schauungen und Aufklärungen in überzeugender Weise geboten.

Bei dem Studium dieses Werkes wurde ich überrascht und gefesselt durch die Eigenthümlichkeit und die Tiefe der Auffassung, durch den Reichthum an Ideen und die glückliche Benutzung der in der Neuzeit zu Tage geförderten Thatsachen. Freilich fand ich aber auch, neben verschiedenen pathologisch-anatomischen Fehlgriffen, eine zu scharfe Systematisirung, einen oft über das Thatsächliche hinausgehenden Einfluss der Phantasie (z. B. bei den der Botanik entlehnten natürlichen Familien), und eine Neigung zu dogmatisch vorgreifendem Abschluss der Lehren, was Alles mir eine Anerkennung des Werthes dieser Vorträge nur mit Vorbehalt gestattete. Ihrer Einwirkung konnte ich mich indessen nicht entziehen, und ich habe auch später noch demselben manche Anregung zu verdanken gehabt.

Mitten in dem Umwälzungsprocess meiner medicinischen Anschauungen fuhr ich fort, mir dasjenige zu Nutzen zu machen, was damals offenbar die Franzosen auszeichnete, d. h. die emsige und scharfsinnige Forschung im Einzelnen. Hierher gehörten die Lungenkrankheiten, der Typhus, die Untersuchungen von Cruveilhier, Dance u. A. über die sogenannten Metastasen nach Verwundungen, Operationen, Puerperium u. s. w. Diese Verhältnisse sind ja später in Deutschland durch Virchow in viel umfassenderer Weise aufgeklärt worden, damals aber waren die Anfänge der betreffenden Lehre noch etwas ganz Neues. — Nicht minder wichtig erschienen mir die in der Klinik von Ricord im *Hôp. du midi* angestellten bahnbrechenden Versuche über die luetischen Krankheiten. Beides zumal wegen der das ätiologische Gebiet treffenden Richtung. — Endlich die Aufklärungen, welche Bouillaud über den Zusammenhang zwischen dem

acuten Gelenkrheumatismus und der Endokarditis nebst deren Folgen brachte. — Dies und dergl. beschäftigte mich und erweiterte den Horizont meiner pathologischen Erkenntniss.

Gegen das Frühjahr wurde das Hospital St. Louis vorzugsweise das Ziel meiner Studien. Dort wurden hauptsächlich Hautkrankheiten behandelt, und man fand daselbst Gelegenheit, alle möglichen Formen derselben kennen zu lernen. — Zwei Aerzte sehr verschiedener geistiger Richtung leiteten den Unterricht. Beide haben sich auch als Schriftsteller in ihrem Fache hervorgethan, zu einer Zeit, während welcher die Lehre von den Hautkrankheiten, insbesondere der chronischen, bei uns in Deutschland noch wenig beachtet war. Am lehrreichsten fand ich die Klinik von Biett. Hier herrschte der Geist unbefangener Beobachtung und Beurtheilung des sinnlich Wahrnehmbaren. Anders bei Alibert, einem Mann von lebhafter Phantasie und theatralischen, um nicht zu sagen marktschreierischen Manieren. Sein lebhafter Vortrag und sein liebenswürdiges Wesen konnten die Mängel seiner schriftstellerischen und Lehrthätigkeit nicht ausgleichen. Er hatte sich eine fast lächerliche Systematik ausgedacht, in der die Hautleiden wie die Aeste und Blätter eines Baumes geordnet waren. Und diesen *Arbre des Dermatoses* hatte er wirklich an die Wand des Hörsaales groß anmalen lassen, ein Bild, auf welches er mit Stolz hinzudeuten pflegte.

Während meiner Besuche der Klinik von Biett ereignete sich ein merkwürdiger Vorfall. Es wurde über die Behandlung der Krätze gesprochen. Da meinte ein Student aus Corsica, in seiner Heimath heilten alte Weiber dieses Leiden, indem sie mit einer Nadel kleine weiße Thierchen unter der Haut hervorzögen. Wirklich gelang es dem jungen Mann,

ein solches Thierchen zum Vorschein zu bringen. Die Sache machte Aufsehen, gerieth indessen für längere Zeit in Vergessenheit. Ebenso war es weit früher mit der Krätzmilbe durch Wichmann gegangen, obschon in der betreffenden Schrift von W. sogar bereits eine freilich sehr unvollkommene Abbildung der Milbe gegeben worden war[1]). Hat doch Schönlein noch die sonderbarsten Ansichten über den vermeintlichen, der Krätze zu Grunde liegenden Krankheitszustand gelehrt, und Fuchs noch weit später das erwähnte Leiden in seiner großen Dermatologie in der nämlichen Weise abgehandelt. Dies ist jetzt vergessen, und wir können uns der besseren Einsicht freuen. Ja man kann wohl darauf aufmerksam machen, dass dieser verachtete Gegenstand sogar eine gewisse volkswirthschaftliche Bedeutung hat. Früher häuften sich in den Spitälern die betreffenden Kranken (zu Leipzig noch Ende der dreißiger Jahre zu 20 bis 30) schaarenweise an, meist Handwerksburschen, junge, sonst gesunde Leute, die reichlich genährt sein wollten. Da die Behandlung sich durch mehrere Wochen hinzog, vermehrten sich die Kosten der Verpflegung bedeutend. Die beschäftigungslos herumlungernden Menschen erschwerten zugleich oftmals die Aufrechthaltung der Hausordnung in bedenklicher Weise.

So hatte ich in Paris in meinem Fache viel erfahren und gelernt, meine medicinischen Ansichten hatten sich geläutert, ein fester Boden für befriedigendes Fortarbeiten war gewonnen. Nur eines fehlte noch, die rechte Einsicht in die Aufgaben der Therapie. Bei den Franzosen war in dieser Richtung, wenn man von der Chirurgie absieht, sehr

* Noch hundert Jahre früher hatte der Dresdener Arzt Hauptmann die Milbe gefunden, freilich ohne ihre Bedeutung zu erkennen.

wenig zu lernen gewesen. Eine große Gleichgültigkeit beim therapeutischen Handeln, eine ermüdende Einförmigkeit der vorherrschend ziemlich unschuldigen Verordnungen, selten ein bewusstes entschiedenes Eingreifen, das war der Eindruck, den man bekam. Was sollten bei Lungenentzündungen, bei Typhus u. dergl. die vielen Tisanen leisten, mit denen man den Magen der Kranken überschwemmte, wie oft wurden Aderlässe mehr auf das Gerathewohl verordnet. Ausnahmen hiervon fand man nur in den Spitälern für bestimmte einzelne und namentlich äußerliche oder doch von außen einigermaßen zugängliche Leiden. So lernte ich hier in der gynäkologischen Abtheilung von Lisfranc den großen Werth des Speculum kennen, welches die unmittelbare Anwendung wirksamer Mittel gestattet. Aehnliches konnte man bei Ricord erfahren und besonders auch bei der Behandlung der Hautkrankheiten. Hier hatte mir gerade der Umstand mit der Krätzmilbe die Bedeutung des alten Spruches: *Cessante causa cessat effectus* gezeigt. So drängte sich immer wieder, auch von Seiten der Therapie die Frage nach der wahren Ursache der Krankheiten auf. Offenbar kannte man sie in den wenigsten Fällen, und wo man sie kannte oder vermuthete, musste man sich wiederum fragen, ob sie auch unserer therapeutischen Thätigkeit zugänglich sei. Bei den ansteckenden Krankheiten mit ihrem Stadium der Incubation musste man annehmen, dass mit dem eigentlichen Beginn der wesentlichen Erscheinungen die Möglichkeit, der Krankheitsursache beizukommen, bereits vorüber sei. Hier blieb demnach dem Arzte nichts Besseres zu thun übrig, als zuerst für die Verhütung der Ansteckung, dann für verständige Pflege zu sorgen, und endlich die Beschwichtigung lästiger und gefährlicher Einzelvorgänge während des Verlaufes zu erstreben. Und so auch bei den meisten der

sogen. inneren Krankheiten. — So viel wurde mir klar, dass es mit der von mir früher schulmäßig angelernten vermeintlichen rationellen Therapie ein Wahn sei.

Natürlich war mir während meines Pariser Aufenthaltes die Beschäftigung mit der Medicin Hauptsache, indess die viele Gelegenheit, in den eigentlichen naturgeschichtlichen Fächern Kenntnisse zu sammeln, übte auf mich ebenfalls einen unwiderstehlichen Reiz aus. Der Pflanzengarten mit seinen schönen Anlagen und reichen Sammlungen wurde Anfangs nur übersichtlich besucht. Später machte ich Bekanntschaft mit Laureillard, einem Schüler Cuvier's und ersten Assistenten an der zoologisch-zootomischen Sammlung, der mit der Fortsetzung von Cuvier's berühmtem Werk über die Fische beschäftigt war. Durch ihn lernte ich auch Strauß-Dürkheim kennen, den Verf. der ausführlichen Anatomie des Maikäfers, einen gemüthlichen Elsässer, bei welchem die deutschen Naturforscher freundliche Aufnahme zu finden gewiss waren. — Im Laufe des Winters hielt Blainville dreimal die Woche Vorlesungen über vergleichende Anatomie. Da eine Omnibuslinie nach dem *Jardin des plantes* meine Wohnung streifte und die Vorlesung in die Nachmittagsstunden fiel, konnte ich sie bequem benutzen. Der Vortrag von Blainville bewegte sich in der Spur von Lamarck und zum Theil von Geoffroi St. Hilaire, welcher letztere damals noch lebte, aber körperlich und geistig bereits etwas verfallen war. Blainville gab unter Vorzeigung von zahlreichen Präparaten und Abbildungen eine geistreiche Darstellung der allmäligen Formenentwickelung des Skelettes der Wirbelthiere mit belehrenden Rückblicken auf die ana-

logen Gebilde der Wirbellosen. Zu meiner besonderen Freude fand der Ausdruck „Hautskelett“ hier Anerkennung. Als lange nachher die Darwin'schen Lehren bekannt wurden, bin ich oft an Blainville's Vorlesungen erinnert worden. Diese reizten mich so lebhaft an, dass ich viele der vorgezeigten Formen, namentlich der Zahnbildungen, nachzeichnete. — Sehr behaglich war es, nach den Vorlesungen in dem schön durchwärmten Lesezimmer der reichen Bibliothek des Pflanzengartens in den bezüglichen Kupferwerken und Monographien weitere Belehrung zu suchen. An zwei anderen Nachmittagen besuchte ich die Vorlesungen von Elie de Beaumont im *Collège de France*. Sie betrafen die Forschungen und Theorien über die Hebung und Senkung von Ländern und Gebirgsmassen. Leider wurden diese Vorträge sehr bald in Folge von Erkrankung des Professors unterbrochen. — Um so willkommener war mir Ende März eine Ankündigung, durch welche Professor Prévost zu geognostischen Excursionen in die Umgegend von Paris an Sonntagen einlud. Ich schloss mich mit großem Vergnügen an. Welcher Genuss, unter der erfahrensten Leitung die so merkwürdigen geognostischen Verhältnisse des Pariser Beckens kennen zu lernen, den Hammer zu führen und Sammlungen anzulegen! In jener Zeit war die Umgebung der Stadt noch nicht durch Befestigungen, Eisenbahnanlagen und unzählige Neubauten bedeckt, selbst am Montmartre war der Boden noch fast überall dem Geognosten zugänglich.

Durch diese Ausflüge lernte ich eingehend die theilweise reizende Landschaft von Paris kennen. Prévost führte seine Begleiter nach St. Maur, auf die Anhöhen hinter Belleville, Bicêtre, Meudon (mit der schönen Aussicht von der Terrasse von Bellevue) u. s. w. Selbst eine kleine zweitägige Reise wurde unternommen. Man fuhr bis St. Germain, bewunderte

den herrlichen Blick von der Schlossterrasse und wanderte den Höhen an der Seine entlang, allen Steinbrüchen nach, bis nach Meulan, wo übernachtet wurde. Beim schönsten Frühlingswetter verfolgten wir am anderen Tage das liebliche Thal der Oise, die dortigen Kreidegebilde studierend, bis Pontoise und *l'isle Adam*, von wo die Rückkehr nach Paris zu Wagen gemacht wurde. Unser Professor gab sich bei solchen Wanderungen sehr liebenswürdig, stets freundlich belehrend und unterhaltend. Es fehlte nicht an kleinen Abenteuern, die indessen immer mehr angenehm als störend verliefen.

Mit meinen medicinischen Landsleuten machte ich ein paar vergnügte Fahrten, von denen die eine nach St. Denys, Montmorency und Enghien führte. An ersterem Orte hatten wir die schöne gothische Kirche zu bewundern. Die in derselben befindlichen Königsgräber und Denkmale waren damals, nach der Verwüstung während der großen Revolution, noch nicht völlig wieder hergestellt und gewährten zum Theil einen wenig erbaulichen Anblick. In Montmorency gingen wir den Spuren von J. J. Rousseau nach, durchritten den waldigen Park und freuten uns der lieblichen Gegend.

Der zweite dieser Ausflüge richtete sich nach dem anmuthigen St. Cloud mit seinem schönen Schlossgarten und nach Versailles. Diese Stadt liegt in einer ziemlich einförmigen, fast melancholischen Gegend. Weitläufige gerade Alleestraßen ziehen sich gegen das Schloss, welches von der Stadtseite weniger bedeutend erscheint, dagegen vom Park aus in breiter Masse und großartigen Verhältnissen sich darstellt. Man wurde durch seine vielen, dazumal

öden Räume, welche später *(à toutes les gloires de la France)* mit den Gemälden von Horace Vernet u. A. geschmückt worden sind, von den Aufsehern rasch hindurchgeführt. Auch in die Spiegelgalerie gelangten wir, natürlich ohne zu ahnen, welche glorreiche Bedeutung einmal dieser Saal für uns Deutsche gewinnen werde. — Das sonst so menschenleere Versailles war an dem Tage unseres Besuches überfüllt, denn zum ersten Male seit langer Zeit sollten die berühmten Wasserkünste wieder in Thätigkeit gezeigt werden. Eine große Menschenmenge war zu diesem Schauspiel, namentlich von Paris aus, zusammengeströmt und füllte alle Gänge und Plätze des großen königlichen Gartens. Es war ein Vergnügen, zu sehen, wie die zahlreichen und sehr verschiedenartigen Gruppen, theils behaglich gelagert, theils in lebhafter Bewegung, immer anständig und ohne Gedränge, beim schönsten Wetter sich ergötzten. Was aber meine Aufmerksamkeit besonders erregte, war, dass man fast mehr deutsch als französisch sprechen hörte. Es standen nämlich damals mehrere Reiter-Regimenter in Versailles, die fast ganz aus Elsässern und Deutsch-Lothringern zusammengesetzt waren. Die Officiere derselben mit ihren Damen und die Mannschaften mit ihren landsmännischen weiblichen und männlichen Bekannten, die aus Paris, wo sie sich immer in dienenden und anderen Verhältnissen zahlreich aufhalten, zum Fest der Wasserkünste in Menge herbeigekommen waren, brachten dieses Vorwalten der deutschen Sprache zu Wege. Ich muss gestehen, dass die Entdeckung dieser uns entfremdeten Deutschen mich schmerzlich berührte und mein patriotisches Herz bedrückte. Es ist in dieser Beziehung anders geworden. — Die Wasserkünste zeigten sich in den mannigfaltigsten Formen in großer Pracht und Fülle und wurden

von den Zuschauern durch die lebhaftesten Beifallsbezeugungen anerkannt.

Das viele Schauen und Wandern erregte endlich ein dringendes Verlangen nach Labung und Stärkung, aber bei dem großen Andrange war es äußerst schwierig, demselben Befriedigung zu verschaffen. — Die größte Schwierigkeit jedoch zeigte sich erst, als es galt, eine Fahrgelegenheit zur Rückkehr nach Paris ausfindig zu machen. Eisenbahnen gab es ja noch lange nicht, und alle zu jener Zeit üblichen Fuhrwerke hatten bereits Ueberfracht. Endlich wurde noch ein *Cou-cou* mit zwei freien Plätzen entdeckt, — wir waren ja aber Vier! Zwei von uns waren so schachmatt, dass ihnen die beiden Plätze im Guckguck ohne Weiteres gegönnt werden mussten; der Dritte meinte, wenn sich gar nichts fände, wolle er in Versailles übernachten. Ich endlich erklärte zum allgemeinen Entsetzen, dass ich stolz zu Fuße gehen würde. Nach den Strapazen des Tages und bei der recht ansehnlichen Entfernung bis Paris und dann noch bis zu meiner Wohnung war das allerdings ein kühner Entschluss. Indessen ich galt als ein guter Fußgänger und empfahl mich sofort mit langen Schritten. Endlich, endlich erreichte ich Sèvres, die Seine-Brücke und endlich auch die Barrière von Paris. Dort zeigte sich ein merkwürdiges Schauspiel. Jeder der Hunderte von Wagen musste sich der Untersuchung des Octroi unterziehen. Man denke sich den Aufenthalt. Eine Stunde Weges lang stockten die Fuhrwerke, da jedes einzelne nur nach und nach vorrücken durfte. Diesem Umstande verdankte ich es, dass ich zu Fuß früher am *Quai St. Michel* anlangte, als meine fahrenden Freunde. Welcher Triumpf! aber auch welche Ermüdung.

Das herrliche Frühlingswetter des Jahres 1834 lockte mich unwiderstehlich ins Freie, und so verabredete ich mit meinem Freunde Alexander v. Villers eine Reise in die Normandie und bis an die See. Hatte ich doch schon immer das größte Verlangen gehabt, das Meer zu sehen. Wir beschlossen, bis Rouen zu fahren und von da zu Fuße dem malerischen Ufer der Seine entlang bis Havre zu gehen. Demgemäß rüsteten wir uns bescheiden mit Staubhemd, leichtem Tornister und Wanderstab aus. Aber ach, als wir in Rouen der Diligence entstiegen, erregten wir die Aufmerksamkeit der nie fehlenden Gensdarmen. Villers hatte gar keinen Pass und ich nur einen ungenügenden Ausweis der sächsischen Gesandtschaft. Ohne Gnade erklärten die Wächter des Gesetzes uns für verhaftet, und wir mussten ihnen, unter Begleitung einer heiteren Straßenjugend, nach der *Préfecture de Police* folgen. Diese befand sich in dem berühmten Justizpalast, dessen prächtige gothische Architectur wir nun sogleich Gelegenheit hatten, auch im Inneren zu bewundern. Nicht lange, so erschien ein Beamter, welcher Anfangs ein bedenkliches Gesicht zeigte, besonders als Villers, der, mit dem Französischen vertrauter als ich, den Sprecher machte, uns mit einer den Umständen wenig angemessenen Lebhaftigkeit zu vertheidigen suchte. Mir fiel in diesem Augenblicke ein, mit welchem Humor einst Goethe am Garda-See sich aus einer ähnlichen Lage herausgeredet hatte. Ich nahm daher das Wort und sagte, der Herr habe wohl längst gemerkt, dass wir deutsche Studenten seien, ich zwar sei Dr. med., aber das wäre noch nicht lange her. Die alte Gewohnheit deutscher Studenten, durch die Welt zu ziehen, habe uns verlockt, in die schöne romantische Normandie zu wandern, ohne zu bedenken, dass man in Frankreich ohne Pass mit der bloßen Romantik nicht

durchkomme. Darauf glätteten sich die Züge des gestrengen Herrn, aus dem Verhör wurde ein Gespräch, und wir erhielten die Weisung, uns auf geradem Wege nach Havre zu begeben, um dort unsere Papiere beim sächsischen Consul in Ordnung bringen zu lassen. Dann werde uns die Romantik der ganzen Normandie offen stehen. Gerade damals erhob sich in der französischen Kunst und Literatur die romantische Schule zur Herrschaft und stützte sich zum Theil auf verwandte Richtungen in Deutschland. Das kam uns zu Gute, heutzutage würden wir einfach als Spione behandelt worden sein. — Nun besahen wir guten Muthes in Rouen alle die bedeutenden mittelalterlichen Kunstdenkmäler, die ich nicht aufzählen will, da sie ja allgemein bekannt sind. Von hier aber schnurgerade nach Havre zu gehen, fiel uns gar nicht ein; vielmehr wandten wir uns seitwärts einem Dorfe *St. Georges* oder *St. Martin de Boscherville* zu, wo eine der schönsten romanischen Kirchen zu finden sein sollte. Nicht nur diese, sondern auch ein nicht minder reizendes kleines Capitelhaus gothischer Bauart, einziger Ueberrest des zerstörten Klosters, entdeckten wir dort zu unserer größten Freude. Am anderen Morgen entzückte uns der landschaftliche Reiz der ganzen Oertlichkeit. Die Normandie ist berühmt wegen ihres Reichthums an Obst. Hier nun breiteten sich am Flussufer die schönsten grünen Matten, reich besetzt mit in voller Blüthe stehenden Apfelbäumen, aus und ringsum erhoben sich sanfte im Frühlingsgrün prangende Anhöhen. Welch ein Genuss, hier zu wandern, nachdem man kaum dem Staube und Gewühle der großen Stadt entronnen war. — Der Lauf der Seine macht vielfache Krümmungen; inmitten einer solchen Schlinge liegen hoch über dem schroff ansteigenden Ufer die Ruinen des berühmten Klosters Jumièges. So groß die Zerstörung

desselben ist, steht doch, zwar ohne Dach, die mächtige Abteikirche, mit zwei hohen Thürmen und einer Doppelreihe von Säulen, in ihren Hauptverhältnissen ziemlich gut erhalten da; daneben eine zweite beinahe ebenso große Kirche von mehr gothischer Bauart. Von den sonstigen, offenbar sehr umfangreichen Bauten, in denen wiederholt französische Könige Hof hielten, sind keine erheblichen Reste übrig geblieben. Hohe Bäume beschatten den Ort, und üppiges Grün wuchert überall herum. — Nach der Ueberlieferung wurde das Kloster unter den Merowingern gegründet. Zwei Söhne des Königs hatten sich empört, wurden gefangen und zur Strafe geblendet. Man legte sie zu St. Denys gebunden in ein Boot und ließ die Hülflosen flussabwärts treiben. Bei der Flussbiegung von Jumièges blieb das Boot am Ufer hängen. Fischer erbarmten sich der Blinden und bauten ihnen auf der Höhe des Vorgebirges eine Einsiedelei. Als später die Reue über den König kam, errichtete er das Kloster zur Unterkunft der unglücklichen Söhne und stattete es reichlich aus.

Durch einen Eichen- und Buchenwald, immer am hohen Ufer des jetzt schon mächtigen und von Schiffen belebten Flusses entlang wandernd, erreichten wir gegen Abend das hübsche Städtchen Caudebec. Am andern Morgen fand sich ein Fischerboot, welches nach Honfleur hinabzugehen im Begriff stand. Gegen ein geringes Fährgeld benutzten wir dasselbe, und so ging es lustig zwischen den malerischen Ufern der Seine hin, vorüber an den Schlössern und Ruinen von Tancarville und der Burg von Robert der Teufel. Da leider trat die Fluth ungewöhnlich früh ein, der Wind wehte uns scharf entgegen und trotz stundenlangen Kreuzens kamen wir nicht um die scharfe Ecke von Quilleboeuf herum. Endlich erschien ein Dampfschiff, erbarmte sich, warf ein

Tau in unser Boot und brachte uns in raschem Zuge um die böse Ecke. Mit Dunkelwerden erreichten wir Honfleur. Ueber dieser kleinen Seestadt ragt weit in die See hinein ein steiles Vorgebirge, auf welchem eine alte Kirche steht, *Notre Dame du sécours.* Dort genossen wir am anderen Morgen eine prachtvolle Aussicht. Vor uns lag das weite Meer im Sonnenglanze, von vielen Schiffen belebt, welche über die stundenbreite Seine-Mündung dem uns gegenüberliegenden Havre zusteuerten. Erhebend wirkte diese erste Begrüßung des Meeres in solcher Vereinigung von Wasser, Land und reichbelebter Staffage. — Eine Dampfschiffahrt von dreiviertel Stunden brachte uns nach Havre, dem bedeutendsten Handelshafen des Nordens von Frankreich. — Leider fühlte ich mich bereits recht unwohl, fieberhaft und schwach. Nur kurze Zeit konnte ich das rege Treiben der Seestadt verwundert vor meinen Augen vorübergehen lassen, dann musste ich mich zu Bett legen. Ein Tag der Ruhe schien Besserung gebracht zu haben. Wir schifften uns daher auf einem kleinen Küstenfahrer ein, der uns nach Dieppe bringen sollte. Mehrere Stunden lang ging die Fahrt rasch dahin, die Seeluft erquickte mich und der Anblick der felsigen Küste war reich an anregender Abwechselung. Dann erhob sich ein an Heftigkeit immer zunehmender Wind, der unsere Nussschale gefährdete und endlich den Schiffer zwang, in dem kleinen Hafen St. Valéry Zuflucht zu suchen. Zu Wagen erreichten wir von da Dieppe. Hier vermochte ich mich kaum noch auf die Terrasse des Schlosses zu schleppen; die dortige berühmte Aussicht ist mir nur in traumhafter Erinnerung geblieben. — Eine ernsthafte Erkrankung war offenbar bei mir im Anzuge, und so wurde beschlossen, eiligst nach Paris zurückzukehren.

Ganz erschöpft nach einer Diligence-Fahrt von 24 Stunden

kam ich in meiner Wohnung an und musste beinahe drei Wochen hindurch im Bette zubringen. Es handelte sich um einen zum Glück sehr einfach verlaufenden Typhus, bei dem es nur der Ruhe und keiner besonderen Pflege bedurfte. Ich weiß mich nur wenig von diesem Krankenlager zu erinnern. Nach eingetretener Besserung wollten lange Zeit die Kräfte sich gar nicht wieder einstellen. Da entführte mich Freund Villers aus meiner engen, schwülen Stube und aus dem Lärm der Stadt hinaus über die *Barrière de l'Etoile* nach Sablonville. Eine befreundete deutsche Familie hatte dort ihr Haus, nachdem sie für den Sommer verreist war, der Obhut von Villers übergeben und gestattete mir, in demselben eine kurze Zuflucht zu suchen. Die bessere Luft und die freie Lage, der *Porte Maillot* des Boulogner Gehölzes gegenüber, brachten mich binnen etwa acht Tagen so weit, dass ich mit ziemlich der alten Kraft nach der Stadt zurückkehren konnte.

Als ich kaum vollständig genesen war, veranlasste mich eine Erkrankung von Freund Georgi, zu seiner Hülfe eiligst nach Chamarande zu fahren. Selbst diese kleine Reise sollte mir nicht ohne ein Abenteuer mit der französischen Polizei verlaufen. Ich hatte mich rasch auf den Weg gemacht und nicht an den Pass gedacht. Beim Pferdewechsel in Longjumeau traten die unvermeidlichen zwei Gensdarmen vor und forderten die Pässe. Zwei der Mitreisenden konnten sich ausweisen; einer erschien verdächtig und wurde zurückgehalten, ein anderer redete sich als harmlos heraus, und auch mir gelang dies. Meine Visitenkarten mit dem Dr. med. bestätigten meine Angabe, dass ich zu einem Kranken nach Chamarande gerufen sei, was der Brief von Georgi mit dem Postzeichen Etrechy und meine Fahrkarte, die nach demselben Orte lautete, vollends außer Zweifel stellte. Die

Reisegesellschaft konnte sich die strenge polizeiliche Prüfung nicht erklären. Ein paar Tage später brachten die Zeitungen die Nachricht, dass am Tage vor meiner Fahrt Don Carlos heimlich auf dieser Straße nach Spanien gereist sei, wo er an die Spitze des Aufstandes gegen die junge von Frankreich unterstützte Königin getreten war. Die Behörde deckte den Brunnen zu, nachdem das Kind hineingefallen war. — Nach wenigen Tagen konnte ich, da es sich mit meinem Kranken rasch gebessert hatte, diesmal unangefochten, wieder zurückreisen.

Selbstverständlich durfte ich nicht versäumen, den in Paris so reichlich gebotenen Kunstgenüssen nachzugehen. Manche freie Stunde habe ich in den Sammlungen des Louvre zugebracht, und mein Gedächtniss mit den schönsten Erinnerungen bereichert. Die antiken Bildwerke, unter denen die nicht lange erst erworbene Venus von Melos den höchsten Rang einnimmt, traten mir hier in bisher nicht gekannter Zahl und Herrlichkeit entgegen. — Nicht minder fesselten meine Aufmerksamkeit die Schätze der Bildergalerie, für deren Genuss ich durch die Dresdener Sammlung leidlich vorbereitet war. Auch hier zogen mich hauptsächlich die Italiener an, deren hervorragendste Meister durch zahlreiche Hauptbilder vertreten sind. Unter den in reicher Fülle vorhandenen Arbeiten der Niederländer fanden sich ebenfalls wahre Perlen, von denen mir einzelne heute noch deutlich vor Augen stehen. Für die große Zahl umfangreicher Gemälde von Rubens vermochte ich mich dagegen nicht zu begeistern, da sie meistens zwar prächtig gemalte, aber kalte, pompöse Allegorien höfischer Vorgänge darstellen. Natürlich ist die Galerie reich an Gemälden der

französischen Schulen. Im Allgemeinen konnte ich diesen den rechten Geschmack nicht abgewinnen, mit Ausnahme einer Reihe schöner Claude Lorrain und der prächtigen Seestücke von Jos. Vernet. Völlig kalt ließen mich die viel bewunderten klassischen Bilder von David. Hoch anzuerkennen sind aber die Werke der neueren französischen Schulen, welche damals noch in der Gemäldesammlung des Luxemburg zu bewundern waren. Insbesondere glänzten Gérard, Ingres, Horace Vernet, Delaroche u. s. w.

Noch lebte der alte Marschall Soult, der bekanntlich während seiner Feldzüge in Spanien eine große Anzahl der ausgezeichnetsten Werke der Malerschulen dieses Landes auf die verschiedenste Weise an sich zu bringen verstanden hatte. Seine Galerie war an bestimmten Tagen gegen vorherige schriftliche Anmeldung zugänglich. Ich benutzte natürlich eine solche Gelegenheit, die herrlichen Werke von Murillo, Velasquez, Al. Cano u. s. w. kennen zu lernen. Der schönste und größte Theil dieser Sammlung ist nach dem Tode des Marschalls in die Galerie des Louvre übergegangen.

Im Jahre 1834 fand eine der großen Kunstausstellungen (Salon) statt, welche den Einblick in die neuesten Fortschritte der französischen Kunst gewährte. Die Hauptstücke waren dieses Mal Arbeiten von Ingres und namentlich von P. Delaroche, Ary Scheffer u. s. w. Es zeigten sich die Anfänge der vorzugsweise so genannten coloristischen Schule in Bildern von Delacroix u. A.

Vom Theater, einer Hauptangelegenheit der Fremden in Paris, kann ich nicht viel berichten. Da ich am frühen Morgen den Hospitalbesuchen und den Tag über meinen

anderen Studien nachzugehen hatte, und da die Theater sehr spät am Abend anfingen und weit von meiner Wohnung am Boulevard liegen, war ich meistens zu ermüdet, um bis nach Mitternacht den Vorstellungen beizuwohnen. Dazu kam, dass die damals gefeierten Dramen von Victor Hugo und anderen Romantikern mich wenig ansprachen. Ich hatte vollkommen genug, nachdem ich *la Tour de Nesle* und *la Chambre ardente* gesehen hatte. Wohl habe ich noch das *Theâtre français* (noch mit der Mars) und gelegentlich ein paar der kleineren Theater besucht, aber es war mir dies unter den erwähnten Umständen jedesmal eine Strapaze und hatte am folgenden Tage Versäumniss zur Folge. — Mehrere Male bin ich in die italienische Oper gegangen, wo die Grisi, die Unger, Tamburini und der berühmte Tenor Rubini glänzten, und insbesondere der Don Juan in unübertrefflicher Weise gegeben wurde. — In der großen Oper war ich nur ein paar Male und hörte und sah die damals neuen Opern, den Liebestrank und Robert der Teufel, in glänzender Ausstattung aufführen.

Bequemer in der Zeit als die Theater lagen die berühmten Concerte des *Conservatoire de Musique* unter der Leitung von Habenek. Alexander Villers, der mit den Musikern Bekanntschaft hatte, vermittelte für uns Beide die sonst kaum zu beschaffenden Eintrittskarten zu sechs Concerten. Freilich befanden wir uns nur in den obersten Regionen des Hauses, denn die besseren Plätze waren längst zu den höchsten Preisen in festen Händen. Die Symphonien von Beethoven wurden hier in wohl sonst nirgends übertroffener Vollkommenheit ausgeführt. Es war in der That ein seltener Genuss.

Dass ich bei meiner so reichlich ausgefüllten Zeit an einer regelmäßigen Geselligkeit mich nicht betheiligen konnte, ist gewiss begreiflich. Ich hatte eine Empfehlung an den lutherischen Pastor Göpp, der die elsässische und die übrige deutsche Gemeinde hütete. Er, seine sehr gebildete Frau und seine beiden angenehmen frischen Söhne gaben mir Zutritt zu ihren geselligen Abenden, an denen sich vorzugsweise Elsässer einfanden. Ich lernte da u. A. den Dr. Schnitzler kennen, der das Conversationslexikon für Frankreich umarbeitete, und somit, in Folge der Verdienste meines Vaters um das deutsche Vorbild, Anknüpfung mit mir fand. — Auch mit ein paar anderen liebenswürdigen deutschen Familien ergab sich ein angenehmer gelegentlicher Verkehr.

Ein sächsischer Landsmann, Starke, hatte sich als Blumenmaler in Paris einen Namen gemacht, war sogar eine Zeit lang bei den jüngsten Prinzessinnen von Orléans Zeichenlehrer gewesen. Jetzt erfreute er sich einer guten Anstellung als Maler für die königliche Seidenweberei von Beauvais und fertigte die Vorbilder für die reich mit Blumen und anderen Ornamenten ausgestatteten Gewebe. Starke war ein Original, sprach sein Französisch mit der ächtesten sächsischen Betonung und gab uns dadurch viel Gelegenheit zu Neckereien. Er wohnte in meiner Nähe, und ich freute mich, mit ihm über Kunst sprechen zu können, und wurde auch auf Vieles, was in dieser Richtung in Paris zu sehen war, durch ihn aufmerksam gemacht. In seiner Werkstätte beschäftigte er ein paar Gehülfen, die seine in großem Maßstabe in Oel hergestellten, coloristisch wirklich prächtigen Vorbilder für die Ausführung in der Fabrik getheilt zu vervielfältigen hatten. Durch solche Arbeitszuweisung unterstützte er auch einen polnischen Flüchtling, einen alten Obersten, dessen kärgliche Einkünfte auf diese Weise etwas

aufgebessert wurden. Starke ist später nach Sachsen zurückgekehrt und an der Porzellanfabrik zu Meißen angestellt worden.

Ich hatte Starke's polnischen Oberst in Krankheitsnöthen ein paar Male beigestanden, das verschaffte mir Gelegenheit, eine denkwürdige historische Persönlichkeit näher zu Gesicht zu bekommen. Zum Jahrestag der polnischen Revolution, den 29. November, hatte der General Lafayette die polnischen Emigranten zu einer Feier in sein Haus eingeladen. Mein dankbarer Oberst bot mir an, mich dort mit einzuführen. Am Eingang seiner großen, einfach vornehmen Räume stand der alte Lafayette, ließ sich jeden Eintretenden vorstellen, reichte ihm die Hand und hieß ihn willkommen. Als die Versammlung vollständig war, übernahm er auf einem erhöhten Podium den Vorsitz, indem er einen einleitenden Vortrag zum Besten gab. Andre Redner folgten, meistens sich der französischen oder auch der polnischen Sprache bedienend. Die ganze Feier verlief in ernster Ruhe, ohne jegliche störende Aufregung. — Ich kann nicht sagen, dass Lafayette, der Held zweier Welttheile und zweier Jahrhunderte, wie er oft genannt worden ist, durch sein Aeußeres einen bedeutenden Eindruck gemacht hätte. Er erinnerte mich zu sehr an den Leipziger Professor Schwägrichen: dieselbe kurze, rundliche Gestalt und entsprechende spießbürgerliche Haltung, ja sogar beim Sprechen dasselbe ruckweise Pausiren zum Athemholen. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, wie dieser Mann das Volk hatte beschwichtigen können, als dasselbe tobend nach der Republik verlangte und er, Louis Philipp an der Hand, diesen als *la meilleure des républiques* bezeichnete. Jedenfalls hatte aber Lafayette ein kluges Auge, gewinnende Gesichtszüge, und zeigte in seinem ganzen Wesen ein wohlwollendes Entgegenkommen.

Die Ansprache, welche er an jenem Abend hielt, war einfach und würdig, wenn auch ohne Feuer und Bedeutung.

Einem in anderer Beziehung hochangesehenen Mann trat ich im Laufe des Winters näher. Ich hatte bei meinem verlängerten Aufenthalte in Paris öfters Bedenken wegen der Kosten, die ich meinem Vater machte, obschon ich in der That es verstanden habe, mich ohne Nachtheil für meine Studienzwecke so wohlfeil wie möglich einzurichten. Da fiel mir ein, den sächsischen Gesandten, an den ich ja gut empfohlen war, um Rath zu fragen wegen einer Gelegenheit, mir einen meiner Stellung entsprechenden Erwerb zu verschaffen. Der Gesandte lachte und meinte, so gern er es möchte, wisse er mir doch nichts zu rathen. Allein schon nach wenigen Tagen lud er mich zu sich, da er glaubte, etwas für mich Passendes gefunden zu haben. Ein reicher Amerikaner, der sich vom Geschäft zurückgezogen und mit seiner Familie in Paris lebe, sei schwankender Gesundheit geworden und in Trübsinn verfallen. Seine Familie habe ihn überredet, einen jüngeren Arzt anzunehmen, der den alten Herrn überwachen solle, indem er ihm einige Stunden des Tages widme, ihn auf Spaziergängen u. s. w. begleite. Ich sollte also eine Art David bei König Saul sein. Da ich dabei meine Studien fortsetzen konnte, nahm ich natürlich gern an. Wer war der Mann? Der vielgenannte Deutsch-Amerikaner Astor, gebürtig aus Walldorf im Badenschen, der durch die großartigsten Unternehmungen eine der bedeutendsten Stellungen in der New-Yorker Handelswelt errungen hatte und neben Stephan Girard in Philadelphia für den reichsten Mann in den Vereinigten Staaten galt.

Astor war ein würdiger alter Herr, klug und wohlwollend, dem ich bei seiner großen Welterfahrung nur sehr bescheiden gegenüber treten konnte. Er hielt sich Anfangs düster und wortkarg; bald aber wurden wir bekannter, sein Trübsinn trat im Gespräch zurück, er erzählte mir Manches aus seinem Leben und von seinen Unternehmungen. Er hatte den Grund zu seinem Vermögen durch den Pelzhandel gelegt, indem er als der Erste in Oregon am Stillen Ocean eine Niederlassung gründete und dieselbe durch ein Fort an der Mündung des Columbiaflusses sicherte. Heute ist Oregon ein volkreicher Staat, in welchem die nördliche Pacific-Eisenbahn ihren Endpunkt hat. — Die Familie des Herrn Astor zeigte sich freundlich und gebildet, letzteres namentlich in musikalischer Hinsicht. Musikgrößen von der italienischen Oper, wie Tamburini, gaben einer Enkelin des alten Herrn Unterricht. Wer von angesehenen Amerikanern nach Paris kam, sprach im Hause vor, ebenso andere Fremde von Bedeutung. So vergingen einige Wochen, Herr Astor hatte mich über meine Studien ausgefragt, auch sein „Nervenleiden“ besprochen. Ich konnte wohl merken, dass der alte Herr nur deshalb melancholisch geworden sei, weil er sein lebhaftes geschäftiges Treiben entbehren musste. Seine Familie, die lieber in Europa lebte, hatte ihn veranlasst, mit herüber zu kommen, und scheute die Rückkehr nach Amerika. Demnach durfte ich nicht gerade zu dem noch in jeder Beziehung rüstigen alten Mann sagen: wenn Sie gesund werden wollen, müssen Sie zurück nach New-York ins Geschäft. Ich deutete dies bei Gelegenheit auf Umwegen an, als vom Tode eines berühmten Mannes die Rede war. Leute, bemerkte ich, die sich plötzlich aus großer amtlicher Thätigkeit zurückziehen, vertrügen das meistens nicht und verfielen, obschon bisher gesund, oft in Krankheit. Der kluge

alte Herr hatte offenbar den Wink verstanden. Zufällig wurde er ein paar Tage darauf fieberhaft krank. Die Sache war unbedenklich, es handelte sich um eine unbedeutende Abscessbildung, da musste der große Dupuytren herbei, um den Lanzettenstich zu machen, ich durfte bloß zusehen. Währenddem war in Herrn Astor's Seele der entscheidende Entschluss reif geworden. Bald nach seiner Genesung traf ich ihn im Gespräch mit zwei Kapitänen von amerikanischen Packetbooten, die von Havre zum Besuch in Paris vorgesprochen hatten. Nach deren Verabschiedung sagte mir Herr Astor in heiterster Stimmung, er habe mit dem einen dieser Herren die Ueberfahrt nach New-York abgeredet und hoffe sich binnen Kurzem einschiffen zu können. Ich hatte das Huhn, das mir die goldenen Eier legte, selbst umgebracht. Die Familie des alten Herrn zeigte mir eine entschieden kalte Temperatur, ich aber beruhigte mich mit einem guten Gewissen und einem leidlich schönen Honorar. — Herr Astor hat nachher noch über zehn Jahre in New-York gelebt und mit steigendem Erfolge gewirkt.

Ich will nicht verschweigen, dass ich mich um diese Zeit beinahe in eine arge Thorheit verwickelt hätte. Der Wagemuth und die Abenteuerlust, wie sie wohl unerfahrener Jugend eigen ist, können mich dabei entschuldigen. Damals kaum 23 Jahre alt, hatte ich eben erst die beschränkten Kreise meiner engeren Heimath verlassen und war hier plötzlich von dem Wogenschwall großer Verhältnisse berührt worden. Ich muss weit ausholen, wenn ich auf die betreffenden Umstände näher eingehen soll.

Die noch junge Regierung des Julikönigthums suchte bereits damals den unruhigen Sinn des Volkes durch aus-

wärtige Unternehmungen zu beschäftigen. Frankreich besaß auf dem Festlande von Ostindien noch die Kolonie Pondichéry, die in Verbindung mit der großen Insel Bourbon (jetzt Réunion genannt) und mit mehreren kleineren Inselgruppen einen geeigneten Ausgangspunkt für weitere Anknüpfungen, namentlich in Hinterindien, zu bieten schien. In der Person eines Marquis von St. Simon glaubte Louis Philipp den rechten Mann für die Entwickelung solcher Pläne gefunden zu haben und beabsichtigte, denselben, mit weiten Vollmachten versehen, hinauszuschicken. Der liebenswürdige und wohlgesinnte Mann trug sich mit manchen Ideen der Völkerbeglückung. Unter anderem hoffte er jenen Ländern mittels der Homöopathie gegen die gesundheitsschädlichen klimatischen Einflüsse eine sichere Abhülfe bringen zu können. Man muss wissen, dass damals in Paris eine wahre Schwärmerei für diese neue Heilmethode herrschte; wurde doch einige Jahre später der alte Hahnemann unter Protektion der vornehmen Damenwelt wie im Triumphe in Paris eingeführt und bis zu seinem Tode als Wohlthäter der Menschheit gefeiert.

Ich muss hier nachtragen, dass ich in der Familie Astor mit einem weiblichen Gliede derselben, lebhafter Anhängerin Hahnemann's, über die Homöopathie und mein Verhältniss zu ihr öfters verhandelt hatte. Der homöopathische Arzt dieser Dame, Dr. Roth, ein die neue Heilmethode mit Gewandtheit und ernster Ueberzeugung vertretender Mann, war auch der ärztliche Berather des Herrn von St. Simon. So erklärt es sich, dass ich dem letzteren als geeignet für die Importirung der Homöopathie nach Ostindien empfohlen wurde. Obschon ich bei den nachfolgenden Verhandlungen bekennen musste, dass ich mich zwar mit dem Studium der neuen Heilmethode beschäftigt, und sogar ein von Hahne-

mann selbst ausgestelltes Diplom als Kenner seiner Lehre besitze, aber noch kein überzeugter Anhänger derselben geworden sei, ließ man es dabei nicht bewenden. Mit dem Feuereifer der Neophyten einer neuen Lehre suchte man mich zu bekehren und forderte mich zu wiederholten Versuchen, die mich sicherlich überzeugen würden, auf. Solches durfte ich nicht zurückweisen und versprach, wenn der Versuch gelänge, mich dem Herrn Marquis zur Verfügung zu stellen. Während der darüber vergehenden paar Wochen ruhiger Ueberlegung vermochte ich mein Urtheil über den Werth der homöopathischen Lehre nicht zu ändern. Unter diesen Umständen wurde es mir moralisch unmöglich, mich gegen eigne Ueberzeugung an der Ausführung jenes phantastischen Planes zu betheiligen. Der gute, aber etwas beschränkte Herr von St. Simon bedauerte mit herzlichen Worten meine Ablehnung seiner wohlgemeinten Absichten, und ich wünschte mir Glück, diese leichtsinnig angefangene Geschichte mit leidlichem Anstand zu Ende gebracht zu haben.

Die Eindrücke meines Pariser Aufenthaltes wären unvollständig geblieben ohne das Erleben einer „Emeute“. Auch dieses sollte nicht fehlen. Im April 1834 brach bekanntlich an mehreren Orten in Frankreich ein republikanischer Aufstand aus, der in Paris rasch niedergeschlagen wurde, während in Lyon mehrtägige schwere Kämpfe wütheten. — Zu Paris kam es nach längerer dumpfer Gährung an einem Nachmittage fast plötzlich in dem unruhigen Viertel nördlich vom Stadthaus zur bewaffneten Erhebung. Man hörte wiederholtes Schießen und wurde aufmerksam, dass ernstliche Dinge vorgingen. Die Neugierde trieb mich, nachdem gegen

Abend Ruhe einzutreten schien, mir die Sache näher anzusehen. Auf dem Wege nach der Straße St. Martin traf ich einen Trupp Nationalgarden und wurde gefragt, wohin ich wolle. Auf meine Antwort, nach dem Boulevard, ließ man mich gehen, befühlte aber vorher meine Taschen, ob ich wohl Waffen trüge. In den Straßen, die ich nun betrat, fand ich die Laternen gelöscht und war nicht weit gekommen, als ich auf aufgerissenes Pflaster und ein todtes Pferd stieß und im Zwielicht die nächste Gasse durch eine Barricade verschlossen sah. Sogleich ertönten herrische Rufe: zurück oder wir schießen. Damit hatte ich genug und machte mich eilig auf den Rückweg. Als ich wieder jenes Piquet der Nationalgarde erreicht hatte, wurde ich sehr barsch empfangen; jedoch nach kurzer Auseinandersetzung als harmlos entlassen. Am anderen Morgen vernahmen wir wieder lebhaftes Schießen, welches jedoch nach ein paar Stunden ganz aufhörte. Es war der Tag für den Besuch des Hospitals St. Louis, wohin ich mich gegen Mittag mit meinen medicinischen Freunden auf den Weg machte. Der bekannte Omnibus fuhr wirklich durch die Straße St. Martin nach dem Schauplatz meiner gestrigen Wahrnehmungen. Bald aber mussten wir aussteigen, da das Straßenpflaster noch nicht wieder hergestellt war. Hier sah man viele Spuren eines Kampfes, zertrümmerte Fenster und Thüren, Kugelspuren an den Häusern u. s. w. In einer Nebengasse hatten wir einen grausigen Anblick. Von dem zerschossenen Fenster im zweiten Stock eines Hauses war ein breiter Blutstrom bis auf die Straße heruntergeflossen, und unten lagen, mit Stroh unvollkommen bedeckt, todte Körper. Wir standen auf dem Schauplatz des letzten Kampfes, des *„Massacre de la rue Transnonain“*, mit welchem Ausdruck die aufgeregte Zeitungspolemik den Abschluss des Aufstandes

noch lange zu bezeichnen pflegte. — Der Verlauf der Dinge hatte sich einfach so gestaltet, dass die Empörer in das Gewirr der engen Gassen zwischen den Straßen St. Denis und St. Martin durch die ersten Kämpfe am Nachmittag zurückgedrängt worden waren. Mit Dunkelwerden hatte man sich damit begnügt, alle Zugänge zu diesem Stadttheile stark zu besetzen. Bei Anbruch des Tages aber waren die Truppen von allen Seiten vorgerückt, hatten die Barricaden erstürmt und alle Gegner niedergemacht oder gefangen abgeführt. Nach diesem raschen Niederwerfen des Aufruhres galt es nur noch die Spuren des Kampfes zu tilgen, und sofort stellte sich dann das gewohnte Verkehrsleben wieder her.

Paris hatte mich in meinen medicinischen Studien mächtig gefördert, meine Kenntnisse vervollständigt und mein Urtheil gefestigt. Zugleich war mein Gesichtskreis in jeder Hinsicht erweitert und mir die mannigfaltigste Gelegenheit gegeben worden, mich an Erfahrung zu bereichern. So sehr ich dies dankbar anerkannte, hatte ich mir doch das Heimathsgefühl lebendig erhalten und so rüstete ich mich Ende August nicht ungern zur Abreise.

Nachdem Alles abgeschlossen und der nicht leichte Abschied von Freunden und Bekannten vorüber war, ging es fort von Paris in einer überfüllten Diligence Tag und Nacht hindurch bis nach Straßburg. Nur in Nancy gestattete eine kurze Unterbrechung der Fahrt einen Gang durch die schöne Hauptstadt von Lothringen und einen Blick auf den prächtigen Platz Stanislas. Am frühen Morgen darauf sah ich von der Höhe der Vogesen oberhalb Zabern wieder auf deutsches Land, auf das Elsass und hinüber nach dem

Schwarzwald. Mir, der ich so lange in Frankreich verweilt hatte, erschien nun das Elsass ganz urdeutsch, und ebenso Straßburg. Es war mir eine besondere Freude, dass ein alter Franzose, mit dem ich gereist war und der nun mit mir in der Stadt herumging, ausrief: *mais Monsieur nous ne sommes donc plus en France!*

Natürlich suchte ich hier sofort die von Alters her berühmte Universität und vor Allem die medicinischen Anstalten auf. Die pathologisch-anatomische Sammlung zog mich, als ein bedeutsames Andenken an Lobstein, besonders an. Im Hospital und sonst trug Vieles bereits das französische Gepräge, aber überall herrschte damals noch im Verkehr die liebe vaterländische Sprache vor. — Das herrliche Münster wurde besichtigt, der Thurm, so hoch es anging, bestiegen, Goethe's und Anderer berühmte, oben eingemeißelte Namen nicht übersehen, und namentlich die großartige Aussicht über das weite Rheinthal mit seiner Gebirgsumrahmung bewundert. Auch das prunkende, zopfige Denkmal des Marschalls von Sachsen in der Thomaskirche sah ich mir an, da der Mann, obschon ein Renegat, doch eine Berühmtheit und ein specieller Landsmann gewesen ist. Lange mochte ich in Straßburg nicht bleiben, die vielen herumstolzirenden rothen Hosen störten mich in der ehrwürdigen Reichsstadt gar zu sehr. — Der Rhein wurde überschritten und in rascher Fahrt Baden-Baden erreicht.

Wie schön und behaglich liegt diese Stadt zwischen den mannigfach bewaldeten Bergen, umgeben von blühenden Gärten und grünen Matten, wie genussreich ist auch auf dieser Seite des Rheins die Aussicht von dem alten Schlosse über die fruchtbare Thalebene und auf die Kette der Vogesen! — Mitten in dieser Herrlichkeit machte sich wieder das alte Verhängniss geltend — die drohende Leere

des Geldbeutels. Ich konnte mir nicht verhehlen, dass es unmöglich sei, mit den vorhandenen Mitteln bis München zu kommen, wo mich Geld erwartete. Die raschen Verkehrsanstalten der Jetztzeit standen noch nicht zu Gebote, ich hätte liegen bleiben müssen wie ein gestrandetes Schiff. Welche Versäumniss kostbarer Zeit, und welche Beschämung, gestehen zu müssen, dass ich mich so unbedachtsam eingerichtet habe! Mit drückenden Empfindungen ging ich herum, besichtigte die Badeanstalten und trat am Abend in das Curhaus, wo in den üppig geschmückten Sälen Roulette und Faro gespielt wurde, und wo Gold und Silber in Massen hin und her rollte. Beim Zuschauen blitzte mir der Gedanke auf, mein Glück zu versuchen. Würde ich verlieren, so müsste ich eben ein paar Tage früher meine Noth nach der Heimath melden. Ich gewann aber wirklich binnen kurzer Zeit ein paar hundert Franken, und, als das Glück sich wendete, war ich vernünftig genug, rasch das Spiel zu verlassen und mit sehr beruhigtem Gemüthe mein Nachtquartier aufzusuchen. Wie herrlich schlief ich und wie fröhlich setzte ich meine Reise fort. In Karlsruhe verschaffte mir ein Zufall die flüchtige Bekanntschaft des nachmals so berühmten Botanikers A. Braun, ich war Gast in einer Vorlesung in der polytechnischen Schule, als er gerade seine Untersuchungen über die Blattstellung im Pflanzenreich besprach. Das unverdiente Glück begleitete mich auch weiter.

In Stuttgart wurde mir zufällig die Begegnung mit einer dortigen Berühmtheit zu Theil. Die Jahreszeit war bereits vorgerückt, und ich wünschte mir während der zu erwartenden langen Abende auf der weiteren Reise eine Unterhaltung zu verschaffen. Ich ließ mir daher in der berühmten Cotta'schen Buchhandlung einige Bücher vorlegen, und fragte,

da mir die Preise zu hoch schienen, wie viel ich wohl Rabatt bekäme. Inzwischen war ein älterer Herr in das Verkaufslokal getreten. Als dieser das Wort Rabatt vernahm, kam er wie von der Tarantel gestochen rasch herzu und sprach sich in heftiger Weise gegen das Rabattgeben im Allgemeinen und im speciellen Falle aus. Ich bat um Entschuldigung und bemerkte, ich sei dies von Leipzig her gewohnt. Darob neue Entrüstung in Worten, die den „Commissionären“ und „Sortimentern“ in Leipzig wenig gefallen haben würden. Sehr betreten war ich im Begriff, mich zu verabschieden. Da sagte aber der alte Herr, der wohl bemerkt hatte, dass ich in der ganzen Sache so unschuldig wie ein Lamm sei: „Ich will Ihnen etwas Ihren Absichten Entsprechendes geben.“ Er holte einen Band herbei: „Ich sehe, Sie sind ein Sachse und Mediziner, da haben Sie etwas von Ihrem jetzt in München lebenden Landsmann Schubert, wo Sie Unterhaltung und Anregung finden können.“ Es war das Buch „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften“ und in der That wurde mir dieses Werk des frommen und liebenswürdigen Naturphilosophen ein interessanter Begleiter während der weiteren Reise.

Erst später habe ich recht erkannt, welch einen hervorragenden Mann ich in dem alten Herrn von Cotta begegnet sei. Zugleich aber erfuhr ich, dass ich dabei einen der empfindlichsten Punkte in den geschäftlichen Anschauungen Cotta's berührt hatte; denn zeitlebens hat er, wie gegen den Nachdruck, so auch gegen das Rabattgeben im Buchhandel leidenschaftlich gekämpft.

Als ich in Stuttgart die Gemäldesammlung besuchte, kam ich mit einem dortigen alten Beamten ins Gespräch und wurde von ihm ermuntert, Uhland zu besuchen, wenn ich nach Tübingen käme. Ich meinte, dies wohl nicht wagen

zu dürfen, der Herr jedoch bedeutete mich, dass Uhland gern junge Leute empfinge. Und so war es auch, als ich zu Tübingen in das schön gelegene Haus des berühmten Dichters trat. Freundlich hörte er mich an, indem ich ihm erzählte, mit welcher Lust und Bewunderung wir Studenten in Leipzig seine Lieder gelesen und wieder gelesen und gesungen hätten, und wie ich mich freue, hier aus seinen Fenstern die Berge zu erblicken, in deren Schatten so viele seiner Balladen ihren Boden hätten. Die müssen Sie aber nicht bloß sehen, sondern auch besuchen, rief der liebe Mann, und machte mir mit rührender Freundlichkeit einen Plan zurecht zum Marsch quer durch die schwäbische Alb. — Danach ging ich denn auch, nachdem ich pflichtschuldigst die Universitätsanstalten besucht und meinen Koffer nach Ulm vorausgeschickt hatte, mit dem Ranzen auf dem Rücken fröhlich der Achalm und Reutlingen zu.

Von hier aus führte der Weg in einem prächtigen Thale ein paar Stunden aufwärts, bis wo sich hoch oben am steilen Thalrande der Eingang zu der Nebelhöhle befindet. Diese Höhle, einstmals der Zufluchtsort des geächteten Herzogs Ulrich, ist durch Hauff's „Lichtenstein" der Lesewelt bekannt. Man geht mit Fackeln hinein und betritt bald eine weite und hohe Halle, von welcher sich kleinere Abtheilungen abzweigen; das Ganze ist weder besonders auffallend noch malerisch und hat nur den Reiz des Historisch-Romantischen. — Als ich wieder vor die Höhle hinaustrat, war es Abend geworden und Gewitterwolken verdunkelten den Himmel. Der Führer war gedungen, mich bis zum Schloss Lichtenstein zu bringen, wo ich nach Uhland's Angabe ein Unterkommen finden sollte. Der schlimme Gesell verließ mich aber, indem er meinte, ich könne den Weg gar nicht verfehlen und würde schon nach einer halben Stunde das Schlösschen er-

reichen. Ich ging also weiter, nahm, da es zu dunkeln anfing, eine Fackel mit und betrat einen Waldweg. Die halbe Stunde verging, die Fackel brannte aus, ich war im dunkeln Wald allein, und das Gewitter rückte hinter mir heran. An einer Lichtung theilte sich der Weg, ein Wegweiser stand wohl da, aber in der Dunkelheit war die Schrift nicht zu erkennen. Zum Glück hatte ich ein Feuerzeug bei mir, so kletterte ich am Pfahl in die Höhe, brannte ein Zündhölzchen an und las: nach Lichtenstein eine Viertelstunde. Richtig, unter wiederholter Anwendung der Zündhölzchen erreichte ich das Ende des Waldes und erkannte deutlich beim Schein der Blitze das alte Schlösschen am Abhang über dem Thale (später ist an dessen Stelle ein prächtiger Neubau entstanden). Eine hölzerne Brücke führte über eine tiefe Schlucht zu dem Thore. Heftiges Hundegebell antwortete meinem Pochen, eine rauhe Stimme rief: Werda! und beschied mich auf meine Bitte um Einlass: Hier sei kein Wirthshaus, und im Dunkeln dürfte Niemand herein. Ich erklärte, dass es doch unmöglich sei, einen Vergnügungsreisenden bei drohendem Gewitter in dunkler Nacht auszusperren, und so errang ich mir nach vielem Hin- und Herreden endlich das Obdach. Ein alter Jägersmann und seine Frau nahmen mich brummig und misstrauisch auf und wollten mir Anfangs weder zu essen noch zu trinken geben. Endlich rührte ich die alten Herzen, als es doch auch sichtlich wurde, dass ich kein Landstreicher sei. Es kam zur Gemüthlichkeit, ich wurde nach besten Kräften gelabt und zuletzt auch gut gebettet, während nun das Gewitter sich draußen heftig entlud. Am anderen Morgen bewunderte ich die prächtige Lage des Schlosses und wurde in alle seine Sehenswürdigkeiten eingeweiht. Inzwischen erreichte die Freundschaft mit den Förstersleuten immer wärmere Grade. Endlich kam der

Abschied und „als ich fragte nach der Schuldigkeit, da schüttelte er den Wipfel“, heißt es bei Uhland von dem guten Apfelbaum, und so hieß es auch bei dem guten alten Förster. Ja, die Frau that es sogar nicht anders, sie befahl ihrem Manne, mich noch auf den rechten Weg in der Richtung nach Blaubeuren zu bringen. Ich konnte auch beim Abschiedshändedruck nichts Anderes sagen, als wie in jenem Lied vom Apfelbaum, „gesegnet sei er alle Zeit, der gute alte Förster“!

Ein langer, heißer Marsch führte mich durch die einförmige Hochebene der Alb. Als ich endlich, bereits in der Dämmerung, die Anhöhe oberhalb Blaubeuren erreicht hatte, traf ich auf einen Trupp halbwüchsiger Burschen, die mir laut zuriefen: Vivat hoch der Herr Lehrer! Die junge Gesellschaft hatte einen neu eintretenden Lehrer erwartet und hier empfangen wollen. Nachdem das Missverständniss aufgeklärt worden, meinten die guten Jungen, nun sei es doch zu spät, um länger zu warten, und begleiteten mich zur Stadt. Unterwegs fragte ich sie, ob sie auch von dem berühmtesten Kunstwerk ihrer Vaterstadt wüssten, dem Altar in der Hauptkirche mit dem prachtvollen Schnitzwerk. Sie bejahten, und siehe da, am anderen Morgen kamen zwei der braven Knaben und führten mich nach der Kirche, und dann auch nach der merkwürdigen Quelle, von deren himmelblauer Farbe die Stadt ihren Namen hat. So erwarben sie sich meinen wärmsten Dank, obschon ich nicht „der Herr Lehrer“ war. — Ja, man soll nur zu Fuß durchs Land wandern, wenn man etwas erleben will.

Bald erreichte ich Ulm. Die schönen Bilder von Zeitblom u. A., das reiche Chorgestühl in dem gewaltigen Münster wurden bewundert, auch der Thurm bestiegen. — Am Abend fand sich ein Hauderer, der mich nebst anderen

Reisenden die Nacht hindurch bis nach Augsburg brachte. Die berühmte Reichsstadt mit allen ihren Merkwürdigkeiten und Denkmälern alten Glanzes erschien mir wegen der bedeutsamen historischen Erinnerungen besonders sehenswerth. Alles, was in der Kürze zugänglich war, wurde in Augenschein genommen, und dann die Reise nach München fortgesetzt. — Hier machte ich einen längeren Aufenthalt. Für meine medicinischen Studien fand ich freilich nichts Fesselndes. Der ultramontane Dogmatismus des genialen Ringseis konnte mich unmöglich anziehen. Indessen besuchte ich einige Male das große wohl ausgestattete Krankenhaus und freute mich, die würdige Persönlichkeit des angesehenen Chirurgen von Walther kennen zu lernen.

Die bildende Kunst war es, welche meine Aufmerksamkeit in München hauptsächlich in Anspruch nahm. Die durch König Ludwig hervorgerufenen Schulen der Maler, Architekten und Bildhauer befanden sich damals im lebendigsten Aufschwung ihrer Thätigkeit. Die alte Pinakothek, die Ludwigskirche, die Basilica u. s. w. waren mehr oder weniger im Bau vorgeschritten. Die Aukirche mit ihren schönen Glasmalereien, die Glyptothek im frischen Schmucke der Fresken von Cornelius und mit der wirkungsvollen Aufstellung ihres ausgezeichneten Inhaltes standen fertig da. Das neue Residenzschloss, im Bau vollendet, zeigte Jul. Schnorr, den Sohn des lieben Leipziger Schnorr, in voller Arbeit bei seinen berühmten Nibelungenfresken. Neher legte die letzte Hand an den Bilderschmuck des Isarthores, und in der Allerheiligencapelle war Hess mit seinen trefflichen Malereien beschäftigt u. s. w. — Ich hatte das Glück, an Ernst Förster den kundigsten Berather für meine Wanderungen durch München zu finden. Ernst Förster, der Schwiegersohn von Jean Paul und Schwager meines lieben

Lehrers Karl Förster in Dresden, nahm sich meiner freundlichst an und wies meiner Freude an der Kunst die rechten Ziele.

Die Gemäldesammlung fand sich dazumal noch in dem Gebäude des Hofgartens in nicht sehr günstiger Aufstellung. Gleichwohl bewunderte ich ihren Reichthum, der, insbesondere auch durch die Einverleibung der Boisseré'schen Sammlung, erst später in der Pinakothek zur rechten Geltung gekommen ist. Die mehreren Hauptbilder von Raphael, die herrlichen Rubens und Dürer, die Murillo u. s. w. darf ich nicht unerwähnt lassen. — Die Nähe dieser vorzüglichen Werke alter Meister that den neuen Fresken in den darunter befindlichen Arcaden des Hofgartens nicht gut. Die Kritik war jedoch in jener Zeit des frisch aufstrebenden Kunstlebens noch nicht im Stande, die Freude an diesen doch keineswegs zu verachtenden Anfängen zu verderben. Rottmann's Landschaftsbilder, damals erst entstanden, erfreuten sich, wie auch später, der vollsten Anerkennung. — Ein großer Theil der älteren Kunstschätze (auch die Sammlung Boisseré) war damals noch im Schlosse zu Schleisheim aufbewahrt. Dorthin zu pilgern versäumte ich nicht, so langweilig und öde auch dieser Theil der Umgebung Münchens ist. Weit lohnender in landschaftlicher Beziehung war eine Wanderung an der Isar aufwärts, deren vielfach wildzerrissene Ufer die mannigfaltigsten malerischen Ansichten darbieten.

Der Herbst des Jahres 1834 war so schön und sommerlich, dass ich dem Rathe E. Förster's folgte und die Reise nach Wien, statt auf dem geraden Wege, in weitem Bogen durch Nordtyrol und das Salzkammergut machte. — Ueber

Tegernsee und Kreuth gelangt man nach dem Achenthaler See, der seitdem das Ziel vieler Alpenfreunde geworden und jetzt sogar durch eine Eisenbahn bequem zugänglich ist. Die alte steile Straße nach dem Innthale hinab war holperig genug, aber sehr malerisch, namentlich boten die zahlreichen Sägemühlen, oft in der verwegensten Lage zwischen dem wilden Wasser und den steilragenden Felsen eingeklemmt, die fesselndsten Bilder.

Innsbruck hatte dazumal noch nicht die gegenwärtige Ausbreitung, sondern beschränkte sich auf den charakteristischen altväterischen Kern, der sich doch bereits recht stattlich und bedeutsam darstellte. Mein Auge war nun schon so gut künstlerisch geschult, dass ich in der Hofkirche nicht nur die fein ausgeführten Collin'schen Skulpturen am Denkmal Kaiser Maximilian's, sondern auch die Reihen großartiger Bronzefiguren bewunderte, von denen damals noch kaum die Rede war. Sie stehen wie mächtige Wächter zu beiden Seiten des kaiserlichen Grabmales. Gegen dieses Kunstwerk trat eine kürzlich aufgestellte Marmorstatue Andreas Hofer's sehr zurück. Hier und im Schloss Ambras, in großer landschaftlicher Umgebung, wurden die romantischen Erinnerungen an die Jagdabenteuer des Kaisers Maximilian, sowie an die Zeiten der Philippine Welser und des Erzherzogs Ferdinand doppelt lebendig.

Es fand sich Gelegenheit, auf einem Kahn den reißenden Innstrom hinab pfeilschnell bis an den Eingang ins Zillerthal zu gelangen und noch am Abend Fügen, die Heimath der ersten Tyroler Sänger, zu erreichen. Am anderen Tage wanderte ich tiefer in das schöne Alpenthal hinein und stieg dann seitwärts hinauf nach der Gerlos. Auf dem Vorsprung oberhalb des Abstieges in das Pinzgau wurde mir zum ersten Male der Einblick in die wahre große Alpennatur zu Theil.

Man steht hier dem Großvenediger gegenüber und überschaut dessen mächtigen Gletscher in seiner ganzen Ausdehnung, bis wo sich der Wasserfall der Krimmel aus ihm in den Thalboden hinabstürzt, — ein überwältigend schöner Anblick, der sich dem Beschauer unauslöschlich einprägt. Steil geht es von hier hinab nach Wald. — Es hatte sich zu mir eine ganze Gesellschaft Burschen und Mädchen aus dem Ziller-, Duxer- und anderen Thälern gesellt, und mich lebhaft in das Gespräch gezogen. Sie gingen zu einem Scheibenschießen im nächsten Dorfe, wo sich eine Menge von Menschen versammelte. Schießen, Essen und Trinken, Jubeln und Tanzen wechselten ab, und ich durfte nicht weiter gehen, ja ich musste mittanzen. Obschon ich nun das berühmte Schuhplatteln in höchster Vollkommenheit zu beobachten Gelegenheit hatte, vermied ich den Versuch es nachzumachen und zog mich halbwegs mit Ehren aus der Sache. Bei jedem Tanz fand eine bestimmte Förmlichkeit statt. Ein Bursch trat mit seiner Tänzerin vor die Musik, reichte derselben ein Geldstück und sang eine Melodie vor, auf welche die Musik einfiel, und der Tanz des Paares eine gewisse Zeit einhielt. Da ich dieses Vorsingen nicht zu leisten vermochte, wurde mir ein Mädchen zugetheilt, welches als eine berühmte und erfindungsreiche Sängerin galt. Sobald es mit Anstand geschehen konnte, zog ich mich zur Ruhe nach dem entlegenen Heuboden zurück. Ich glaubte nicht, dass in jetziger Zeit ein Wanderer so naiver Weise zu einem urwüchsigen Tyroler Tanzvergnügen zugezogen würde. Damals war diese Gegend kaum bekannt, während jetzt der Zug der Reisenden in Schaaren dahin gerichtet ist.

Gern hätte ich vom Pinzgau aus die Seitenthäler nach Zell am See und nach Gastein verfolgt, allein die Zeit war

mir zu kurz bemessen, daher hielt ich mich nur noch auf, um die berühmte Klamm und die Oefen der Salzach und den Schleierfall zu besuchen. Dagegen konnte ich es mir nicht versagen, einen Abstecher nach Hallein zu machen und in die weit ausgedehnten Salzbergwerke einzufahren. Von da ging ich über die Berge in das schöne Thal von Berchtesgaden und zu einer Fahrt auf dem Königsee. — Es folgte der Besuch von Salzburg, der herrlich gelegenen Stadt, deren Sehenswürdigkeiten und großartige Umgebungen reichen Genuss gewährten. — Hier traf es sich sehr günstig, dass ein Hauderer, der bisher vergebens zu seiner Rückfahrt nach Wien auf Reisende gewartet hatte, sich anbot, mich nebst einem sehr angenehmen Reisegefährten für einen mäßigen Preis bis nach Wien zu befördern. So ging es denn an den reizenden Seen des Salzkammergutes vorüber nach Ischl. Von da über den Traunsee nach Gmunden, wo von der Alpenwelt Abschied genommen wurde, und endlich an die Donau nach Linz, „der sauberen Stadt“. Auf der Wallfahrtskirche jenseits des Flusses hat man eine umfassende Rundsicht und kann eben noch in weiter Ferne einige schneebedeckte Bergspitzen erkennen. Mit aller Bequemlichkeit, aber mit der vorzeitlichen Langsamkeit fuhren wir das Donauthal hinab, seine Schönheiten flüchtig bewundernd, bis nach Wien.

Das alte Wien ist durch den Glanz des neuen fast ganz in Vergessenheit gerathen, und das mag auch wohl gerechtfertigt sein gegenüber den Prachtbauten, die sich an der Stelle des früheren Festungsgürtels und der ehemaligen, allerdings sehr öden Glacis erhoben haben. Allein ein Reiz des alten Zustandes ist doch verloren gegangen, der unver-

gleichliche Spaziergang oben auf den Basteien, der sich rings um den größten Theil der Stadt erstreckte und die schönsten Ausblicke theils nach der gebirgigen Umgebung, theils nach den Auen der Donau, oder auf das Häuserlabyrinth der inneren Stadt und auf den Alles überragenden Stephansthurm gewährte. Sehr anziehend war auch die Richtung nach der südlichen Vorstadt durch den malerischen Bau der Karlskirche und die vom Belvedere gekrönten Anlagen des einstigen Wohnsitzes des Prinzen Eugen von Savoyen. — Welch ein lebhaftes und vergnügliches Bild gab es, wenn an einem sonnigen Wintertage die schöne Welt sich um die Mittagszeit auf der Bastei erging.

Es kamen Ende October noch einige an den Sommer erinnernde Tage, die ich zu einem Ausflug nach der altberühmten Heilstätte Baden benutzte, von wo ich durch die Brühl über Heiligenkreuz und Vöslau nach der Stadt zurückkehrte. Auch konnte ich noch vor der Einwinterung mich im Prater, in Laxenburg und in Schönbrunn umsehen. Alsdann miethete ich ein Zimmer in der inneren Stadt am Kohlmarkt und machte meine Pläne für die neu aufzunehmenden Studien.

Die medicinische Klinik in dem gewaltig großen allgemeinen Krankenhause fand ich überfüllt von Zuhörern, und da ich zugleich wahrnahm, dass dort die Wissenschaft von einem bereits überwundenen Standpunkte aus gelehrt wurde, kehrte ich nicht wieder dahin zurück. Auch bei den für den Unterricht nicht angestellten Primärärzten war nicht viel zu gewinnen. Sie gestatteten zwar sehr bereitwillig, dass man ihnen in ihre Abtheilungen folgte, aber sie gaben keine Belehrung und durften auch den fremden Gästen keine Untersuchung der Kranken erlauben. Es fehlte sonach jede Anregung, man ermüdete an der großen Anzahl von Betten

vorüber zu gehen, ohne nähere Einsicht der Fälle zu bekommen; nur Nennung von Krankheitsnamen und einförmige therapeutische Verordnungen kamen zu Gehör. Offenbar befand sich hier die medicinische Wissenschaft in einem Zustande der Stockung. Es waren bei meinem damaligen Aufenthalte in Wien nur erst Spuren jener lebhaften schöpferischen Thätigkeit vorhanden, welche in den folgenden Jahren sich entwickelte und die Wiener medicinische Schule auf eine so hohe Stufe des Ruhmes erhob. Diese Spuren fanden sich an einem sehr unscheinbaren Orte des allgemeinen Krankenhauses, in der Leichenhalle, in welcher Rokitansky bereits in jener Zeit den Grund zu seiner nachmaligen Berühmtheit legte. Nur wenige fanden sich in dem damals sehr ungemüthlichen und beschränkten Raume ein, in welchem täglich zahlreiche Leichenöffnungen gemacht wurden, und wo man, bei der außerordentlichen Fülle des Materiales, binnen kurzer Zeit den größten Theil der wesentlichsten pathologisch-anatomischen Vorkommnisse zu Gesicht bekommen konnte. Unter so günstigen Bedingungen würde ein beredter Mund die trefflichste Gelegenheit gehabt haben, eine ausgezeichnete Lehrthätigkeit zu entwickeln. Leider war Rokitansky, wenigstens zu meiner Zeit, wortkarg, verschlossen, fast mürrischen Wesens. Man musste schon recht vorgebildet sein, um von dem, was man zu sehen bekam, auch die rechte Belehrung davon zu tragen. Da nun auch nur ausnahmsweise, und dann noch sehr mangelhaft, etwas über die Beziehungen des todten Materiales zu den Ereignissen im Verlaufe der vorausgegangenen Krankheit zu erfahren war, so fehlte der lebendige Zusammenhang, um einen vollständigen wissenschaftlichen Erwerb einzuheimsen.

Von Einheimischen traf man bei den Sectionen nur die Assistenten, von denen Koletschka sich am zugänglichsten

zeigte, und einen oder den anderen der strebsamsten Secundärärzte aus den zahlreichen Abtheilungen des Krankenhauses. Ein ziemlich kleiner und (damals) sehr magerer junger Mensch zeichnete sich unter den Besuchern als besonders rührig und durch eine verständnissvolle Theilnahme an den Beobachtungen aus. Es war Skoda, der eben seine Studentenzeit vollendet hatte und sich nur wenige Jahre später bereits einen wohlbegründeten berühmten Namen erwarb. Fremde Aerzte stellten sich häufig zu dauerndem oder vorübergehendem Besuche ein, und man fand Gelegenheit angenehme Bekanntschaften zu machen. Am meisten befreundete ich mich mit Dr. Steindorf aus Flensburg, dem nachmals thätig hervorragenden schleswig-holsteinischen Patrioten, der mich durch sein frisches Wesen und seine lebhafte Wissbegierde anzog. Der Senior unter den auswärtigen Doctoren war Gietl, der Leibarzt des damals zu Wien sich aufhaltenden Kronprinzen von Bayern (nachmaligen Königs Maximilian II.). Gietl ist erst vor einigen Jahren als Professor der medicinischen Klinik in München gestorben. — Mit diesen beiden fand ich gelegentlich Zutritt in dem Wirthshause der Alservorstadt, in welchem Rokitansky mit Koletschka, Skoda und anderen ihm näher Stehenden zu verkehren pflegte. Hier zeigte sich Rokitansky gesprächiger und gemüthlicher als im Krankenhause. Ich vermuthe, dass sein dort oft so verdrießliches Wesen von dem Gefühl des bisherigen Mangels an Anerkennung und der seiner Bedeutung nicht entsprechenden öffentlichen Stellung, wahrscheinlich aber auch von öfterer Kränklichkeit abhing. Das Alles, bis auf das Letztere, hat sich in späterer Zeit glänzend geändert.

Eine andere Stätte, wo frisches Leben sich bewegte, war die Augenklinik von Friedrich Jäger, dem Schwiegersohn

und Nachfolger von Beer. Jäger lehrte am Josephinum, jener großen medicinisch-chirurgischen Akademie für Militärärzte, welche eine förmliche medicinische Facultät war und auch das Recht besaß, Doctoren zu promoviren. Die ophthalmologische Klinik der Universität leitete Rosas, ein tüchtiger, gewissenhafter, als Lehrer aber etwas trockener Mann. Jäger dagegen zog schon durch seine liebenswürdige Persönlichkeit die Schüler an sich. Er verstand aber auch, sie dauernd zu fesseln, indem er bei der Anleitung zur Untersuchung der Kranken unermüdlich war, bei den praktischen Uebungen Alles anschaulich zu machen wusste, und Jeden auf die nöthigen Handgriffe einzuschulen keine Mühe scheute. Er selbst operirte mit großer Gewandtheit, Ruhe und Sicherheit, verfuhr sehr sorgsam bei der Nachbehandlung und hatte daher auch ausgezeichnete Erfolge. In der Auffassung der pathologischen Verhältnisse war Jäger vielfach originell und geistreich, so dass er mit Recht der Schönlein der Augenheilkunde genannt wurde. Albrecht von Gräfe, selbst sein Schüler, hat ihn allerdings nachmals in allen Richtungen überstrahlt. — Da ich von der medicinischen Klinik nichts zu erwarten und mich auch längst von weiteren Studien in der Chirurgie und Geburtshülfe abgewendet hatte, so wollte ich wenigstens die vorzügliche Gelegenheit, die Augenheilkunde eingehender kennen zu lernen, nicht unbenutzt lassen. Dies hier um so mehr, als Jäger bei den Krankheiten des Auges möglichst auf die pathologischen Verhältnisse im Gesammtorganismus Bezug nahm. Ich betheiligte mich sogar an einem Operationscursus. Dabei konnte ich so recht wahrnehmen, welch ein vortrefflicher Lehrer Jäger war, dem die Ausbildung seiner Schüler als eine wirkliche Herzensangelegenheit galt. Gerade auch in dieser Beziehung habe ich viel von ihm gelernt.

In dem damaligen medicinischen Wien, wo die alte Zeit noch einen breiten Raum beherrschte, und wo man doch bereits fühlte, dass sich der Uebergang zu einer neuen Entwickelung vorbereitete, fand man sich fast unwillkürlich zu einem vergleichenden Rückblick in die Vergangenheit veranlasst. — Die Gründung der großen Krankenanstalten unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Joseph, die Organisation des medicinischen Unterrichts durch van Swieten und de Haën hatte ein ungeheures Material geschaffen, welches vorerst so zu sagen nur aus dem Groben und Ganzen zu verarbeiten war. Sogleich begann aber auch nach dem Vorbilde der holländischen Universitäten ein eigentlicher klinischer Unterricht, bei welchem der Einfluss der Schule von Boerhave es bewirkte, dass die Aerzte zu einer unbefangenen Beobachtung der äußeren Erscheinungen der Krankheiten angeleitet wurden. Später tauchten zwar hier und da Versuche zu einer einseitigen dogmatischen Sichtung des angehäuften Stoffes auf, im Ganzen aber erhielt sich lange Zeit jene hippokratische Richtung, durch welche die alte Wiener Schule ihren Ruhm begründet hatte. Daneben wurden auch der Therapie durch den praktischen Blick eines Stoll und Anderer nutzbringende Wege gewiesen. Weiterhin brachte der klare Geist des Peter Frank Ordnung in die lose Masse von dem, was man Erfahrungen nannte, und führte zugleich zu einer Vereinfachung der Therapie. P. Frank blieb für längere Zeit der eigentliche Lehrer und Führer der ärztlichen Welt. In seinen Schriften lässt sich übrigens schon der Einfluss der pathologischen Anatomie wahrnehmen, welche bereits früher Morgagni in Italien in fruchtbringender Weise bearbeitet hatte. — In Wien war das große Material in dieser Richtung auch nicht ganz unbenutzt geblieben. Ein Vorgänger von Rokitansky, Vetter,

hat uns ein Werk hinterlassen, welches eine Fülle von in jener Zeit neuen, wichtigen Thatsachen enthält. Es sind das die im Anfang unseres Jahrhunderts erschienenen „Aphorismen der pathologischen Anatomie“. Dieses Buch ist jetzt ganz vergessen und blieb bei seinem Erscheinen fast unbeachtet. Offenbar war damals der Sinn für den Fortschritt noch nicht erwacht; freilich ist auch das Buch selbst in wenig geeigneter Form abgefasst. Vetter lieferte eine trockene Aufzählung der Thatsachen, ohne einen belebenden Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Bedürfnissen des Pathologen und des Praktikers zu geben. Wäre Vetter nicht jung gestorben, so hätte er sich vielleicht zu fruchtbarer Wirksamkeit erheben können. So nun kam es, dass man in Wien sich noch lange nicht zu einer Weiterentwickelung des Standpunktes von P. Frank emporarbeiten konnte. Anderwärts, und namentlich in Frankreich und England, fand man bald die sicheren Wege zu ergiebiger Forschung. Auf den außerösterreichischen deutschen Universitäten waren es die hohe Ausbildung der Naturwissenschaften und die raschen Fortschritte der Physiologie, welche auch der Medicin die Bahn zur wahrhaft fördernden Arbeit bereiteten. — In Wien sind es vorzugsweise Rokitansky und Skoda gewesen, die den Forderungen der Zeit entsprachen und für die neue Wiener Schule den Grund legten. Aus jener unscheinbaren Leichenhalle des allgemeinen Krankenhauses gingen ihre zahlreichen Schüler hervor, die sich theils durch ihre Untersuchungen und Schriften, theils durch ihre ausgezeichnete Lehrgabe (*Oppolzer*) hervorthaten und der Pathologie und Therapie neue Wendung und Ziele gaben. Anfangs wurde besonders in letzterer mit dem Veralteten auch fast alles Brauchbare abgeworfen; dieser Nihilismus hat sich jedoch bald ausgeglichen. — In der Folge ist die so nothwendige Vertiefung

unserer Kenntnisse in einzelnen Theilen der Pathologie die Ursache einer unübersehbaren Specialistik geworden, die sich auch in der ärztlichen Praxis nicht immer gerade vortheilhaft geltend macht. Vielleicht ist es gegenwärtig vorzugsweise Wien, wo das Treiben der Specialisten am grellsten hervortritt. Wer ist jetzt im Stande, das unendlich auseinandergehende Uebermaß der betreffenden Literatur zu bewältigen! Bereits lassen sich Rufe nach einem mächtig ordnenden Geiste vernehmen, der es vermöchte, das zusammenzufassen, was sich in der Breite zu verlieren droht.

Ein reges Leben waltete in Wien unter den Vertretern der beschreibenden Naturwissenschaften. Durch eine Empfehlung meines Schwagers, Professor Pöppig in Leipzig, war ich bei einem der rührigsten und vielseitigsten Arbeiter in dieser Richtung eingeführt worden. Ich meine Stephan Endlicher, der damals als Custos an der Kaiserlichen Hof-Bibliothek angestellt war, und später Professor der Botanik an der Universität und Direktor des botanischen Gartens wurde. Endlicher, der Sohn eines hervorragenden Arztes in Pressburg, hatte sich ursprünglich dem geistlichen Stande widmen sollen. Seine Neigung war aber schon früh den Naturwissenschaften zugewendet, und die Anstellung an der Bibliothek hatte er auch gerade für die Vertretung der naturgeschichtlichen Fächer überhaupt erhalten. Zufällige äußere Anregungen waren die Ursache, dass sich Endlicher's beweglicher Geist vorübergehend mit literarhistorischen Forschungen und auch mit der chinesischen Sprache* einließ.

* Endlicher hatte sogar aus eigenen Mitteln chinesische Typen angeschafft, die noch jetzt die Staatsdruckerei in den Stand setzen, den Druck chinesischer Schriften zu übernehmen.

Zeitig genug führte indessen der amtliche und gesellige Verkehr mit den Angestellten der naturhistorischen Museen für ihn die Umkehr zu seinem eigentlichen Fachstudium herbei.

Zu jener Zeit befanden sich die erwähnten Museen und die Hof-Bibliothek an dem schönen Josephsplatze. Die Mitte desselben nimmt das große Reiterstandbild des Kaisers Joseph des Zweiten ein, unter dessen Regierung die meisten dieser wissenschaftlichen Anstalten ihre eigentliche Bedeutung erlangt haben. Wie oft bin ich über diesen Platz nach dem Aufstieg zu den Sammlungen gegangen; denn dort war ich durch Endlicher eingeführt und bald heimisch geworden. Ich lernte die Herren Diesing, Fitzinger und Kollar kennen, von denen jeder in seinem Fache sich einen guten Namen gemacht hat, und fand bei ihnen die zuvorkommendste Aufnahme. — Es waren damals durch von Ammon und Gescheid die Befunde von thierischen Parasiten im Auge bekannt gemacht worden und hatten meine Aufmerksamkeit erregt. Die Gelegenheit, theils aus der Jäger'schen Klinik kataraktöse Linsen, theils im naturhistorischen Museum frische Thieraugen zu bekommen und ein Pössl'sches Mikroskop benutzen zu dürfen, ließ ich mir nicht entgehen, um diesen Verhältnissen nachzuforschen. Leider waren die Ergebnisse nur sehr dürftig, für die Befunde der menschlichen Augen sogar ganz negativ, ebenso bei Vögeln und mehreren Säugethieren; nur beim Schwein fand sich einmal ein Cysticercus unter der Bindehaut. Dagegen waren meine Freunde und ich erstaunt, zu finden, dass bei Fischen Trübung der Krystalllinse außerordentlich oft vorkam und fast immer durch Distomen bedingt war. Der Museumsdiener brachte an jedem Markttage solche staarblinde Barben, Schleien und Karpfen, einmal auch einen Huchen. Immer aber fand sich

nur das bekannte Distoma. — Diese Beschäftigung führte nebenbei zu dem Auffinden von vielerlei anderen bei Fischen vorkommenden Parasiten, namentlich von jenen sonderbaren krebsartigen Geschöpfen, welche häufig Bewohner der Kiemen sind. Von ihnen wurde bei dieser Gelegenheit eine Reihe der Museumsammlung einverleibt.

In dem benachbarten mineralogisch-geognostischen Museum sind große Schätze aufgehäuft; insbesondere reich ist die Sammlung von Meteoren. — Hier walteten der berühmte Mineralog Mohs und der Geognost Partsch. Ersterer hielt für ein gemischtes Publicum Vorlesungen über Krystallographie, denen ich ein paar Male beiwohnte. Ich war verwundert, unter den Zuhörern eine ziemliche Anzahl eleganter Damen zu finden, für welche doch eigentlich ein so streng wissenschaftlich vorgetragener, trockener Gegenstand kaum Anziehungskraft haben konnte. Man belehrte mich aber, dass die Mode es verlange, bei Mohs gehört zu haben. Es sei bei der vornehmen Welt in Wien eine alte Ueberlieferung, sich mit naturgeschichtlichen Gegenständen zu beschäftigen, — das entferne ja auch strebsame Geister von der Politik. — Schon unter Maria Theresia hatte der Baron Jacquin die Aristokratie in die Botanik eingeführt. Sein Sohn, der zweite Jacquin, lebte noch zu meiner Zeit, starb aber, hoch betagt, ein paar Jahre später. Er hatte wöchentlich einen Empfangsabend, an welchem er die neuesten botanischen Werke seinen vorzugsweise hochvornehmen Besuchern vorlegte und erklärte. Einem seiner Empfänge, bei denen man im Frack und mit weißer Binde zu erscheinen hatte, habe ich noch beigewohnt.

Bei weitem sachgemäßer und ungezwungener ging es bei dem Vorstand der kaiserlichen Hofmuseen, dem Herrn von Schreibers, her, in dessen behaglichen Räumen die Ange-

stellten der Sammlungen am Samstag Abend zusammenkamen. Man fand dort die wichtigsten naturhistorischen Zeitschriften und Bücher ausgelegt, ehe sie in die Bibliothek übergingen. Jeder konnte sich nach Gefallen mit denselben beschäftigen oder am Gespräche Theil nehmen. Hier verkehrten auch öfters andere einheimische oder fremde Fachgelehrte. Ich versäumte nur selten diese Abende und hatte dadurch Gelegenheit, manche bedeutende Persönlichkeit kennen zu lernen. — Franz von Siebold war wiederholt ein Gast bei Schreibers. Er bereitete damals den Nippon, sein großes Werk über Japan, vor und suchte überall Theilnahme und Subskribenten dafür zu gewinnen. Japan war ja in jener Zeit ein verschlossenes Land und nur den Holländern in äußerst beschränktem Maße zugänglich. Siebold hatte, als Arzt der holländischen Colonie, es verstanden, das Vertrauen der Japaner und Eingang in Stadt und Land zu gewinnen. Er hatte sich in Sprache und Sitten eingelebt und mit unglaublicher Gewandtheit und Emsigkeit eine umfassende Kenntniss aller Verhältnisse erworben, sowie die reichsten Sammlungen aller Art angelegt. Dieses Alles gedachte er nun literarisch zu verwerthen, und seine mündlichen Mittheilungen waren ganz dazu geeignet, den schriftlichen den Weg zu bahnen. Von jüngeren Besuchern muss ich noch Unger nennen, der sich später durch seine Pflanzenpaläontologie einen bedeutenden Namen gemacht hat und vor etlichen Jahren, als Nachfolger von Endlicher in der Professur der Botanik, gestorben ist. — Oefters stellte sich bei Herrn von Schreibers der Baron Reichenbach aus Blansko in Mähren ein, ein lebhafter, geistreicher Mann und eifriger Meteoren-Sucher. Später wendete er sich, trotzdem er im metallurgischen Fach nüchterne und gründliche Arbeiten geliefert hat, der Schwärmerei für thierischen Magnetismus

zu. Sein dickleibiges Buch über das „Od“ ist ein merkwürdiges Zeugniss von solcher Verirrung.

In jener Zeit spielte überhaupt der thierische Magnetismus in Wien eine große Rolle und hatte besonders in der vornehmen Welt viele Anhänger. Ludwig Schnorr von Karolsfeld (Bruder des Münchner Julius und Sohn des Leipziger Veit Schnorr), der als ein sehr anerkannter Maler in Wien lebte, galt für eine große magnetische Kraft und versammelte um sich einen Kreis von Anhängern aus der männlichen und weiblichen Aristokratie. Einer der fremden jungen Doctoren, Trettenbacher aus München, war für diese Sache begeistert und vertrat sie mit großer Beredtsamkeit. Er versuchte auch, den Professor Jäger dafür zu gewinnen, der entzog sich indessen mit humoristischen Ausreden allen Zumuthungen. Mir kam die Art, wie das Magnetisiren betrieben wurde, sehr verdächtig vor, und doch musste ich zugeben, dass etwas Wahres dahinter sein könne. Deshalb gab ich auch dem Zureden Trettenbacher's nach und gestattete ihm einen Versuch zu machen, mich selbst in magnetischen Schlaf zu versetzen. Vergebens aber war sein Streichen mit den Händen, sein Auflegen der Fingerspitzen auf Stirne und Herzgrube, vergebens auch mein anhaltend starrer Blick in die dunkeln, mystisch glühenden Augen Trettenbacher's, ich blieb hell wach und wurde nach wiederholten, stets vergeblichen Versuchen als völlig unempfänglich für das geheimnissvolle Agens erklärt.

Wenn die kurzen Wintertage für die medicinischen und anderen Studien ausgenutzt waren, blieben noch viele Abendstunden zu weiteren Beschäftigungen übrig. Durch meinen Freund Swaine war ich mit einem Engländer bekannt geworden, der seine Erziehung in Königsberg genossen, sich später der Malerkunst gewidmet hatte und sich zur Aus-

übung derselben schon längere Zeit in Wien aufhielt. Er war ein vielseitig gebildeter Mann und namentlich von Königsberg her in der Philosophie ziemlich bewandert. So waren wir im Gespräch auf die Naturphilosophie gekommen, und ich hatte mich über diese sehr geringschätzig geäußert. Da sich aber im Weiteren zu meiner Beschämung ergab, dass ich eigentlich noch niemals ein naturphilosophisches Buch studirt hatte, lud mich Freund Mordaunt ein, in freien Abendstunden ein solches mit ihm zu lesen. Wir wählten Oken's Naturphilosophie, und während der Maler Bleistiftskizzen entwarf, las ich Capitel für Capitel dieses sonderbaren geistvollen Buches vor. Hierbei geschah es nun wohl, dass ich mich durch den Ausruf: Seiltänzerei des Geistes, phantastische Verdrehung der Thatsachen u. dergl. unterbrach. Dann wurde ich aber von meinem Malerphilosophen zurechtgewiesen und belehrt, wie doch Alles folgerecht entwickelt und zu einer großartigen Einsicht in die Weltordnung gebracht sei. Wir stritten hin und her, bis wir endlich bei Lenkey in der Dominikanergasse durch ein bescheidenes Abendbrot und ein Glas Ungarwein zur Ruhe kamen.

Meiner Neigung für die bildende Kunst Befriedigung zu gewähren, dazu kam ich in Wien nur selten. Die Ansprüche an meine Zeit während der kurzen Tageshelle gestatteten nur ein paar Male den Besuch der ausgezeichneten Belvederegalerie und der Ambraser Sammlung. Nur wenige Gemälde der ersteren haben sich meinem Gedächtniss eingeprägt, und aus der letzteren erinnere ich mich nur einer herrlichen griechischen Arbeit, eines Sarkophages mit dem Relief einer Amazonenschlacht. — Die fürstlich Liechten-

steinische Gemäldesammlung, wohl die größte Privatgalerie in Wien, erregte durch den Reichthum an trefflichen Bildern aus den niederländischen Schulen, insbesondere durch eine Reihe bedeutender Arbeiten des Rubens meine bewundernde Aufmerksamkeit. — Dazumal befand sich noch die so reiche Esterhazy'sche Sammlung in Wien, welche später nach Pest versetzt worden ist, wo sie den Kern der ungarischen Nationalgalerie bildet. Sie ist besonders reich an trefflichen italienischen Gemälden, unter denen bekanntlich auch eine heilige Familie von Raphael sich befindet. Von den Spaniern ist ein schöner Murillo nicht unerwähnt zu lassen. — Gern würde ich mich eingehend mit den ausgezeichneten Schätzen der „Albertina", der Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen aus dem Nachlass des Herzogs von Sachsen-Teschen, beschäftigt haben, aber dazu gebrach es entschieden an Zeit.

Wien, gegenwärtig ausgezeichnet durch zahlreiche Prachtbauten aller Art, bot vor nun mehr als fünfzig Jahren außer einigen Palästen aus der Erlach'schen Bauperiode wenig Hervorragendes. In dem Stephansdome indessen besitzt es eines der großartigsten Denkmale der gothischen Baukunst. So oft mich mein Weg dort vorüberführte, trat ich ein in den bewunderungswürdigen Bau, der sowohl bei hellem Sonnenschein als auch im Dämmerlichte einen gleich erhebenden und Ehrfurcht gebietenden Eindruck machte. Das Ganze imponirte durch Großartigkeit, und die Einzelheiten erfreuten durch die Schönheit der trefflichen Ausführung, wie es sich z. B. in ein paar Capellen ganz besonders zeigt. In der heiligen Nacht war es meine Weihnachtsfreude, dass ich Zutritt zu dem Orgelchor bekommen und bei der Mette die Beleuchtung des Hochaltars und der Seitencapellen bewundern konnte. Vom hohen Chor her strahlten die Lichter,

brachen sich an den schlanken Säulen und verloren sich in das Dunkel des hohen Gewölbes. Die Musik, der feierliche Gesang, mäßig abgetönt in dem weiten Raume der dämmernden Halle, erhöhte den Zauber frommer Rührung, und mit gehobener Stimmung verließ ich den Dom, einen unvergesslichen Eindruck mit mir fortnehmend.

Neben der Stephanskirche kamen die übrigen Kirchen nicht entfernt zu ähnlicher Geltung. Mariastiegen, ebenfalls gothischen Stiles, machte noch den besten Eindruck. Die Augustinerkirche ist ein einfacher, aber edler Bau, sie besitzt einen besonderen Schmuck in dem schönen Grabdenkmale der Erzherzogin Christine von Canova.

Von der so regen und so viel gepriesenen Wiener Geselligkeit habe ich nur sehr wenig erfahren. Die mitgebrachten Empfehlungen wiesen mich an Aerzte und Naturforscher, welche der eigentlichsten Gesellschaft fern standen. Eine treffliche alte Dame, Frau von Brevillier, geborene von Hopfgarten aus Dresden, lud mich nebst ein paar ihrer sächsischen Verwandten allmonatlich zum Mittagsessen ein. Dort hatte den Vorsitz ein prächtiger alter Herr mit gepudertem Haar und einem Zöpflein im Nacken, der noch Manches aus den Zeiten des Wiener Congresses zu erzählen wusste und auch von Verhältnissen am kaiserlichen Hofe Mittheilung machte. Die Brevillier's gehörten zu der höheren, nicht semitischen Finanzwelt, hatten nahe Verbindungen mit dem Adel, ohne jedoch an die hohe Aristokratie hinanzureichen. Als der Fasching kam, wurde ich dann auch bei der jüngeren Generation Brevillier zu einem feinen Balle eingeladen, wo ich mit verschiedenen vornehmen jungen

Herren und liebenswürdigen jungen Damen zusammentraf und mich heiter und zwanglos unterhielt.

Am behaglichsten war es bei Professor Jäger, der mich und ein paar meiner Collegen in seine Familie einführte, und bei dem in der Faschingszeit auch wohl getanzt wurde. Unter den jungen einheimischen Gästen im Jäger'schen Hause zeichnete sich Dr. Gergens, Sohn und späterer Nachfolger des Begründers der berühmten Privat-Irrenanstalt in Ober-Döbling, besonders aus. Seine praktische Tüchtigkeit und heitere Begabung machten ihn vorzüglich geeignet zur Unterstützung seines Vaters in der ebenso reizend gelegenen als trefflich eingerichteten Heilstätte.

In Wien fingen die Theatervorstellungen zeitig am Abend an und endigten nicht zu spät, wie denn überhaupt ein ähnliches Nachtleben, wie in anderen Großstädten, hier gar nicht stattfand. Da die Theater meiner Wohnung theils ganz nahe, theils nicht zu entfernt lagen, so habe ich sie öfter mit Freund Steindorf, der ein großer Theaterfreund war, besucht. Wer hätte auch nicht gern die Werke unserer besten Dichter in so musterhafter Darstellung gesehen, wie dies im alten Burgtheater geboten wurde. Dabei fand sich dort auch die beste Gelegenheit, die meisten Glieder der kaiserlichen Familie, welche, wie die Oesterreicher überhaupt, fleißige Theaterbesucher waren, zu Gesicht zu bekommen.

Das Theater an der Wien hatte damals seine Blüthezeit. Nestroy brachte seine prächtigen Possen auf die Bühne, der so eben geschaffene Lumpacivagabundus ergötzte Abend für Abend ein zahlreiches dankbares Publicum. In meinem

ganzen Leben habe ich nie wieder so lachen müssen, als hier, wenn Scholz und Nestroy ihr Wesen auf der Bühne trieben. Dieser urwüchsige Wiener Humor wirkte unwiderstehlich. — Etwas höherer Art sind die Zauberdramen von Raimund, welche durch ein Gemisch von Heiterkeit, schlagendem Witz und weicher Sentimentalität sich auszeichnen. Raimund selbst trat in seinen besten Stücken im Leopoldstädter Theater auf, und es war in der That merkwürdig, wie er es verstand, die Zuschauer bald zum hellsten Lachen zu reizen, bald in die tiefgehendste Rührung zu versetzen. Auch war er immer neu in der Erfindung zeit- und ortsgemäßer Improvisationen, durch die er bei seiner empfänglichen Zuhörerschaft begeisterten Beifall hervorrief. — Zu gleicher Zeit stellte sich im Josephstädter Theater der damals schon alte Holtey ein. Ich sah ihn als „armen Poeten“ in „Lorbeerbaum und Bettelstab“ und bewunderte die Meisterschaft, mit welcher er die dieses Stück bezeichnende Rührseligkeit behandelte, so dass buchstäblich die schluchzende Theilnahme, namentlich des weiblichen Publikums, hörbar wurde, und Jedermann zum Schluss in wirklicher Rührung nach Hause ging. — Das Opernhaus am Kärnthner Thor hatte damals keine hervorragenden Leistungen zu bieten, ich habe es nur ein paarmal besucht. — Zweimal aber fand ich Gelegenheit, die großen Concerte, welche in dem weiten Raume der kaiserlichen Reitbahn aufgeführt wurden, zu bewundern, sie schienen mir in keiner Weise denjenigen im Pariser Conservatorium nachzustehen. Gehört ja doch auch Wien von jeher zu den berühmtesten Musikstädten.

Mit dem zweiten März 1835 hörten auf einmal Musik, Theater und alle Lustbarkeiten auf. Es war der Todestag des Kaiser Franz, und ganz Wien kam nun in tiefe Trauer. Der Kaiser war an einer Lungenentzündung binnen wenigen Tagen dahingerafft worden. Sein Nachfolger galt als körperlich und geistig schwach, und alle Welt empfand schwer die Ungewissheit der Folgen eines so jähen Wechsels der Regierung. Indessen blieb ja bekanntlich Alles so ziemlich beim Alten. Wir Nicht-Oesterreicher erinnerten uns, dass dieser Franz der letzte deutsche Kaiser gewesen war, und dass mit seinem Tode gewissermaßen der letze Zusammenhang mit dem alten deutschen Reiche zerrissen sei. So sahen meine Freunde und ich mit ernsten Gedanken den feierlich aufgebahrten todten Kaiser in einem capellenartig hergestellten Gemache der Burg liegen, und sahen dann auch, wie man ihn unter großem Gepränge von Militär und allen Würdenträgern und mit dem Gefolge einer endlosen Schaar von Welt- und Klostergeistlichen nach der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern brachte.

Auch den neuen Kaiser Ferdinand bekam ich ziemlich nahe zu sehen. Es wurden nämlich mehrere Tage hinter einander nach dem kaiserlichen Begräbniss geistliche Feierlichkeiten in der Augustinerkirche gehalten, denen die ganze kaiserliche Familie mit dem großen Hofstaate beiwohnte. Zu bestimmter Stunde ging der lange Zug, sämmtliche Personen tief in schwarze Trauergewänder eingehüllt, durch die Gänge, welche neben den Museumssälen die Burg mit der Augustinerkirche verbinden, langsam dahin. Die Beamten des Museums standen an den geöffneten Thüren ihrer Abtheilungen in Trauerkleidung in Parade, und meine Freunde hatten mir erlaubt, mich ihnen dabei anzuschließen. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, ein fast gespensterhafter

Anblick, den diese endlose Reihe lautlos dahinziehender schwarzer Gestalten gewährte. Der neue Kaiser, eine kleine dürftige Figur, schlich fast schwankend unter der Last der bis zum Boden reichenden Trauergewänder daher. Ebenfalls ganz schwarz vermummte Diener, welche neben dem Zuge gingen, trugen brennende Wachsfackeln, was bei dem dämmernden Tageslichte in den dunklen Gängen den düsteren Eindruck des Ganzen steigerte. — Hatten wir so ein geschichtliches Ereigniss miterlebt, so kehrte doch schon nach kurzer Zeit der gewohnte Verlauf der Dinge wieder. Metternich blieb am Ruder, die Regierung ging in ihren bisherigen Bahnen weiter, und Jedermann, so auch wir, trieb es wie vorher. Es folgte in Wien die Stille der Trauer- und Osterzeit.

Als sich nun zeitig die Vorboten des Frühlings einstellten, wurde ein im letzten Spätherbst verschobener Ausflug in die Umgebung Wiens nachgeholt. — Gar einladend ragt in der Richtung nach Westen ein Bergzug hervor, dessen Höhepunkt der Kahlenberg, und dessen letzter Abhang nach der Donau der Leopoldsberg mit der alten Burg der Babenberger Herzoge ist. Dahinter liegt Klosterneuburg. Von der Stadt her lehnen sich die schmucken Dörfer Grinzing, Döbling u. s. w., umgeben von Obstgärten und Rebengeländen, an die erst sanft, dann steiler aufsteigenden Berge an. Dort gingen wir, die beiden Söhne von Jäger, Steindorf und ich an einem schönen Sonntagmorgen im Vorfrühling hinauf. Glücklicher wie der Ritter im „Pfaffen vom Kahlenberge“ von Anastasius Grün fanden wir die ersten Veilchen am Waldrande und erreichten auf anmuthigen Umwegen die Höhe, welche uns die prächtigste Fernsicht bot.

Die große Kaiserstadt liegt weit ausgebreitet zu Füßen, daneben die waldigen Auen der Donau, jenseits welcher die Ebene des Marchfeldes sich bis zu den Anhöhen von Nikolsburg ausbreitet. Im Osten verschwindet hinter den Haimburger Bergen die Donau, um nach Ungarn einzutreten. Weiterhin begrenzt das niedrige Leithagebirge den Blick, während ganz fern im Süden die Alpen sich entdecken lassen. Noch überraschender ist die Aussicht vom Leopoldsberge. Man schaut steil hinab auf den breiten Spiegel der Donau, jenseits welcher die Rebenhügel der Bisamberge hinziehen. Weithin auf- und abwärts kann man den Lauf des Stromes verfolgen. Von dem weniger hohen Standpunkte erscheint Alles viel malerischer als vom Kahlenberge. Am Nachmittag wanderten wir hinab nach Klosterneuburg, dessen Merkwürdigkeiten flüchtig in Augenschein genommen wurden, und kamen endlich spät am Abend über Nussdorf nach der Stadt zurück.

Schon während der letzten Herbsttage des vergangenen Jahres hatte ich mich, nach der Anleitung einer kleinen Schrift von Partsch über die geognostischen Verhältnisse der Wiener Umgegend, in der Nähe der Stadt zurecht zu finden gesucht. Bald aber wurden diese Bestrebungen durch den eintretenden Winter unterbrochen. Um so willkommener war mir daher noch in der letzten Zeit meines Wiener Aufenthaltes die Aufforderung zu einer geognostischen Excursion. Sie galt dem Leithagebirge, welches den östlichen Abschluss der großen Wiener Alluvialbucht bildet. Unter der Leitung des trefflichen Partsch und in Gesellschaft des Grafen Marschall, sowie des nachmaligen Jenenser Professors Schuler wurde die Reise angetreten, und nach Ueberschreitung der ungarischen Grenze zunächst in einem großen Dorfe am Fuße der Leithaberge übernachtet. Am Abend

noch besuchten wir den hoch gelegenen Kirchhof, von dem aus ein schöner Ueberblick der ganzen Lage zu gewinnen war. Im Rücken hatten wir den niedrigen Bergzug der Leitha, vor uns die weite Ebene, in welcher nach Südwesten von unserem Standpunkte Wiener-Neustadt lag, dahinter begrenzte der Wiener Wald den Blick, der ganz nach Norden noch den Kahlenberg erreichte. Ganz nach Süden machten der Wiener Schneeberg und andere Alpenhöhen den Abschluss. Welche prächtige Aussicht unter dem duftigen Abendhimmel in der weichen Frühjahrsluft. Diese Oertlichkeit musste schon in der Römerzeit eine gewisse Bedeutung gehabt haben, denn wir entdeckten viele in die Kirchhofsmauer eingelassene römische Grabsteine mit deutlichen Inschriften und verwitterten Sculpturen. — Bei Zeiten am anderen Morgen ging es in die Steinbrüche, wo fleißig gehämmert und gesammelt wurde, namentlich gab der Grobkalk eine reiche Ausbeute an charakteristischen Versteinerungen. — Wir wendeten uns dann nach der Ostseite der Leitha und nahmen im Vorübergehen das stattliche Schloss der Esterhazy in Eisenstadt in Augenschein. Hier hat seiner Zeit Haydn einen großen Theil seiner Tondichtungen geschaffen. — Der südöstliche Abhang der Leitha trägt die schönsten Weinberge, welche bei Rust einen berühmten, dem Tokayer ähnlichen Ausbruch liefern. Der Bergzug fällt auf dieser Seite ziemlich schroff nach dem am Fuße sich ausbreitenden Neusiedler See ab. Das ganze Gelände ist sehr anmuthig und heiter; der See dagegen einförmig und todt. Bei sehr geringer Wassertiefe eignet er sich trotz seiner bedeutenden Ausdehnung nicht für eine wirkliche Schifffahrt. Zu dieser wäre auch keine Veranlassung, denn nur an der Westseite findet sich Leben und reicher Anbau. Im Osten und Süden ist das Ufer ganz flach; so weit man

sehen kann, zeigt sich nur ödes sumpfiges Schilfland; von Rust aus erkennt man jenseits des Sees in nebeliger Ferne nur hie und da ein Fischerdorf und ein paar niedrige Kirchthürme.

Unser Weg führte uns weiterhin in das fruchtbare und wohlhabende Oedenburger Comitat und endlich in die freundliche und belebte Stadt Oedenburg selbst. In einem kleinen Orte nahebei ist, wie ich beiläufig erwähnen will, der berühmte Musiker Liszt geboren. Dieser anmuthige Winkel des Königreichs Ungarn, den wir soeben kennen gelernt hatten, ist fast ganz deutsch, wir haben dort nirgends einen Laut der ungarischen Sprache vernommen. — Unser Mentor Partsch kannte in Oedenburg einen wohlhabenden Weinhändler und veranlasste uns, bei demselben einen freundschaftlichen Besuch zu machen. Wir fanden eine sehr liebenswürdige, gebildete Familie, die sich bei mir viel über Dresden erkundigte, da sie einige Bekanntschaft in Sachsen besaß. Man setzte uns treffliche Proben des Oedenburger Weines vor, und wir schieden mit warmem Danke. — Der folgende Tag brachte uns spät am Abend nach Wien zurück.

Mein dortiger Aufenthalt fand bald darauf sein Ende. Ungern schied ich von der schönen Kaiserstadt, von der lieben Familie Jäger und von den vielen dort gewonnenen Freunden. Als ich von dem mir so theuer gewordenen trefflichen Endlicher Abschied nahm, ahnte ich nicht, dass er, der damals in den glücklichsten Verhältnissen lebte, später ein so trauriges Ende nehmen würde.

Tag und Nacht ging es mit dem dazumal für bescheidene Reisende üblichen, aber sehr unbequemen Stellwagen durch

ein Stück Mähren und das halbe Böhmen nach der alten Königsstadt Prag.

Schon früher war mir angedeutet worden, dass in der dortigen medicinischen Welt ein frisches Leben herrsche, welches nicht übersehen werden durfte. In der That musste schon der Name von Purkinje, der als Physiolog der Prager Schule sein Zeichen aufgedrückt hatte, ein günstiges Vorurtheil erwecken. — Krombholz, Professor der medicinischen Klinik, erwies sich als ein guter und vorurtheilsfreier Beobachter im Sinne Peter Frank's, ohne jedoch die Bahn zu weiteren Fortschritten selbstthätig zu betreten. Offenbar aber hatte er seine Schüler auf solche hingewiesen. Denn ich lernte nun hier in Prag eine Reihe jüngerer Leute kennen, welche, mit guter physiologischer Vorbildung ausgerüstet, sich eifrig mit pathologischer Anatomie beschäftigten und auf dieser Grundlage die weitere Ausbildung ihres medicinischen Wissens erstrebten. Ja man suchte sich sogar die physikalische Untersuchung der Brustorgane einzuüben. Schnell befreundete ich mich mit Oppolzer, Hochberger und anderen Gleichgesinnten. In ihrer Gesellschaft lernte ich die umfangreichen medicinischen Anstalten kennen, die allerdings mehr durch die Reichhaltigkeit des Krankenmaterials als durch Mustergültigkeit ihrer Einrichtungen hervorragten. Man machte ja damals nur sehr geringe Ansprüche in Bezug auf die hygienischen Bedürfnisse des Hospitalwesens, und ich kann nicht verhehlen, dass in dieser Richtung Prag und noch mehr Wien die gleichen damaligen Verhältnisse in Dresden und Leipzig immer noch weit übertrafen. Hierbei ist freilich, was Wien betrifft, der nun ja längst verschwundene „Narrenthurm“ auszunehmen. Gegen diesen zeichnete sich die unter der Leitung des liebenswürdigen Professors Riedel stehende Prager Irrenanstalt vortheilhaft aus.

Oppolzer war Secundär-Arzt an der Klinik von Krombholz, und ich beneidete ihn um diese Stellung. Hatte ich doch, leider vergebens, schon von Paris aus mich um ein ähnliches Aemtchen am Leipziger Krankenhause beworben. Wir Beide nahmen uns vor, Universitätsdocenten zu werden und uns an der Umgestaltung der Pathologie im rechten Sinne durch Forschung und Lehre zu bethätigen. — Waren mir als Sachsen die nachbarlichen Deutschböhmen, dieses rührige, begabte und liebenswürdige Volk, an sich schon sympathisch, so kam bei meinen neuen Prager Freunden die Uebereinstimmung in unseren wissenschaftlichen Ansichten, Wünschen und Bestrebungen hinzu, um den Verkehr mit ihnen zu dem angenehmsten zu machen. Tag für Tag war ich während meines nur allzu kurzen Aufenthaltes in ihrer Gesellschaft, und wir regten uns im Wechselgespräch auf das Mannigfaltigste an. — Nächst Oppolzer war Hochberger am bedeutendsten, er hatte sich vorzugsweise der Chirurgie gewidmet. Hochberger war ein bildschöner, geistig lebendiger Mensch, gewandt und praktisch. Er ist als fürstlicher Leibarzt in Greiz gestorben. Sein älterer Bruder lebt noch etzt in Karlsbad als der angesehenste der dortigen Aerzte.

Am letzten Abende meines Prager Aufenthaltes saß ich noch bis spät mit Oppolzer während eines schweren Gewitters in meinem Gasthof zusammen. Am anderen Morgen fuhr ich schon ganz früh der Heimath zu. Viele Jahre später erzählte man mir, dass an jenem Abend der Blitz im Krankenhause eingeschlagen habe und durch den Schornstein in das kleine Stübchen, welches Oppolzer bewohnte, gefahren sei. Dort waren der große eiserne Ofen und andere Geräthe gänzlich zertrümmert worden, mein Freund aber durch den Besuch bei mir einer großen Gefahr glücklich entgangen.

Außer an der Medicin hatte ich auch große Freude an der herrlichen Lage der an sich schon so malerischen Stadt. Prag, getheilt durch die Moldau, verbunden durch die uralte, mit den Bildsäulen der Heiligen geschmückte Brücke, breitet sich am linken Moldauufer in der Ebene weit hin aus bis zu den flachen Höhen des Wisserhad. Die rechte, die „Kleinseite“, ist zwischen Ufer und Berg zusammengedrängt und zieht sich steil in die Höhe, wo sie von der Königsburg, dem Hradschin, und von dem schönen gothischen St. Veitsdome gekrönt ist. Abwärts am Flusse liegen die Gärten und das Schloss des großen Friedländers Wallenstein. Auf der Höhe, seitwärts vom Hradschin, folgen sich mehrere Paläste, das böhmische Landesmuseum und das große Kloster Strahof. Von da weiterhin erstreckt sich der Bergrücken nach der Hasenburg und darüber hinaus, und ist oben und am Abhange mehr oder minder reich angebaut und mit Villen und Gärten geschmückt. Auf der anderen Seite des Hradschin fällt der Berg allmälig ab und trägt die kaiserl. Gartenanlagen, aus denen sich ein reizendes Renaissance-Schlösschen hervorhebt. — Wenn man von verschiedenen Standpunkten aus Alles im vollen Frühlingsschmuck überschaut, so giebt dies Ansichten, auf welche die Böhmen mit Recht stolz sind.

Gegenwärtig schicken sich die Tschechen an, sich dieses, ihr „goldenes“ Prag ganz zu eigen zu machen und die Deutschen aus der Stadt zu verdrängen. Sie meinen, es vergessen zu können, dass es Deutsche waren, denen Prag den größten Theil seiner Prachtbauten, Kunstschätze und seiner Bedeutung überhaupt verdankt. Bei meiner Anwesenheit trat solche Anmaßung noch wenig hervor, obschon die tschechischen Gelehrten und Literaten diese bereits durch einflussreiche Schriften anzuregen begonnen hatten.

Wie seltsam sich das äußerte, davon bekam ich ein merkwürdiges Beispiel. Ich stand mit Dr. Czermak, dem Vater des später so namhaften Physiologen, oben an der steinernen Brüstung neben dem Eingang in den Hradschin, als Palazky, einer der bedeutendsten tschechischen Forscher, zu uns trat. Ich sprach meine Bewunderung der prächtigen Aussicht lebhaft aus. Ja, meinte Palazky, die Slaven können stolz sein auf diese Stadt, überhaupt aber, wie groß und mächtig steht das Volk der Slaven da in der Welt, wenn man bedenkt, dass sich vom Böhmerwald bis Kamtschatka ihr Bereich erstreckt. Nun, bemerkte ich, die Ostjäten, Jakuten und Kamtschadalen werden Sie doch nicht zu den Slaven rechnen wollen, noch weniger auf die sibirischen Einöden stolz sein. — Seitdem hat die Gewaltthätigkeit, der Trotz und, wie man gerechterweise zugeben muss, auch die Tüchtigkeit und zähe Ausdauer, welche die Tschechen vor den meisten der übrigen Slaven voraus haben, diesen übergreifenden Standpunkt der „Stockböhmen“ immer mehr befestigt.

Die Heimreise führte mich über Theresienstadt, Teplitz und Kulm an die sächsische Grenze. Bei Pirna erreichte ich die heimathliche Elbe; wie klein erschien sie mir gegen den Donaustrom, wie niedrig die lieblichen Anhöhen des Elbethales gegen die großartige Umgebung von Wien.

In Dresden begrüßte ich meinen lieben alten Großvater Demiani und kehrte dann endlich wieder nach Leipzig zu dem väterlichen Hause, in den Kreis meiner Geschwister zurück, von Allen mit warmer Liebe empfangen. — Manches hatte sich hier verändert. Die gute Großmama Teubner war durch einen Schlaganfall dauernd halbseitig gelähmt

und auch in der Sprache beeinträchtigt worden. Sie ertrug diesen hülflosen Zustand mit bewundernswerther Ergebung, hatte ihre geistige Regsamkeit größtentheils bewahrt und war auch noch ganz empfänglich für heitere Anregung geblieben. Sie hat in diesem Zustande noch mehrere Jahre zugebracht.

Mit unvermischter Freude konnte ich meine Schwester Isidore begrüßen. Sie war inzwischen glücklich verheirathet mit Prof. Ed. Pöppig, der sich durch mehrjährige Forschungsreisen in Südamerika äußerst vortheilhaft bekannt gemacht hat. Sein großes Reisewerk wird als ersten Ranges in der geographisch-ethnographischen Literatur gerühmt, sowie auch die botanische Ausbeute seiner Reisen von den Fachmännern als eine bedeutende Bereicherung angesehen wird. — Ich befreundete mich rasch mit dem neuen Schwager und konnte mich fernerhin seines Vertrauens und seiner Theilnahme an meinen Geschicken erfreuen. Durch den Verkehr mit ihm habe ich vielfache Belehrung sowie aus seiner reichen Lebenserfahrung manchen guten Rath gewonnen. Seine Empfehlung war es ja auch schon gewesen, welche mir in Wien bei Endlicher und im naturhistorischen Museum eine so gute Aufnahme verschafft hatte.

Nachdem ich mich nach zweijähriger Abwesenheit in Leipzig wieder zurechtgefunden, galt es, mich für eine dauernde Lebensstellung einzurichten. Meine Familie wünschte, dass ich mich in Dresden als praktischer Arzt niederlassen möchte, wo mein alter Großvater ziemlich einsam lebte. Wie ich aber schon bemerkte, war längst der Wunsch in mir immer lebhafter geworden, die Laufbahn eines akademischen Lehrers einzuschlagen. Das hatte in meinem Falle allerdings seine Schwierigkeiten. Ein Jurist, Historiker u. s. w. kann überall an einer Hochschule seinen Lehreifer,

ohne andere Hülfsmittel als die eigenen Kenntnisse, Fleiß und Talent, zur Geltung bringen. Dagegen benöthigt der Docent der naturwissenschaftlichen Fächer, zu denen ja die Medicin auch gehört, durchaus eines, wenn auch noch so bescheidenen Materiales für seine Vorlesungen und zur eigenen Fortbildung. Bei der Richtung, die ich zu nehmen gedachte, war ohne Anlehnung an eine Krankenanstalt eine erfolgreiche Thätigkeit gar nicht denkbar. Daher bemühte ich mich, durch die Vermittelung meiner früheren Lehrer eine solche Gelegenheit ausfindig zu machen. Leider vergeblich, es ließ sich kein leeres Plätzchen für mich entdecken. Inzwischen benutzte ich die Zeit zur Abfassung einiger kleiner Aufsätze über die Erfahrungen (unter Anderem über den Werth der Percussion und Auscultation), die ich auf meinen Reisen gesammelt hatte, und empfahl mich für die nächste frei werdende Hülfsarztstelle im Hospital.

In dieser Zeit des Hangens und Bangens um das Ziel meiner Wünsche wurde mir ein Antrag gemacht, der noch einmal die Pläne zu einer festen Niederlassung aufschieben sollte. Graf Gregor Stroganow, ein berühmter russischer Diplomat, zugleich einer der reichsten Grund- und Salinen-Besitzer in Russland, hatte nach schwerer Krankheit eine hartnäckige Brachial- und Intercostal-Neuralgie zurückbehalten. Er war in Dresden von den Hofräthen Seiler und Weigel behandelt worden und sollte nun noch weitere Curen in den böhmischen Bädern brauchen, endlich auch einen Herbst- und Winter-Aufenthalt in Nizza machen. Da der Kranke wünschte, dass der Curplan seiner Dresdener Aerzte fernerhin noch auf das Genaueste befolgt werde, so sollte ihn ein Arzt begleiten, der von jenen Herren über den Stand der Dinge eingehend unterrichtet würde und später mit denselben in fortwährender schriftlicher Berathung bliebe.

Dass ich für diesen Zweck gewählt wurde, hatte ich natürlich nicht meinen bis dahin noch unbekannten Verdiensten zu verdanken, sondern dem Umstande, dass Weigel ein langjähriger Arzt und Freund meiner Aeltern und Seiler mein früherer Lehrer und freundlicher Gönner war. Bei dem Grafen Stroganow sprach aber noch der eigenthümliche Zufall zu meinen Gunsten, dass er selbst vor Jahren mit meinem Vater in einem Verhältniss großen Vertrauens gestanden hatte.

Gerade vor dreißig Jahren war der Graf als Gesandter an den Madrider Hof bestimmt gewesen und wollte mit Frau und drei jungen Knaben dorthin gehen. Für die Erziehung und den Unterricht der letzteren sollte, neben einem untergeordneten russischen Lehrer, ein deutscher junger Gelehrter gewählt werden. Sachsen galt damals als das Land der guten Schulmeister, so kam unser Diplomat nach Dresden, wo er an meinen Vater gewiesen wurde, der ihm einen passenden Lehrer ausfindig machen werde. Nach langem Suchen fand sich ein solcher, der aber erst nach einem Jahre in der Lage war, in die betreffende Stellung einzutreten. Schnell entschlossen fragte Graf Stroganow meinen Vater, ob er selbst während dieses Jahres die Leitung und fernere Einrichtung des Unterrichts übernehmen wolle. Beide wurden einig, der einflussreiche Gesandte erwirkte für meinen Vater beim Kurfürsten von Sachsen den nöthigen Urlaub und sofort wurde die Reise angetreten. — Nun waren die politischen Verhältnisse im Anfange des Jahres 1805 so eigenthümlich, dass ein russischer Gesandter nach Madrid nur über Hamburg und London, von da zur See nach Lissabon sein Ziel erreichen konnte. — Man erinnert sich, dass sich zu jener Zeit eine große Coalition gegen Napoleon I. bildete. Russland war mit Oesterreich

bereits verbündet, England gewonnen, da sollte auch Spanien in das Bündniss gezogen werden. Der Krieg war zu erwarten, also galt es für den Gesandten Eile nach Madrid, wenn auch auf weiten Umwegen, zu kommen. Eilig wie heutzutage konnte man zu jener Zeit nicht reisen, zudem war in London und Lissabon ein Aufenthalt zu diplomatischen Verständigungen nöthig. Für meinen Vater, als Historiker, war die ganze Reise unter solchen Verhältnissen doppelt wünschenswerth und lehrreich. Nach Ablauf des Jahres übergab er seine Zöglinge dem Nachfolger, kehrte über die Pyrenäen zurück und traf nach einem kurzen Aufenthalt in Paris wieder in Dresden ein.

Aus alledem ist es erklärlich, dass ich im Voraus in meine neue Stellung gut eingeführt war. Gleichwohl kam ich hier wieder in eine ähnliche schwierige Lage wie früher bei Herrn Astor, indem ich als junger unerfahrener Mensch einem alten, sehr bedeutenden und vielgewandten Mann ärztlich zur Seite stehen sollte. Indess dadurch, dass ich mich streng an die von Seiler und Weigel erhaltenen Vorschriften hielt, ohne mich mit der eigenen Weisheit vorzudrängen, kam ich mit dem alten Herrn ganz gut aus. Zuerst hatte ich mit dem jüngsten Sohne desselben, einem Gesandtschafts-Attaché, zu thun, bei dem aber auch schon ein älterer Arzt die eigentliche Verantwortung übernahm. Nach der Genesung des jungen Grafen traf ich mit dem alten in Carlsbad zusammen, wo eine mehrwöchentliche Cur gebraucht werden sollte. — Hier muss ich denn doch gleich den Hofstaat beschreiben, in den ich einzutreten hatte. Ein ganzes Haus an der Wiese war gemiethet. Zur persönlichen Bedienung des Grafen Stroganow waren zwei Kammerdiener vorhanden, ein Russe und ein Wallone, die Gräfin hatte eine Kammerfrau, eine sehr gewandte Dresdnerin, und ein Kammer-

mädchen. Ueber das ganze Hauswesen war ein Haushofmeister gesetzt, neben welchem ein französischer Koch und ein Tafeldecker das an Ort und Stelle gemiethete Küchen- und Zimmer-Personal regierten. In der Nachbarschaft befand sich die Stallung für vier Pferde und eine Remise für drei Wagen, die zwei Kutscher und ebensoviele Stallknechte zu besorgen hatten.

Der höhere Hofstaat bestand aus einem russischen Fräulein von Lanskoi von wenig bemittelter Familie. Dazu kam aus Dresden die Opernsängerin Fräulein Veltheim, eine bereits etwas abgesungene Dame, welche sich lange Zeit einer besonderen Berühmtheit erfreut hatte, weil sie die in den höchsten Tönen liegende Arie der Königin der Nacht aus der Zauberflöte mit ausgezeichneter Kraft und Sicherheit vorzutragen im Stande war.

Viele vornehme und reiche Russen hielten sich im Sommer 1835 zur Cur in Carlsbad auf, unter denen mir namentlich der Botschafter in Wien, Graf Tatitscheff, erinnerlich ist. Die Großfürstin Helene, ausgezeichnet durch Würde, Geist und Schönheit, trank den Sprudel; ihr Gemahl, der Großfürst Michael, dem Marienbad verordnet gewesen, hatte sich dort unbehaglich gefühlt und war nach Karlsbad übergesiedelt, wohin er sich nun täglich von Marienbad den Mineralmoor für seine Bäder bringen ließ. Das großfürstliche Paar versammelte um sich einen Hof der vornehmsten Badegesellschaft.

Es bestand in Karlsbad die Sitte, dass die Herrschaften, welche Häuser an der alten Wiese bewohnten, bei gutem Wetter ihre Frühstückstische ins Freie hinaus vor die Thür rückten und so *coram publico* sich nach vollbrachter Trinkcur labten. Man wetteiferte in zierlicher und reicher Ausstattung der Tische. In solchen Dingen war Graf Stroganow

Meister, und unser Tafeldecker zeigte sich seines Herrn würdig im Aufputz mit Blumen, und mit Porzellan- und Silber-Geschirr, so dass sein Tisch alle übrigen durch Geschmack und Reichthum überstrahlte. Während des Frühstücks fand eine Art kleiner Corso statt. Man ging ab und zu, wechselte ein paar Worte der Höflichkeit, und so gab es ein anmuthiges geselliges Durcheinander während dieser „Karlsbader schönsten Stunde". Ging etwa ein Mitglied der großfürstlichen Familie vorüber, so erhob sich alle Welt, und glücklich strahlten die russischen Gesichter, an deren Tisch die Fürstlichkeit etwa stehen blieb, um ein paar höfliche Worte auszutauschen.

Vierzig Jahre später habe ich mich wiederholt in Karlsbad zur Cur aufgehalten, da war von jenem vornehmen eleganten öffentlichen Treiben nur wenig mehr zu bemerken. Die großartige Zuströmung zahlloser Curgäste ließ solche aristokratische, allerdings anmuthige Einzelscenen nicht mehr aufkommen. Karlsbad hatte sich demokratisirt.

Unter den Aerzten des berühmten Curortes war damals Meissner am bekanntesten. Früher der beliebteste Badearzt in Teplitz, war Meissner vor drei Jahren von dort vertrieben worden, weil er sich nicht hatte dazu hergeben wollen, den Ausbruch einer Cholera-Epidemie zu vertuschen. Er und die Seinigen waren sogar mit dem Tode bedroht worden und hatten in Karlsbad eine Zuflucht gefunden. Sein Vater stammte aus Sachsen, er war als Professor nach Prag berufen worden, wo er sich durch schöngeistig-historische Schriften einen Namen gemacht hat. Des letzteren Enkel, den ich zu jener Zeit als ein verzogenes nervöses Bürschchen zu sehen bekam, ist der (jetzt auch bereits verstorbene) beliebte Dichter Alfred Meissner geworden. — Eine medicinische Berühmtheit lernte ich in Karlsbad

kennen, Joseph Frank, der wegen Steinbeschwerden die Cur brauchte, und als ein berühmter reicher Herr, zugleich als Besitzer einer schönen Villa am Comer See mit allen hervorragenden Badegästen verkehrte. Als ein großer Musikfreund ließ er gelegentlich gern neben Fräulein Veltheim seine schöne Bassstimme im geselligen Kreise vernehmen.

Mit besonderem Vergnügen erneuerte ich meine Bekanntschaft mit Hochberger, der damals bereits zu Ansehen gekommen war und, noch jetzt in hohem Alter rüstig und thätig, die angesehenste sowie beliebteste Persönlichkeit in Karlsbad ist.*

Ich hatte nun schon die Gewohnheit angenommen, mich mit der Beschaffenheit des Grundes und Bodens meines jeweiligen Aufenthaltsortes einigermaßen bekannt zu machen, so ging ich auch jetzt, mit dem Hammer bewaffnet, in der ganzen Gegend herum. Da ich die Freude hatte, die jüngste Tochter meiner Großtante Schletter mit ihrem Manne, dem Pastor Lange, in Karlsbad zu treffen, so benutzte ich des letzteren Güte, eine leidliche Sammlung der Gebirgsarten nach der Heimath zu senden.

Graf Stroganow sollte eine Nachcur in Franzensbad brauchen, wohin nun der ganze Tross, mit Ausnahme des russischen Fräuleins und der Sängerin, übersiedelte. Sein Haus bildete auch hier den Mittelpunkt der Geselligkeit der vornehmen Welt. In diese mischte ich mich jetzt häufiger, da ich hier bei weitem weniger anderen Verkehr fand, als es in Karlsbad der Fall gewesen war.

Die vornehmsten Persönlichkeiten unter den Badegästen in Franzensbad waren die verwittwete Großherzogin Stephanie von Baden nebst ihren beiden Töchtern, der Fürstin von

* Hochberger ist inzwischen am 4. Februar 1901 im 98. Lebensjahre gestorben.

Hohenzollern und der Prinzessin Marie von Baden, später verheiratheten Herzogin von Hamilton. Die Fürstin litt sehr an Blutarmuth, hielt sich zurückgezogen und lebte ganz ihrer Cur. Anders die Prinzessin Marie, die Freude an dem geselligen Treiben hatte und, wie es schien, auch gern tanzte. Dieses Vergnügen suchte man ihr zu bieten, wo es irgend anging. Daher gab auch Graf Stroganow der höheren Gesellschaft einen Ball, zu welchem, da es sehr an Tänzern fehlte, noch die Jägerofficiere der Garnison von Eger herangezogen wurden. Der Graf war ein großer Verehrer der Großherzogin, mit der er schon am Hofe des ersten Napoleon zur Zeit des intimen Verhältnisses zwischen Frankreich und Russland von 1808 bis 1810 bekannt geworden war. Die Großherzogin, bekanntlich eine sehr bevorzugte Adoptivtochter von Napoleon I., zeichnete sich durch vornehme Haltung, Geist und Anmuth aus; sie brachte öfter den Abend bei Stroganow zu, und ihre liebenswürdige Art gewann einen Jeden, den sie durch eine Anrede auszeichnete.

Von den zahlreichen Russen muss ich noch eine gemüthliche alte Dame hervorheben, eine Fürstin Lobanow, wenn ich den Namen richtig behalten habe. Sie liebte es, einen heiteren Kreis, namentlich auch der jungen Welt, um sich zu versammeln, zu welchem sie mich freundlichst hinzuzog. Auch hier fand sich die Großherzogin mit der Prinzessin Marie ein, und hie und da wurde auch ein Tänzchen improvisirt. — Als die eigentliche Schönheit in diesen Kreisen galt die junge Frau von Smirnow; sie stammte aus einer vornehmen Familie Georgiens und war an einen sehr reichen Petersburger Herrn verheirathet, der seinerseits keine besondere Figur machte. Noch manche Andere mit großen Namen und Würden füllten das bunte Bild der damaligen vornehmen Badegesellschaft.

Es konnte nicht fehlen, dass bei dem Wechsel der Unterhaltung in den russischen Kreisen gelegentlich politische Verhältnisse berührt wurden, natürlich mit derjenigen Zurückhaltung, die den höheren Diplomaten eigen ist. Indessen vernahm ich doch Manches, was mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat. Der Stolz auf die Macht und Größe Russlands und auf den beherrschenden Einfluss des Kaisers Nikolaus über ganz Europa leuchtete natürlich überall durch. Die kleineren deutschen Staaten wurden offenbar fast nur insofern der Berücksichtigung werth gehalten, als sie sich der russischen Politik gefügig zeigten, oder wo an den Höfen ihrer Fürsten den reisenden russischen Herren eine zuvorkommende Gastfreundschaft geboten wurde. Dabei zeichnete man diejenigen Regenten besonders aus, welche durch Verheirathung mit der russischen Herrscherfamilie zusammenhingen, wie z. B. Württemberg und Sachsen-Weimar. — Für Preußen empfand man gar keine Vorliebe. Dies verrieth sich auch dadurch, dass mit mehreren hochgestellten preußischen Badegästen kein näherer geselliger Verkehr stattfand, obschon man sich mit äußerster Höflichkeit begegnete. Es war oft die Rede von dem „unruhig übergreifenden Ehrgeiz Preußens“. Man muss sich erinnern, dass gerade in jener Zeit der Zollverein mit dem größten Theil der deutschen Staaten zu Stande gebracht worden war.

Frankreich und die Franzosen fanden fast nach allen Richtungen Bevorzugung, wenn auch das aus der Revolution hervorgegangene Julikönigthum keinen Beifall fand. Mode und Manieren waren selbstverständlich französisch, ebenso sah man nur französische Bücher, Romane und Memoiren hauptsächlich, benutzen. — Die Sprache dieser Gesellschaft war fast ausschließlich die französische; nur höchst selten habe ich russisch reden hören, vielleicht nur, wenn ich

etwas nicht verstehen sollte. — Die ausgesprochene Vorliebe für die Franzosen fand ich wenig anmuthend, und als einmal eine der russischen Damen schmeichelnd bemerkte, ich mache ihr ganz den Eindruck eines Franzosen, erwiderte ich, in Frankreich habe man in mir gerade den Typus eines ehrlichen Deutschen anerkannt, und ich sei stolz darauf gewesen.

Im Ganzen aber muss ich gestehen, dass der Ton in unserer Badegesellschaft vorherrschend ein zuvorkommender, feiner und hochgebildeter war. Graf Stroganow zeichnete sich hierbei durch natürlichen Anstand, der tadellos und gefällig, besonders aus. Da er sich in der Unterhaltung unbefangen heiter, sowie nicht ohne Geist und Originalität zu geben wusste, so war es kein Wunder, dass er die Damenwelt, alt und jung, für sich einzunehmen verstand. — Allerdings sicherte ihm schon sein großer Reichthum sowie seine bedeutende politische Vergangenheit ein überwiegendes Ansehen. Bereits während der bewegten Periode der ersten Napoleonischen Herrschaft waren seine diplomatischen Verdienste zu entschiedener Anerkennung gekommen und er selbst zu einer hochangesehenen Stellung am russischen Hofe gelangt. Auch später, als der griechische Aufstand losbrach, hatte er sich auf dem schwierigen Posten eines Botschafters in Constantinopel ausgezeichnet. Russland war Anfangs noch nicht in der Lage gewesen, für die Griechen offen einzutreten, durfte sie aber auch nicht ganz ohne Unterstützung lassen. Da konnte es nicht an bedenklichen Schwierigkeiten mit der türkischen Regierung fehlen. Diese aber trug vor nun 70 Jahren noch manche barbarische Gewohnheiten an sich, und so drohte dem russischen Gesandten wiederholt eine Gefangenschaft in den „sieben Thürmen“. Nur der Gewandtheit und dem zugleich festen Auftreten von

Stroganow gelang es, die Gesandtschaft bis zur endlich ungefährdeten Abberufung vor Beleidigung und Gefahr zu schützen. In späteren Jahren wurde der Graf im vorgerückten Alter nur noch zu feierlichen Repräsentationsgesandtschaften verwendet, wo es galt, einen sehr angesehenen Mann in vollem Glanze auftreten zu lassen.

Frau von Stroganow blieb an Bedeutung weit hinter ihrem Gemahl zurück. Es fehlte ihr an Lebhaftigkeit und Tiefe der geistigen Eigenschaften, aber sie war offenbar klug und feinfühlig genug, um dies selbst zu empfinden. So hielt sie sich in Gesellschaft mehr zurück, beschränkte sich auf theilnehmendes Entgegenkommen, freundliches Zuhören und auf verbindliche Erwiderungen. Da sie zugleich in ihrer äußerlichen Haltung Vornehmheit und Anmuth zu verbinden wusste, so spielte sie die ihr zukommende Rolle zu des Grafen und zu ihrer eigenen Befriedigung. In jungen Jahren soll sie eine hinreißend liebliche Erscheinung gewesen sein.

Die Bekanntschaft dieser Beiden war unter ziemlich wildromantischen Umständen erfolgt. — Frau von Stroganow stammte aus deutschem Blute als die Tochter eines Grafen Oeynhausen, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit dem berühmten Grafen Wilhelm von Schaumburg nach Portugal gekommen und in dortigen Kriegsdiensten zurückgeblieben war. Er hatte sich mit einer Portugiesin verheirathet, durch die der einzigen Tochter eine ganz landesübliche Erziehung gegeben worden war, so dass sie nicht einmal deutsch sprechen lernte. In sehr frühem Alter wurde die junge Oeynhausen an den alten Grafen Ega verheirathet, einen reichen Mann aus dem bekannten portugiesischen Geschlecht, nach welchem eine brasilianische Provinz am Amazonenstrome benannt worden ist. Graf Ega traf als Gesandter in Madrid mit dem Grafen Stroganow zusammen,

und es entwickelte sich zwischen ihnen um so mehr ein näheres Verhältniss, als beide Diplomaten die gleichen Ziele am spanischen Hofe zu verfolgen hatten. Als dann später die politischen Zustände sich ganz umänderten, und durch Napoleon's Intriguen und Gewaltthätigkeit die Unabhängigkeit Spaniens und der Bestand seiner Dynastie vom schwersten Verhängniss bedroht wurden, kam es in Madrid zu blutigen Aufständen gegen den französischen Einfluss. Der Pöbel drang in alle Häuser, in denen er Franzosen vermuthete, um diese zu ermorden. Um nun nicht Personen anderer Nationalität mit den Franzosen zu verwechseln, nöthigten die Empörer einen Jeden, ein spanisches Wort auszusprechen, welches eine französische Zunge richtig herauszubringen nicht im Stande ist. Die russische Gesandtschaft wurde gleichfalls überfallen, und da Graf Stroganow das gewisse Wort auch nicht hätte richtig wiedergeben können, war er in Gefahr, niedergestochen zu werden. Gräfin Ega, die in solcher Noth zu ihren Freunden geeilt war, trat jedoch mit ihrer Sprachkenntniss rettend ein und befreite die Familie aus der gefährlichen Lage. Von dieser Zeit an entwickelte sich das zärtliche Verhältniss, welches nach dem baldigen Tode des alten Ega zum Zerwürfniss Stroganow's mit seiner ersten Frau und, nach deren mehrere Jahre später erfolgendem Ableben, zur endlichen legitimen Verbindung führte. So kamen die entferntesten Enden Europas, Lissabon und Petersburg, zusammen, gerade in der Mitte, in dem allzeit gastfreundlichen Dresden, wo die verspätete Hochzeit gefeiert wurde.

Unter den oben geschilderten angenehmen und anregenden geselligen Verhältnissen vergingen die Wochen schnell in dem übrigens so langweiligen Franzensbad, wo auch die Umgegend so wenig Anziehendes bietet. In der That, wenn

man die nicht unbedeutende Stadt Eger und das Haus, wo Wallenstein durch Meuchelmord seinen Tod fand, besichtigt hatte, blieb nur noch die Burg übrig, die sich malerisch über die steilen Ufer des Egerflusses erhebt. Das gothische Hauptgebäude ist zur Ruine geworden, die Fenster des Saales, in welchem die Generale Wallenstein's verrätherisch hingemordet wurden, starren ins Leere. Dagegen ist die uralte Kaisercapelle, eine kleine romanische Ober- und Unterkirche mit schönen Granitsäulen, noch wohl erhalten.

Von dem Bade zur Stadt Eger hat man wohl anderthalb Stunden auf langweiligem Wege zu gehen. Dem Auge wird wenig Ansprechendes geboten, aber der Freund der Geologie findet hier eine in vieler Hinsicht ausgezeichnete Oertlichkeit. Es ist der durch Goethe so bekannt gewordene Kammerbühl, ein unscheinbarer, seitlich von der Straße gelegener Hügel. Man hat ihn mit Unrecht als einen Miniaturvulcan bezeichnet. Es handelt sich hier vielmehr um eine beschränkte Hervortreibung von Basalten, die durch den Glimmerschiefer emporgedrungen und dort theilweise zu plumpen Säulen erstarrt sind. Die Veränderungen, die der Glimmerschiefer und die darüber lagernden kiesigen Gerölle durch die feurig-flüssigen Massen erlitten haben, bekommt man hier zur deutlichsten Anschauung. Ein kleiner Schacht und ein kurzer Stollen, den der Graf K. Sternberg eintreiben ließ, klärt das ganze Verhalten in schönster Weise auf. Ich versäumte nicht, eine Sammlung der betr. Vorkommnisse anzulegen. Zufällig befand sich ein angesehener Kenner des Kammerbühls, der Forstdirector von Cotta, gerade zur Cur in Franzensbad. Ich durfte ihm meine Befunde zeigen, und da er sie als vollständig uud lehrreich anerkannte, so sendete ich das Ganze für die Universitätssammlung nach Leipzig.

Während unseres Aufenthaltes in Franzensbad kam die Nachricht von dem Ausbruch der Cholera in Italien und ihrer Ausbreitung nach der ligurischen Küste. Da konnte zu meinem schmerzlichsten Bedauern von einer italienischen Reise und einem Winteraufenthalte in Nizza keine Rede mehr sein. Nach brieflicher Berathung mit Seiler wurde beschlossen, die noch bleibenden wärmeren Monate zu einer längeren Seebadecur in Scheveningen zu benutzen.

Die Großherzogin Stephanie hatte den Grafen Stroganow eingeladen, sie in Mannheim zu besuchen. Wir fuhren daher über Bamberg und Würzburg, wo ich Franz von Siebold's Mutter besuchte, zunächst nach Heidelberg. Hier sollte, ebenfalls nach dem Wunsche der Großherzogin, Chelius consultirt werden, der damals auf der Höhe seines ärztlichen Rufes stand. Ich schätzte es mir zur größten Ehre, als ein so viel Jüngerer, mit ihm zu verkehren, ohne zu ahnen, dass ich viele Jahre später sein College an der Universität werden würde. In Mannheim blieben wir einige Tage, theils der hohen Dame zu Ehren, theils weil der gräfliche Rücken, auf den Rath von Chelius, feierlich geschröpft werden musste.

Von hier wurde die Reise im Dampfschiff Tag und Nacht den Rhein hinab fortgesetzt. — Beim ersten Morgenlicht erblickte ich Emmerich, und bald darauf war die holländische Grenze erreicht. Wie angenehm erinnerten mich die Ufer des Stromes an die schönen Bilder von Cuyp, van Goyen, de Vries u. A. — In den Dörfern längs des Rheines schien es, als sollte unsere Ankunft in Holland gefeiert werden. Ueberall Flaggen, Musik, Böllerschüsse, geputzte Menschen; gelegentlich schallte der Jubelruf *Oranje boven!* nach dem Schiff herüber. Heiterer und anmuthiger konnte der erste Eindruck von Holland nicht sein. Es war der Geburtstag König Wilhelms I., den das Volk damals mit

großer Begeisterung feierte. Man befand sich immer noch unter dem aufregenden Eindruck der Abtrennung von Belgien, welche trotz des mannhaften Widerstandes der Holländer durch den diplomatischen Einfluss von Frankreich und England erzwungen worden war. — Unsere Fahrt wurde durch das festliche Treiben an allen Halteplätzen und wegen Förmlichkeiten in Arnheim sehr verzögert, das Schiff kam erst im Dunkeln in Rotterdam an. Auch hier festliche Erleuchtung, Fahnen, Musik, lärmende Umzüge von Schwärmen stark angeheiterter Menschen. — Alle Gasthöfe waren überfüllt, mit Mühe fand endlich das gräfliche Paar eine leidliche Unterkunft. Ich musste mit dem größten Theil der Dienerschaft auf dem Schiff übernachten, wo wegen des festlichen Lärmens längs des Quais an Schlaf nicht zu denken war. Am anderen Morgen ging es über Delft nach dem Haag.

Wer so wie ich, gewissermaßen wie im Sprunge, aus Süd- und Mittel-Deutschland nach Holland versetzt wird, ohne vorher die Elbe- und Weserniederungen gesehen zu haben, fühlt sich wie in einer fremden Welt. Das ganze Land ist flach, ohne Berge, ohne Wald, zeigt überall ausgedehnte Viehweiden, wenig Kornfelder, ist von Canälen und Baumalleen durchzogen und dicht bevölkert. Die schmucken reinlichen Dörfer und Städte, wo die Häuser, Kirchen u. s. w. aus dunkel gebrannten Ziegeln erbaut, selbst die Gassen und Straßen mit Klinkern gepflastert sind, Alles das wirkt befremdend, aber bald findet man sich angeheimelt.

Graf Stroganow hatte im Haag ein ganzes Haus am Plein gemiethet, in welchem uns Herr Stanislas, ein Lothringer, so trefflich ernährte, dass wir den nach Dresden zurückgeschickten Koch nicht vermissten. — Nach dem Badestrande in Scheveningen führten damals noch keine Eisen- und

Pferdebahnen, sondern nur ein rumpelnder Omnibus, so dass ich es meistens vorzog, zu Fuß dahin zu gehen. Wie freute ich mich, als ich von der Höhe der Dünen wieder das Meer erblickte, nicht so malerisch als an der Normännischen Küste, aber immer gewaltig und ewig belebt. Am Strande vor dem großen Badehause trieb sich die feine Welt in gewohnter Art herum. Anziehender war in der Nähe des Dorfes das Leben und die Bewegung des regen Fischereigewerbes. Boote kamen und gingen, oder wurden bei drohendem Unwetter aus dem Wasser bis auf den sicheren Strand von zahlreichen Pferden gezogen unter dem Hallo der Treiber und der lärmenden Dorfjugend. Weiber mit Körben auf den Köpfen halfen den noch zappelnden Fang ans Land zu bringen, Händler fanden sich ein, es wurde sortirt, gefeilscht und gewogen und mit dem Erwerb davongefahren. Das gab stets Unterhaltung und lebendige Bilder, wie wir sie durch die holländischen Maler so erfreulich dargestellt finden. Der Gegensatz zwischen dem kleinwimmelnden Menschentreiben und dem großen Hintergrunde der Meeresfläche und eines weiten Horizontes gab dem Bilde seine besondere Bedeutung. — Ich hatte meinem Schwager Pöppig versprochen, Seethiere für ihn zu sammeln. Leider kam, trotz meiner eifrigen Bemühungen, wenig dabei heraus. Die flache sandige Küste bietet nur eine sehr einförmige Fauna; bei Stürmen werfen die Wellen wohl allerlei an den Strand, aber meist in beschädigtem Zustande. Von den Fischern war nur selten etwas Passendes zu erlangen, sie gaben sich keine Mühe, Anderes ans Land zu bringen, als was ihr Erwerb erforderte, und überhaupt war es sehr schwer, sich mit ihnen zu verständigen. Endlich fehlte mir auch die nöthige Anleitung und Uebung zum Sammeln. Ich plagte mich redlich und konnte doch nur wenig Brauchbares heimbringen.

In die Geselligkeit bei Graf Stroganow begab ich mich selten. Es fehlte an jugendlichen Leuten und an älteren freundlich bemutternden Damen, wie sie sich in Franzensbad gefunden hatten. Ein paar am holländischen Hof beglaubigte Diplomaten brachten den Abend meistens am Spieltisch zu, und deren Damen tauschten mit der Gräfin Erinnerungen aus den verschiedenen europäischen Hofkreisen aus. Bei der russischen Gesandtschaft befand sich ein junger Fürst Dolgoruki, Neffe von Stroganow, mit dem ich wohl verkehrte, aber auch dieser war nicht der rechte Umgang für mich.

Reichliche Entschädigung fand ich in dem Familienkreise Holtrop van Esfeld, wohin ich durch Freund Weigel in Leipzig empfohlen war. Eine prächtige alte Mutter, zwei Söhne und eine Tochter lebten einträchtig und behaglich zusammen in einem wohl eingerichteten Hause. Oft kam der Bräutigam der Tochter dazu, oder der jüngste Sohn, der noch Student der Medicin war, brachte einen Freund mit. Der älteste Sohn, Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek, führte hie und da einen Fremden ein. Da lernte ich u. A. einen berühmten Gelehrten aus Frankfurt am Main kennen, den Dr. Böhmer, Vorstand der dortigen Stadtbibliothek. — Die meisten Abende brachte ich im Holtrop'schen Hause zu. Die alte Mutter belehrte den muffschen Doctor, wie sie mich wohl scherzweise nannte, freundlichst über alles Holländische, und mit den jungen Leuten vertrug ich mich vortrefflich. Alle sprachen geläufig deutsch; wenn ich mich einmal bemühte, mit eingeübten holländischen Reden Beifall zu finden, so erntete ich leider nur Spott wegen meiner verfehlten Aussprache. — An den bibliothekfreien Tagen machte ich mit Jan Holtrop Ausflüge in die Umgegend; einmal ging es mit der ganzen Familie nach Katwyk. Hier fließt ein kleiner

Fluss, den die Holländer Rhein zu nennen belieben, in die See. Da derselbe früher die tief gelegene Umgebung seiner Mündung, namentlich bei Sturm und Hochfluth weithin überschwemmte, so hat man großartige Dämme und Schleusen gebaut, gegen welche jetzt bei Nordwestwind die Wogen der Nordsee unschädlich andonnern.

Mehrmals fuhr ich allein nach dem nahen Leyden. Dort hatte sich der mir von Wien her bekannte Franz von Siebold, „der Japaner", niedergelassen. Er stand mit dem Range eines Obersten im niederländischen Colonialdienst und hatte in einem geräumigen Hause seine in jener Zeit einzig reiche Sammlung japanischer Gegenstände untergebracht. Alles Geschirr im Hause, ein Theil der verschiedensten Geräthe, die Bilder an der Wand etc. war japanischen Ursprunges. Im Garten sah man aus dem Inselreiche übergesiedelte Pflanzen, an einem Baume angekettet saß da ein garstiger bissiger Affe von der einzigen in Japan vorkommenden Art. Ein hässlicher kleiner Chinese konnte als Gegenstück zu jenem gelten, wurde mir aber als ein gelehrter Herr bezeichnet, der mit Mühe gewonnen sei, um bei der Herausgabe des großen Werkes „Nippon" Beistand zu leisten. Ich wurde von Siebold gastfreundlich aufgenommen und musste sogar bei ihm wohnen.

Natürlich suchte ich alsbald die altberühmte Universität und ihre medicinischen Anstalten auf. War doch in Leyden jene Schule unbefangener Beobachtung des Boerhave entstanden und von hier aus durch van Swieten die Methode des klinischen Unterrichtes nach deutschem Lande verpflanzt worden. — In Professor Broers lernte ich einen tüchtigen pathologischen Anatomen kennen und sah die Präparate und Tafeln zu dem später von ihm herausgegebenen Atlas. Von Pruys van der Hoeven, dem Professor der medicinischen

Klinik, erhielt ich seine, für die damalige Zeit sehr anzuerkennende Schrift über allgemeine Pathologie.

Allbekannt ist der ungemeine Reichthum der Leydener naturhistorischen, besonders der zoologischen Sammlungen. Ein Landsmann aus Altenburg, Professor Schlegel, führte mich hier und zeigte mir u. A. auch das lebendige Exemplar des japanischen Riesensalamander, welches Siebold mitgebracht hatte. — In einer elenden Bretterbude war damals die sehr ansehnliche Sammlung von Alterthümern untergebracht; Alles aber so verstellt, dass man nur eine merkwürdige Reihe von Bildhauerarbeiten aus Java, Götzenbilder u. s. w., zur Ansicht bekommen konnte.

Zur Rückkehr nach dem Haag benutzte ich auch einmal eine Reisegelegenheit, die jetzt wohl kaum noch dem Personenverkehr dient, die Trekschuyt, ein damals noch ganz landesübliches, aber sehr langweiliges Transportmittel.

Hatte ich in Leyden nicht versäumt die großen Bilder des Lukas van Leyden im Rathhaus zu bewundern, so machte ich mich auch im Haag mit der öffentlichen Gemäldesammlung bekannt. Sie ist nicht sehr umfangreich, enthält aber eine schöne Reihe Bilder ersten Ranges aus den holländischen und vlämischen Schulen. Ich will nur eines der berühmtesten, die „Anatomie“ von Rembrandt, nennen. Auch die großen Wandbilder des Hauses im Bosch von Jordaens wurden nicht übersehen. — Sehr gern wäre ich einmal nach Haarlem und Amsterdam gegangen, der dortigen Bilderschätze wegen, aber das erlaubten meine Verhältnisse nicht. Ja, wenn es damals schon Eisenbahnen gegeben hätte!

Glücklich traf es sich, dass jetzt gerade im Haag eine Kunstausstellung stattfand, die manche gute Werke neuerer Künstler brachte, unter denen die Landschaften von Koekoek

sich auszeichneten. — Die römischen und griechischen Antiken in Leyden hatte ich vor den vielen malayischen Götzen nicht sehen können, dagegen wurden mir die ausgezeichnet schönen geschnittenen Steine aus der römischen Kaiserzeit in der Königlichen Bibliothek durch Freund Holtrop bequem zugänglich gemacht.

Die günstige Witterung dieses Jahres gestattete bis spät in den Herbst hinein den Gebrauch des Seebades, und ich benutzte dasselbe so oft als möglich. Im Badehause war ein bescheidener, aber sehr verständiger Arzt, Dr. Emerique, angestellt, dessen Mittheilungen mir recht lehrreich erschienen. Da nun die deutsche Seebade-Literatur noch wenig entwickelt war, so benutzte ich die hier gewonnenen Beobachtungen zu einem längeren Aufsatz im „Summarium der Medicin", dem Virchow noch nach vielen Jahren in seiner Arbeit über die Ostseebäder Anerkennung gezollt hat.

In der zweiten Hälfte des Oktober kam viel Sturm- und Regenwetter, die Temperatur sank rasch, daher wurde die Abreise beschlossen, und zwar zurück nach Dresden, wo, statt in Nizza, der Winter zugebracht werden sollte. — Ich nahm Abschied von der liebenswürdigen Familie Holtrop, blieb aber noch lange mit ihr in brieflicher Verbindung. Fast dreißig Jahre später traf ich unerwartet mit Jan Holtrop und seiner inzwischen erheiratheten Frau zu Siena in Italien zusammen, wo wir ein fröhliches Wiedersehen feierten.

Die Reise von Holland nach Sachsen wurde diesmal ganz zu Wagen gemacht und bis nach Frankfurt a. M. über Utrecht, Nymwegen, Köln u. s. w. ohne längere Unterbrechung. Alle die Städte und Landschaften rollten sich wie in einem Cyklorama vor meinen Augen ab ohne einen Ruhepunkt; zum Glück begünstigte uns das Wetter. — Den zweitägigen Aufenthalt in Frankfurt benutzte ich zum Besuch

eines Freundes von Paris her, Dr. H. Hofmann, der in der Kinderwelt später als Verfasser des „Struwelpeter“ bekannt geworden ist und als beliebter Arzt sich um die Medicinalangelegenheiten, insbesondere um das Irrenwesen seiner Vaterstadt, große Verdienste erworben hat. — Böhmer hatte die Güte, mich in der Stadtbibliothek mit deren Merkwürdigkeiten bekannt zu machen.

In den ersten Tagen des November kamen wir endlich in Dresden an. Unterwegs schon, und noch ernster nach der Rückkehr in die Heimath, hatte ich über die fernere Gestaltung meines Lebens nachgedacht. In dem Verhältniss bei dem Grafen Stroganow zu bleiben, schien mir unmöglich.' Ich war da offenbar ganz überflüssig und schämte mich, dafür reichlich bezahlt zu werden. Hauptsächlich aber wurde mir klar, dass ich dabei in wissenschaftlicher Beziehung weder vorwärts kommen, noch meine bisher erworbenen Kenntnisse verwerthen könne. Als Ziel schwebte mir fortwährend die Universität vor, und da für diese immer noch keine Aussicht war, blieb mir für den Augenblick nichts Anderes übrig, als praktische Beschäftigung in Dresden zu suchen. Schnell entschlossen, bat ich den Grafen um meine Entlassung. Er schien betroffen und fast beleidigt und hat sich mir erst später wieder freundlich wie früher gezeigt.

Begreiflicherweise fanden sich nicht sofort die Kranken bei mir ein, und ich empfand mit Bekümmerniss die gezwungene Unthätigkeit des Anfängers. Ich machte mir zwar Beschäftigung auf der Königlichen Bibliothek, indem ich das bisher vernachlässigte Studium älterer medicinischer Werke

vornahm; das konnte mich bei meiner objectiven Richtung aber nur wenig befriedigen. — Ebenso ging es mir mit dem geselligen Verkehr in denjenigen Kreisen, denen früher meine Aeltern angehört hatten, und auch da, wo ich früher bei meinem väterlichen Freunde Villers eingeführt worden war. Alt und Jung begegnete mir da sehr freundlich und zuvorkommend, und ich fand mich, wie es die Jugend zu thun pflegt, mit Lust und Heiterkeit in Allem zurecht, hatte jedoch immer die Empfindung, als sei dies nur eine Episode.

Frau von der Recke war leider bereits gestorben, aber der alte Tiedge lebte noch in den gewohnten Räumen, wo sich eine kleine Schaar von Verehrern und noch mehr Verehrerinnen um ihn versammelte. Er war schwermüthig geworden, die alte Gefühlsschwärmerei wollte nicht mehr vorhalten, er fürchtete sich vor dem Jenseits. Merkwürdig fühlte er sich zu meinem Großvater Demiani hingezogen, den er um dessen einfache fromme Ergebung in den Schutz der göttlichen Vorsehung beneidete. Mein lieber Großvater besuchte den alten Sänger der Urania öfters und wusste ihn stets durch seinen Zuspruch aufzurichten. Die weibliche Umgebung Tiedge's hingegen bemühte sich, ihn durch Unterhaltung und Zerstreuung von seinen trüben Gedanken abzubringen. So wurden wir jungen Leute aufgeboten, an seinem Geburtstage im Hause eine Theatervorstellung mit angemessenem Epilog, Lorbeerkranz u. s. w. zu veranstalten, wobei mir eine Hauptrolle zufiel. Dergleichen hielt indessen zur Belebung des alten Herrn nicht lange vor.

Bedeutendere und nachhaltige Eindrücke wurden mir bei Ludwig Tieck zu Theil, der damals noch auf der Höhe geistiger Kraft, obschon mit gebrochenem Körper, stand. Auch über diesem Dichter waltete ein weiblicher Schutzgeist, die Gräfin Finkenstein. Sie hatte den Vorsitz bei den

berühmten Leseabenden und blickte beherrschend rings über den Kreis der Zuhörer. Wagte Jemand mit dem Nachbar zu flüstern, oder rückte ein Stuhl — so richtete sich ihr strafendes Auge auf den Frevler und ein drohender Finger wurde ihm entgegengestreckt.

Diese Vorlesungen gaben in der That einen hohen Genuss und sind mir unvergesslich geblieben. Am häufigsten wurden Dramen von Shakespeare, dann von Calderon, von Kleist, selten von Anderen vorgetragen. Tieck besaß ein so wohlthuendes, jeder Lage und Persönlichkeit sich anpassendes Stimmorgan, wie ich es nie wieder vernommen habe. Niemals artete der Vortrag in Manier oder Uebertreibung aus, er war nie zu laut oder zu absichtlich flüsternd, und wo etwa ein gezierter und alberner, oder polternder Charakter, wie so oft in Shakespeare'schen Stücken, wiederzugeben war, bekam man doch niemals den Eindruck karrikirender Steigerung. Scenen wie die zwischen Romeo und Julie schmeichelten sich aus Tieck's Munde, ohne je süßlich zu erscheinen, dem Ohre in voller Anmuth ein. Wer von geistig empfänglichen Menschen nach Dresden kam, versäumte nicht, sich an dem Genuss dieser Vorlesungen zu betheiligen. Von Dresdenern fanden sich häufig ein K. G. Carus, Graf W. Baudissin, K. Förster, E. Rietschel u. A. m.

Im Leipziger Museum befindet sich ein interessantes Bild von Vogel von Vogelstein: Es stellt Vogel's Werkstätte dar, in der Mitte sitzt Tieck, dessen Büste von David d'Angers modellirt wird, Baudissin und Carus stehen kritisirend dabei, und daneben hat sich der Maler selbst, an seiner Staffelei die ganze Gruppe aufnehmend, porträtirt, zur Seite sieht man Dorothea Tieck. Das Bild ist von Heinrich Brockhaus dem Museum geschenkt worden.

Einige Jahre später traf ich noch einmal mit Tieck in

Leipzig zusammen. Nicht lange vorher war seine Tochter Dorothea, von der man sagte, dass sie die Hauptmitarbeiterin an der berühmten Shakespeareübersetzung gewesen sei, gestorben. Dieser Verlust hatte Tieck schwer getroffen und er sprach sich sehr bitter über seinen, früher von ihm so hochgeschätzten Arzt K. G. Carus aus. Ich bat ihn vergeblich, nicht ungerecht zu sein, denn nach meiner bestimmtesten Ueberzeugung läge hier keine Schuld in Bezug auf Dorotheen's Krankheit vor. Er aber hörte auf keine Gründe, es schien fast, als lindere es seinen Schmerz, wenn er Jemand für seinen Verlust verantwortlich halten dürfe.

Im November starb in Dresden ein alter Freund der Familie Hasse, K. A. Böttiger, der berühmte Archäolog, der im großen Publicum mehr durch seine Schwächen als durch seine Vorzüge bekannt war. Man spottete über ihn wegen seiner Sucht, mit der vornehmen Welt zu verkehren und sich an deren Tafelgenüssen zu betheiligen. Goethe hatte ihn den *Magister ubique* genannt. In Karlsbad bei einem Spaziergang mit dem Leipziger Philologen Gottfr. Hermann sah Goethe einmal von Weitem Böttiger kommen und sagte: da geht Einer, der bereits den Nekrolog von uns Beiden fertig in der Tasche hat. Böttiger lieferte dergleichen allerdings geschäftsmäßig für die allgemeine Zeitung. Er hatte sich seiner Zeit in Weimar durch Vielgeschäftigkeit und Herumschwätzerei lästig gemacht; er war, so zu sagen, eine schwammige Natur, aber deshalb doch nicht falsch und boshaft, wie man ihm nachgesagt hat. In Dresden galt er für gutmüthig, aber für unzuverlässig. Mich hat er öfters in der Antikensammlung und in derjenigen der Mengs'schen Gypsabgüsse freundlicher Belehrung gewürdigt und noch kurz vor seinem Tode meinen Besuch wohlwollend angenommen.

Gegen Weihnachten wurde ich aus meiner gezwungenen Unthätigkeit erlöst. Der damals viel gefeierte Leibarzt des Königs, K. G. Carus, forderte mich auf, ihn in seiner ausgebreiteten Praxis zu unterstützen. Ich nahm natürlich freudig an, verhehlte aber nicht, dass ich immer noch hoffe, in Leipzig am Hospital eintreten zu können, in welchem Falle ich ihn wieder verlassen müsse. Er ließ es darauf ankommen. Alsbald gab es auch für mich Tag und Nacht viel zu thun, da eine kleine, aber ungemein gefährliche Scharlachepidemie ausbrach und nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene ergriff. So war auch von ihren Enkeln, den Kindern des Marquis Cubières, die Frau des Grafen von Baudissin angesteckt worden. Ihr Zustand wurde bald so bedenklich, dass Baudissin in mich drang Carus zu bewegen, mit dem alten Kreißig in Berathung zu treten. Obschon nun diese beiden Herren in wenig freundlichem Verhältniss zu einander standen, gelang es mir doch die Zusammenkunft zu Stande bringen. Leider umsonst, zu aller Welt schmerzlichem Bedauern starb die gute Dame. — Bei dieser Gelegenheit hatte ich Kreißig kennen gelernt und durfte ihn nachher zuweilen besuchen. Er hatte trotz seines vorgerückten Alters die Absicht, sein Werk über die Herzkrankheiten neu zu bearbeiten, ein Werk, welches noch vor Corvisart berühmt gewesen, aber nun längst schon überholt war. Die beabsichtigte neue Auflage ist natürlich nicht zu Stande gekommen. Mir aber war es sehr werthvoll, dem berühmten alten Praktiker näher treten zu dürfen. Aus seinen damaligen Mittheilungen fiel mir besonders eine auf. Er sagte: beim Scharlach, ja bei allen ansteckenden Krankheiten muss es sich um einen Stoff handeln, der, einmal ins Blut gelangt, einer unendlichen Vermehrung fähig ist und je nach dieser mehr oder minder gefährlich wird.

Karl Gustav Carus — der Dresdener Carus, wie man ihn wohl zum Unterschied von seinen Leipziger Verwandten nannte — war bekanntlich ein geistig sehr hervorragender Mann, und zwar nach recht verschiedenen Richtungen. Allgemein bekannt sind seine philosophisch-ästhetischen Schriften. Seinen künstlerischen Bestrebungen, als Maler im Sinne der Nebel- und Mondscheinstimmung des Dresdener Malers Friedrich, hat er in den von ihm veröffentlichten Briefen an Goethe „über Landschaftsmalerei“ Ausdruck gegeben. — Durch seine vornehme, gehaltene Persönlichkeit übte Carus einen gewichtigen Einfluss auf seine Umgebung aus. Allerdings fand man in seiner Art sich zu geben, in seiner etwas steifen Zurückhaltung und in der feierlichen, meist leisen Ausdrucksweise viel Gemachtes. Man behauptete, dass er sich damit einer Nachahmung des gealterten Goethe schuldig mache.

Für mich hatte Carus seine hauptsächlichste Bedeutung als Verfasser des Lehrbuches der Zootomie und seiner monographischen Arbeiten in diesem Fache. Den von ihm in der „Kranioskopie“ entwickelten Lehren vermochte ich nicht den gleichen Werth beizulegen. Manche seiner Schriften ließen zu viel naturphilosophische Voreingenommenheit und auch wohl selbstgefälliges Sichgehenlassen bemerken; niemals aber fehlte es bei ihm an geistreichen und fruchtbaren Gedanken. — Als ich zu ihm kam, war er gerade mit den zootomischen Heften beschäftigt, deren er eine Reihe mit Otto in Breslau herausgegeben hat. Ich machte für diese einige Präparate von Cephalopoden und bestimmte von ihm gesammelte Mittelmeerfische. Da kamen mir meine Studien bei Loreillard und Blainville zu statten.

Die angesehene Stellung, welche Carus in vornehmen, gelehrten und künstlerischen Kreisen einnahm, brachte es mit sich, dass die betreffende Gesellschaft sich auch in

seinem Hause einfand. Dies um so mehr, als die Hausfrau und zwei erwachsene Töchter die Geselligkeit zu verschönern verstanden. Hier traf ich auch wieder mit einem früheren Bekannten, Ernst Rietschel, dem berühmten Bildhauer, zusammen. Eines Tages überraschte mich Rietschel in meiner Wohnung und nach einigem Zögern forschte er mich vertraulich aus, ob ich mich vielleicht zu der ältesten Tochter des Carus'schen Hauses hingezogen fühle. Ehrlich konnte ich ihm dies verneinen, und erklärte, um ihn völlig zu beruhigen, dass eher die zweite Tochter Eindruck auf mich machen könne, wenn ich dazu in der Lage wäre. Von da an wurden wir herzlich befreundet, und bald nach meinem Weggange von Dresden war die erwähnte Dame Rietschel's Frau. Leider ist sie ihm nach nur kurzer Ehe gestorben. — Der gute Rietschel konnte, als er mich auszuforschen suchte, nicht ahnen, dass mich bereits andere Bande gefangen hielten, die, vielleicht zum Glück für beide Theile, sich nach kurzer Zeit wieder lösten, ich darf es sagen, ganz ohne meine Schuld. Mir war dies freilich überaus schmerzlich, allein ich musste mich im Laufe der Zeit wohl überzeugen, wie unmöglich eine Verbindung jetzt gewesen wäre, während ich erst den Anfang einer künftigen Stellung im Leben zu erringen im Begriff stand.

Kurz vor Ostern 1836 kam endlich aus Leipzig ein Brief von Clarus, der mir am dortigen Jakobs-Hospital die sehr bescheidene Stelle eines Repetenten an der medicinischen Klinik anbot. Augenblicklich erklärte ich mich bereit, denn das schien mir der feste Punkt, von dem aus ich mir eine wissenschaftliche Laufbahn zu erobern hoffte. Ohne Be-

denken beschloss ich, die in letzter Zeit vielversprechenden Aussichten in Dresden und das dortige heitere und anregende gesellige Leben zu verlassen, und freute mich auf die zu erwartende ernste Arbeit. Ich würde in Leipzig die neuen Methoden der Krankenuntersuchung einführen, pathologische Anatomie treiben, Vorlesungen über Lungen- und Herzkrankheiten u. s. w. halten. Alles erschien mir jetzt herrlich leicht und Erfolg versprechend.

Mein alter Lehrer und Gönner Seiler hatte meinen Entschluss gebilligt und mich in den erwähnten Plänen bestärkt. Da eines Tages ließ er mich rufen und gab mir mit theilnehmenden Worten die soeben erschienenen Vorlesungsanzeigen der Universität Leipzig in die Hand. In denselben meldete Clarus Vorträge über Lungen- und Herzkrankheiten an, was er bisher niemals gethan und auch später nicht wiederholt hat. Da musste ich erkennen, dass ich für mein wissenschaftliches Streben nicht die gehoffte wohlwollende Förderung zu erwarten habe, und dass in der That das Leben ein Kampf sei. — Seiler fragte mich, ob ich unter diesen Umständen noch Lust habe, in die ganz untergeordnete, der willkürlichen Kündigung ausgesetzte Stelle einzutreten. Allerdings kam mir die Ahnung, dass Clarus mich in der Luft schweben ließe, um mich für andere, schon früher angedeutete Absichten in der Hand zu behalten. Mir wurde wehe im Herzen bei solcher Erweiterung meiner Menschenkenntniss. Allein mit dem leichten Sinn und dem Muth der Jugend beschloss ich mich durchzukämpfen, besonders da ich ja doch keine andere Aussicht in der von mir ersehnten Richtung zu entdecken vermochte. Ich sagte mir, dass ich mit der erworbenen praktischen Uebung in der Auscultation und Percussion mich dennoch geltend machen könne und jedenfalls bei einer eifrigen Beschäftigung mit der patho-

logischen Anatomie keine Mitbewerbung zu fürchten habe. — Seiler schüttelte zu alledem den Kopf und wunderte sich, als ich nach der eben gemachten Erfahrung, unbefangen genug, eine Anerkennung der Energie aussprach, mit der Clarus in vorgerückten Jahren einen seiner bekannten bisherigen Richtung fremden Weg einzuschlagen unternehme. Hatte Clarus sich doch auch bisher auf den klinischen Unterricht beschränkt. Hier lag jetzt offenbar die Absicht zum Grunde, keinem Anderen den Vorzug zu lassen, eine bis dahin vorhandene Lücke ausgefüllt zu haben.

Also bereitete ich mich zum Abschied von Dresden, freundlich entlassen von Carus, warnend berathen von Seiler und geleitet von den besten Wünschen meiner zahlreichen Freunde. Am wehmüthigsten war mir der Abschied von meinem lieben Großvater, der es so gern gesehen haben würde, wenn ich bei seinem hohen Alter in seiner Nähe geblieben wäre. In ernster Stimmung und von mancherlei Sorgen bedrückt, indessen in der Hoffnung auf dem Wege zum Ziele zu sein, fuhr ich nach Leipzig.

Hier fand ich bei meinem nunmehrigen Vorgesetzten eine äußerlich sehr zuvorkommende Aufnahme und beeilte mich, mir meine neuen Obliegenheiten zuweisen zu lassen. — Ich hatte dem täglichen klinischen Unterrichte beizuwohnen und Abendbesuche im Spitale zu machen; den Studenten, die es wünschen würden, sollte ich bei der Beobachtung und Untersuchung der Kranken beistehen, und endlich die erforderlichen Leichenöffnungen ausführen. Freilich war ich bei alledem ohne wirkliche Autorität, unberechtigt zu selbstthätigem Eingreifen, und nur in dem zuletzt er-

wähnten Geschäft ziemlich selbstständig. Ich fühlte, dass ich den Spitalassistenten unbequem sein müsse. Da galt es mit Klugheit und Geduld Schwierigkeiten zu begegnen, und ohne persönliche Ueberhebung nur durch eifriges wissenschaftliches Streben und das eigene sich erweiternde Wissen allmälig im Stillen Ansehen zu gewinnen. — Denn meine ganze Stellung zeigte sich ja als eine höchst unsichere. Ich war weder von dem Unterrichtsministerium, noch von der medicinischen Facultät, noch von dem Stadtrathe (dem das Hospital unterstand) angestellt, sondern thatsächlich nur ein Privatgehülfe des Professors der medicinischen Klinik. Dieses sonderbare und unklare Verhältniss beruhte auf der alten Stiftung eines früheren Oberarztes des Hospitals, aus welcher dann auch dem „klinischen Repetenten" die Summe von 200 Thalern als jährliche „Gratification" gewährt wurde. Der jedesmalige Vorstand der medicinischen Klinik hatte völlig freie Hand in Bezug auf die Wahl des Repetenten, die Art der Beschäftigung desselben und die Dauer seiner Anstellung.

Um unter solchen Umständen wenigstens einen festen Anhalt zu haben, strebte ich sofort danach, Privatdocent in der medicinischen Facultät zu werden. Dies gelang mir merkwürdiger Weise unerwartet schnell. Es fand nämlich damals gerade die sehr schwierige Ueberführung der ursprünglichen mittelalterlichen Zustände der Universität Leipzig zu Einrichtungen, die mehr den Forderungen der Zeit entsprachen, statt. Man lebte in Folge dessen in einer Art von Interregnum. Bisher war ein Jeder, der Privatdocent werden wollte, er mochte Jurist, Theologe u. s. w. sein, genöthigt, den Titel eines Magisters der Philosophie zu erwerben. Es war dies natürlich mit vielem Zeitaufwande und, was der philosophischen Facultät besonders wichtig

sein mochte, mit mancherlei Kosten verbunden. Diese lästige Bedingung hatte die oberste Behörde damals aufgehoben, ehe die neuen Vorschriften zur Erlangung des Privatdocententhums eingeführt worden waren. Inzwischen blieb es den einzelnen Facultäten überlassen, nach ihrer Ueberzeugung und auf ihre Verantwortung etwaigen Bewerbern die Erlaubniss, Vorlesungen zu halten, zu gewähren. Dies geschah mit mir ohne weitere Förmlichkeit, und so war ich sehr rasch berechtigt worden, die Einladung zu meinen Vorlesungen am „schwarzen Brett“ der Universität anzuheften sowie in den Katalog zu kommen. Die unterste Stufe der akademischen Hierarchie war erklommen.

Anfangs hielt ich mich vorsichtig zurück und kündigte nur „Klinische Repetitionsstunden“ an. Denn einestheils mochte ich mir nicht den Anschein geben, als wolle ich mich vordrängen, anderentheils sah ich wohl ein, dass ich nicht reif und vorbereitet genug sei, um einen Zweig der Pathologie in sicher abgerundeter Form zu lehren. — Das Glück war mir insofern hold, als sich mir sofort drei sehr begabte Studenten anschlossen: Struve, der Sohn des bekannten Erfinders der Bereitung künstlicher Mineralwässer, Baumgarten, der sich später in der plastischen Chirurgie literarisch und praktisch auszeichnete, und Seidel, welcher zu einer Autorität im Fache der Krankheiten der Harnwerkzeuge wurde, zu dem sogar der berühmte Bildhauer Rauch aus Berlin zuletzt, leider ohne Erfolg, seine Zuflucht nahm. Alle drei sind längst gestorben. Mit diesen war das *Docendo discimus* ebenso angenehm als fördernd. Nach dem erwähnten Spruch ging es überhaupt bei meinem Unterrichte her, und das gerade übte eine gewisse steigende Anziehungskraft aus, so dass ich für die diagnostischen Uebungen immer mehr Zuspruch bekam. Der junge Lehrer und seine Schüler waren

im eigentlichen Sinne des Wortes „Commilitonen". — Hauptsächlich richtete ich meine Thätigkeit auf die pathologische Anatomie, indem ich an sämmtlichen im Spital Verstorbenen die Leichenöffnung vornahm. Da ich mich beinahe mit Allen während ihrer Krankheit mehr oder minder genau beschäftigt hatte, so konnte ich die Untersuchung nach dem Tode doppelt fruchtbar machen. Es genügte mir durchaus nicht, wie es früher Sitte war, die sogenannte „Todesursache" oder nur die „Bestätigung der Diagnose" (!) nachzuweisen, sondern alle Organe wurden möglichst unbefangen untersucht, auch nach den Spuren früherer Erkrankungen geforscht, und so, wie ich mich ausdrückte, die pathologische Lebensgeschichte jedes Individuums an der Leiche zusammengestellt. Das lieferte z. B. schon damals die klarsten Nachweise vom Heilungsprocess selbst der schwersten Tuberkulosen* und wie oft habe ich später lächeln müssen, wenn von Zeit zu Zeit Schriften erschienen, welche „die Schwindsucht heilbar" als etwas Neues verkündeten. — Vom Sectionstisch aus belehrte ich meine Zuhörer über den physiologischen Zusammenhang der Befunde unter einander, sowie mit den während des Lebens beobachteten Erscheinungen. Wir gewöhnten uns in Folge dessen schon am Krankenbett anatomisch zu denken und den Krankheitsverlauf im Körper gewissermaßen durchsichtig zu machen. So gelangten wir auch zu einem Verständniss der naturgemäßen Ausgleichung der krankhaften Störungen. Ja wir suchten sogar zu einer Abschätzung therapeutischer Eingriffe zu kommen, so weit

---

* Diese Beobachtungen waren mir um so merkwürdiger, da sie beinahe sämmtlich Menschen aus den ärmsten Bevölkerungsschichten betrafen, die nie in der Lage gewesen sein konnten, sich kostspieligen Curen zu unterziehen, oder auch nur sich eine sorgfältige Schonung und Pflege zu verschaffen.

dies unsere gegen die Jetztzeit noch sehr beschränkte Einsicht gestattete. — Diese Art zu verfahren war damals noch neu, zog aber die Zuhörer mehr und mehr an, und bereitete bei den Besseren einen Umschwung des Denkens und Handelns vor, der ihnen in ihrer späteren Praxis von entschiedenem Nutzen geworden ist.

Wie schwer aber wurden mir die anatomischen Arbeiten durch die ganz ungenügenden Einrichtungen gemacht. Ein großer zugiger Secirsaal — allerdings gut beleuchtet durch niemals richtig schließende Fenster — und ein nicht heizbares Nebenzimmer waren die mir angewiesenen Räume. Die Fußböden derselben zeigten in Folge von Anfaulung gefährliche Löcher, erst einige Jahre später wurde wenigstens der Secirsaal asphaltirt. Zwei bis drei ausgemusterte gebrechliche Stühle und Tische bildeten neben dem leidlich zweckmäßigen Sectionstische das ganze Mobiliar. — Einen Assistenten hatte ich natürlich nicht, allein, als im Laufe der Zeit die Spitalassistenten sich mir zutraulich anschlossen, fand ich bei diesen bereitwillige Unterstützung. — Zur Bedienung wurde mir aus der Schaar der Spitalwäscherinnen eine invalide ältere Dame angewiesen. Unter solchen Umständen musste ich es als eine willkommene, wenn auch wenig anmuthige Bequemlichkeit ansehen, dass neben dem Secirtisch ein offener Gossenstein angebracht war.

An Instrumenten fand sich nur Ungenügendes vor, ich war Anfangs genöthigt, aus eigenen Mitteln nachzuhelfen. Erst später bekam ich das Nöthigste bewilligt. Was ich mir alsbald anschaffte, war ein großes Mikroskop von Plössl in Wien. Die mir sehr schwer fallende Ausgabe dafür war nothwendig, da nun bereits durch Schleiden und Schwann die Zelle als Grundlage der organischen Gebilde nachgewiesen, und diese Entdeckung von Joh. Müller und Henle

auf die Untersuchung der krankhaften Veränderungen übertragen worden war.

Bei dem Eifer, mit dem ich mich den anatomischen Arbeiten hingab, versäumte ich die nöthige Vorsicht in Bezug auf Verletzungen und nachfolgende Blutvergiftung. Bereits in der ersten Zeit meiner Leipziger Thätigkeit hatte ich dafür zu büßen. Eine leichte Stichwunde am Finger führte zu hartnäckiger Entzündung, die nächste und übernächste schützende Lymphdrüsenstation betheiligte sich, eine starke Erkältung kam hinzu und unter mehrstündigem Schüttelfrost entwickelte sich ein heftiges Fieber und eine rasch über die ganze Verzweigung beider *Saphenae* sich fortsetzende Blutgerinnung. Unter großen Schmerzen musste ich ein paar Wochen im Bett zubringen und konnte längere Zeit nur auf den Stock gestützt gehen. Später habe ich noch öfters mit ähnlichen Verletzungen zu thun gehabt, vermochte jedoch immer einer ausgebreiteten Wirkung derselben vorzubeugen.

Im November 1836 war ich bereits vollständig hergestellt, so dass ich an einer interessanten amtlichen Reise theilnehmen konnte. Es hatte sich nämlich um diese Zeit eine in dem benachbarten Böhmen herrschende Choleraepidemie über den Kamm des Erzgebirges nach Oberwiesenthal, dem höchstgelegenen Städtchen Sachsens ausgebreitet. Man erwartete ein rasches Fortschreiten der Epidemie den Flussläufen des Gebirges entlang in das Innere des Landes. Hofrath Clarus, der auch oberster Medicinalbeamter des Leipziger Kreises war, erhielt den Auftrag, sich an Ort und Stelle über die Verhältnisse zu unterrichten. Wegen etwaiger anatomischer Untersuchungen wurden ich und zwei klinische Schüler mitgenommen. Zunächst fuhren wir nach Zwickau, um bei den dortigen Kreisbehörden Nachrichten über den

Stand der Dinge einzuziehen. Dann ging es geraden Weges nach Oberwiesenthal. Dort oben war bereits tiefer Winter und nur durch wahre Hohlwege von Schnee in das Städtchen zu gelangen. Wir fanden nur wenige Kranke, die bereits in der Besserung waren; einige Leichen wurden besichtigt, deren nähere Untersuchung indessen nicht für nöthig gehalten. Nachdem wegen der ärztlichen Behandlung und weiterer Maßregeln Verabredung getroffen war, begaben wir uns über Annaberg und Chemnitz nach Leipzig zurück. — Die Epidemie blieb diesmal auf das eine Städtchen beschränkt, wo etwa ein paar Dutzend Erkrankungen mit der Hälfte von Todesfällen vorkamen. Erst viele Jahre später ist die Cholera einige Male in verschieden großer Verbreitung in Sachsen aufgetreten.

Es war beschlossen worden, eine Sammlung pathologischer Präparate anzulegen, und ich bemühte mich, dem zu entsprechen. Freilich hatte man im Sinne, nach früherer Gewohnheit, besonders in die Augen fallende, sogenannte seltene Befunde aufzustellen, und danach that ich auch. Daneben aber begann ich, mir eine Sammlung zu bilden, in welcher eine Entwickelungsreihe der Krankheitsprocesse zusammengestellt werden sollte. Diese eignete sich nicht zur Schau, die entsprechenden Präparate wurden vielmehr in große Gläser zusammengepackt, um gelegentlich zur Erläuterung des Vortrages zu dienen. Nur allmälig konnte bei dieser Art des Sammelns eine bestimmte Reihenfolge zusammengebracht werden, und das wirkliche Endziel war eigentlich nie zu erreichen. Gleichwohl haben mir diese unscheinbaren Folgen bei meinen Vorträgen viel genützt.

So war es mir z. B. gelungen, den Heilungsprocess der Lungentuberkulose sehr einleuchtend vor Augen zu bringen, ebenso die meisten der mannigfachen Störungen, zu denen das chronische Magengeschwür führen kann, ferner die rhachitischen Knochenleiden, manche verborgene Veränderungen der Wirbelsäule u. s. w. vorzuzeigen. Diese Vorräthe sind im Laufe der Jahre theilweise zu Grunde gegangen, Einiges ist den Sammlungen in Leipzig, Zürich und Göttingen zugefallen.

Noch gab es damals mit den gröberen anatomischen Veränderungen so viel zu thun, dass es in Bezug auf die histologischen Untersuchungen nicht möglich war, gleichen Schritt zu halten. Indessen folgte ich aufmerksam den Arbeiten Anderer, die ja noch lange unsicher und lückenhaft blieben und eigentlich erst seit dem Auftreten Virchow's recht fruchtbringend wurden. — Wir waren Anfangs schon zufrieden, wenn wir das Mikroskop zu einfacheren klinischen Zwecken ausnutzen konnten. Die Untersuchung der Sputa, der Harnsedimente, des Inhaltes der Verdauungsorgane war zu jener Zeit noch etwas Neues. Wir arbeiteten mit Anerkennung, obschon es noch ganz im Groben geschah. Man erwartete vom Blick in das Mikroskop rasche Resultate und ließ sich in Folge dessen zu gar manchen unreifen Urtheilen und voreiligen Schlüssen verführen. — Zur Anstellung von Versuchen an Thieren war mir keine Möglichkeit geboten. Dagegen wurde, wo dergleichen bei Kranken ohne Nachtheil geschehen konnte, die Gelegenheit nicht versäumt. Davon geben z. B. die Versuche Zeugniss, welche von Steinhäuser über die Sensibilität und die Verdauungsthätigkeit des Dickdarms in seiner Doctordissertation bekannt gemacht worden sind. Oefter wandten sich jetzt Candidaten des Doctorates an mich wegen eines Themas für ihre Abhandlung. Ich

habe damals und auch später Manches aus der Hand gegeben, was ich für mich hätte besser ausnutzen können. So, um nur ein Beispiel zu nennen, die zahlreichen Beobachtungen über die Tuberkulose der Bronchialdrüsen und deren mannigfache, oft sehr schwere Folgen, welcher Gegenstand in einer Doctorschrift von Kerstein veröffentlicht worden ist.

Ich sah wohl ein, dass ich mich um meines weiteren Fortkommens willen durch schriftstellerische Arbeiten bekannt machen müsse. Hierzu schlug ich aber einen falschen Weg ein. Mein Vorhaben war ein zu kühnes und umfassendes. Es ging auf die Bearbeitung der gesammten pathologischen Anatomie in unmittelbarer Anlehnung an die klinische Beobachtung. Wer die ältere deutsche Literatur kennt, der wird mir recht geben, dass ich bei einem derartigen Unternehmen damals keine Vorgänger hatte und mir wohl einbilden durfte, mit meiner Arbeit eine Lücke auszufüllen, sowie einen neuen Weg einzuschlagen. Im Eifer für so hoch fliegende Pläne beachtete ich jedoch nicht, dass zu einer befriedigenden Vollendung des ganzen Werkes eine längere Reihe von Jahren sowie ein weit größeres Material gehöre, als mir zu Gebote stand. Es hätte die Frucht ungestörter Arbeit in gesicherter Stellung werden können. Bei der Ungewissheit meiner äußeren Lage war aber vernünftiger Weise nicht zu erwarten, dass ich das mir vorgesteckte Ziel in kürzerer Frist erreichen werde. Es wäre offenbar für mich weit ersprießlicher gewesen, wenn ich Beobachtungen, wie ich sie erwähnt habe, monographisch ausgearbeitet hätte. Mehr Erfahrung und ein gewiegteres Urtheil, als ich besaß, würden dazu gehört haben, dem jugendlichen Schaffensdrange die rechten Wege zu weisen. — Unverdrossen und emsig arbeitete ich indessen an der Ausführung meines großen Planes und fing mit der Besprechung der Krank-

heiten der Kreislaufsorgane an, denen die der Athmungsorgane folgten. In zweiter Reihe würden dann die Verdauungs-, die Harn- und Geschlechtswerkzeuge gekommen sein, während mit dem Nervenapparat und den Bewegungsorganen der Abschluss des Ganzen gemacht worden wäre. Nach Verlauf von vier Jahren hatte ich die erste Reihe im Druck.

Es ist wohl begreiflich, dass ich mich bei meiner Arbeit nicht bloß auf das mir in Leipzig sich bietende Material stützen konnte, sondern auch aus der Literatur alles mir irgend Zugängliche zur Benutzung herbeiziehen musste. Da kam mir der Verkehr mit Carl Christian Schmidt, dem bekannten Herausgeber der „Schmidt'schen medicinischen Jahrbücher", sehr gelegen; indem ich für diese Zeitschrift zahlreiche Journalartikel auszog und Anzeigen neuerschienener Bücher schrieb, ging mir nicht nur der größte Theil der neuesten Fachliteratur durch die Hand, sondern ich gewann auch dabei einen sehr willkommenen Zuschuss zu meiner spärlichen Einnahme. Es war mein Stolz, keines weiteren Beitrages von väterlicher Seite zu bedürfen. — Die ausländischen Zeitschriften durfte ich aus der reichen Bibliothek des Professors Radius für meine Zwecke benutzen. Endlich half mir, wo es etwa noch fehlte, der nachmals so bedeutende Verleger Wilhelm Engelmann aus, der auch meine eben noch im Entstehen begriffene Schrift zu drucken gedachte. Engelmann hat sich später mit meiner zweiten Schwester verheirathet, und ich bin mit diesem Schwager bis zu seinem Tode in einem nie getrübten Freundschafts- und Vertrauensverhältniss geblieben.

Mit mir zugleich hatte sich C. G. Lehmann als Privatdocent für physiologische Chemie habilitirt. Wir fanden uns bald zusammen, und es kam zwischen uns zu einem

besonders für mich sehr fruchtbaren wissenschaftlichen und freundschaftlichen Verkehr. Wir machten Pläne für gemeinschaftliche Arbeiten, welche schon in ihren Anfängen durch die Ungunst der Verhältnisse unterbrochen wurden. Denn leider fanden wir an maßgebender Stelle keine Aufmunterung für unsere Bestrebungen, ja man hielt uns wohl geradezu für unbequeme Neuerer. — Dagegen fühlten wir uns angeregt und gehoben durch gelegentliche Besuche von auswärts. Valentin und Henle lernten wir als Durchreisende kennen, von Jena kam gelegentlich Schleiden herüber nach Leipzig, wo die Unterhaltung mit ihm immer genussreich und belehrend war. — Sehr erfreulich war mir der Besuch des Pariser Professor Roux*, er wünschte von mir mit den Leipziger medicinischen Verhältnissen bekannt gemacht zu werden. Leider konnten ihm diese nur wenig erquicklich vorkommen. Wohl aber staunte er über die großartige Organisation des deutschen Buchhandels, die ich ihm hier im Centrum der Geschäfte bei Gelegenheit von Bücherankäufen erklärte. — Auch aus England stellte sich ein College bei mir ein, der Quäker Dr. Hodgkin, ein liebenswürdiger Herr und eifriger Arbeiter in pathologischer Anatomie. Er hatte den an sich guten Gedanken gehabt, diese Wissenschaft auf histologischer Grundlage zu bearbeiten, dabei aber das Missgeschick, dies nach dem Standpunkte von Bichat zu thun, der in Folge der neuen mikroskopischen Arbeiten nun schon veraltet war. Er brachte mir sein verdienstliches Werk über die pathologische Anatomie der serösen

---

* Die Familie Roux soll von dem Florentiner Maler Rosso Rossi abstammen, der, unter Franz I. nach Frankreich zur Ausschmückung des Schlosses Fontainebleau berufen, daselbst eine förmliche Künstlerschule bildete und als „Maître Roux“ allgemein bekannt geworden ist.

und fibrösen Gewebe. — Ich versäumte nicht, die Bekanntschaft mit Krukenberg in Halle öfter zu erneuern, und wurde von ihm wiederum freundlich aufgenommen. Der alte Herr ging bereitwillig auf meine oft etwas unreifen Gedanken über pathologische Fragen ein und begleitete gelegentliche Voreiligkeiten meinerseits mit humoristischen Zwischenbemerkungen, durch die er mich offenbar zu weiterer Aussprache zu reizen suchte. Das war stets erfrischend und jedenfalls mehr, als ich an Theilnahme in Leipzig fand, wo eigentlich nur mein früherer Lehrer Cerutti mein Streben mit günstigem Auge verfolgte.

Im Sommer 1839 traf es sich so glücklich, dass ich einige Wochen lang die medicinische Klinik leiten durfte. Professor Clarus hatte für eine längere Reise Urlaub genommen und sein Stellvertreter, ein ordentlicher Professor der medicinischen Facultät, erkrankte gerade während dieser Zeit. Wie gern ich für diesen eintrat, kann ich gar nicht sagen, es war mir, als käme ich in mein eigentliches Element. Ich setzte alle meine Kräfte ein, um zu zeigen, was ich vermöchte. Wirklich konnte ich auch wahrnehmen, dass die Zuhörer durch meine Lehrweise befriedigt waren. In den ersten Tagen blieb zwar ein großer Theil derselben aus, aber rasch vervollständigte sich das klinische Gefolge wieder, zuerst aus Neugierde, wie es der Repetent machen werde, aber dann beharrlich und sichtlich angeregt. Zufälligerweise kam auch während der gleichen Zeit eine Reihe wichtiger Krankheitsfälle im Spitale vor. Bei einigen Typhuskranken hatte ich Gelegenheit, den Werth einer mehr passiven Behandlung darzulegen, und damals habe ich zuerst (bevor noch die kalten Bäder empfohlen waren) die Anwendung lauwarmer Bäder versucht, deren günstige Wirkung so unverkennbar war, dass ich sie auch nachher immer

wieder verordnet habe. — Schmerzlich empfand ich es, als ich nach der Rückkehr meines Vorgesetzten in den Hintergrund zurücktreten musste. Aber der Erfolg dieser Episode hatte mir ein gewisses Ansehen gegeben und die eigene Zuversicht zu meiner Thätigkeit gehoben.

Im Jahre vorher war der Senior der medicinischen Facultät und auch der bisherige Vertreter der Therapie und Arzneimittellehre gestorben. Diese Todesfälle gaben zu einer Umgestaltung in der Vertheilung der einzelnen Lehrfächer Veranlassung. — Die Regierung hatte sich schon seit längerer Zeit bemüht, durch Unterhandlungen mit der Universität gänzlich veraltete Einrichtungen abzuschaffen. Sie verfuhr dabei so schonend wie möglich und wartete meistens das Aussterben der Inhaber verbriefter Rechte ab, ehe sie mit Neuerungen vorging. Daher schritten diese Anfangs nur langsam, im Laufe der Zeit jedoch immer rascher vorwärts, bis endlich die Herstellung des gegenwärtigen blühenden Zustandes der Leipziger Universität gelang. — Bei der Gründung im Jahre 1409 war die Verfassung der Universität Bologna, die auch in Prag bestanden hatte, auf Leipzig übertragen worden. Magister und Scholaren bildeten eine unabhängige Körperschaft, welche nach „Nationen“ und „Collegienschaften“ eingetheilt war, ihren Rector und sonstige Beamte frei wählte, ihr Vermögen und ihren Grundbesitz ganz selbstständig verwaltete und endlich auch sich aus den Scholaren nach eigener Macht ergänzte. Ein förmlicher Staat im Staate; waren doch auch die ältesten Universitäten so zu sagen Institute päpstlicher Gründung. Die Regierung konnte in die Angelegenheiten desselben nur dann eingreifen,

wenn es sich um von ihr verlangte Geldzuschüsse handelte, oder wenn ihre Bewilligung von Schenkungen und von Erwerbung neuen Grundbesitzes an ihr nöthig scheinende Bedingungen geknüpft werden konnte. So hatte insbesondere Kurfürst Moritz, der in Folge der Aufhebung von Klöstern die Universität sehr reichlich durch Schenkung von Häusern und Gütern in Stadt und Land ausstattete, seinerzeit bereits eine zeitgemäße Umgestaltung der Körperschaft und ihrer Verfassung herbeigeführt.

Die medicinische Facultät bestand bei der Gründung nur aus zwei Professoren, zu denen unter Kurfürst Moritz noch drei hinzukamen. Diese Professoren „alter Stiftung" bildeten eine ebenso unabhängige Körperschaft zweiten Gliedes, wie die ganze Universität. Sie hatten ihren Besitz in eigener Verwaltung, vertheilten die Einkünfte und Gebühren unter sich, ergänzten sich durch Wahl, und hatten bis zu Anfang unseres Jahrhunderts allein das Recht, Doctoren zu machen. Als sich das Bedürfniss herausstellte, neue Fächer (namentlich die Kliniken) zu besetzen, durften die betreffenden Professoren „neuer Stiftung" an den Rechten und Einkünften derer der „alten Stiftung" Anfangs nicht theilnehmen, sie konnten auch nicht Decane werden; ihren Gehalt bezogen sie von der Regierung. — Die außerordentlichen Professoren sind eine Schöpfung der Neuzeit, sie standen eigentlich in gar keiner Verbindung mit der Facultät und hatten nur das Recht, Vorträge unter der Genehmigung derselben anzukündigen. — Was die Privatdocenten betrifft, so sind sie ursprünglich aus den Magistern hervorgegangen, welche schon als solche das Recht, an der Universität zu lehren, besaßen. Längst aber ist den Magistern dieses, sowie alle übrigen bedeutenden Gerechtsame der mittelalterlichen Zeit verloren gegangen.

In Folge der bereits erwähnten zwei Todesfälle bewirkte es die Regierung, dass die Professoren der alten und neuen Stiftung mit gleichen Rechten in eine Körperschaft verschmolzen wurden. — So rückte denn auch mein früherer Lehrer Cerutti als ordentlicher Professor in die Facultät vor. Da er mir freiwillig erklärte, dass er seine Vorträge über pathologische Anatomie von jetzt an einzustellen gedenke, so hielt ich es für an der Zeit, mich um eine außerordentliche Professur für dieses Fach zu bewerben. Meine Anzeige an die medicinische Facultät ging ab, desgleichen mein Anhaltungsschreiben an das Ministerium in Dresden, aber ungewöhnlich lange musste ich auf die Entscheidung warten. Einige Jahre später erst habe ich die mir sehr merkwürdige Erklärung dieser Verzögerung aus dem Munde meines alten Gönners, Hofrath Seiler in Dresden, vernommen. Das Ministerium hatte, wie begreiflich, ein Gutachten über meine Bewerbung von der medicinischen Facultät eingefordert, und diese die Abfassung desselben Clarus als meinem nächsten Vorgesetzten aufgetragen. Clarus war aus verschiedenen Gründen gegen die Gewährung meines Gesuches gewesen. Dagegen hatte sich Seiler, der als Medicinalrath berathender Vertrauensmann der Ministerialbehörde war, zu meinen Gunsten ausgesprochen. Bei der weiteren Verhandlung ist endlich von Clarus nur darauf bestanden worden, dass man mir nicht den Titel eines außerordentlichen Professors der pathologischen Anatomie geben solle, da dieser Zweig der medicinischen Wissenschaft durchaus nicht von solcher Bedeutung sei, um einen besonderen Professor dafür anzustellen, vielmehr ein Jeder, der die nöthige mechanisch-anatomische Schulung besitze, dafür eintreten könne.

In der That herrschten in jener Zeit noch die beschränk-

testen Ansichten über den Werth und die Bedeutung der pathologischen Anatomie. Dass sie vorerst die eigentliche Grundlage einer wissenschaftlichen Pathologie sein müsse, war noch nicht allgemein zum Bewusstsein gekommen. Man kann aus der damaligen Literatur ersehen, wie mühsam sich die junge Wissenschaft gegen die sonderbarsten Vorurtheile durchzukämpfen hatte. Die betreffenden Arbeiten wurden kaum gern geduldet, geschweige denn gefördert, die erforderlichen Hilfsmittel mussten fast erbettelt werden, und es kam im besten Falle zu einer nur sehr unbefriedigenden Gewährung. Immer kehrte der auffallende Vorwurf wieder, dass der Befund in der Leiche nur das todte Residuum der Krankheit, diese selbst aber nicht zeige. Man erkannte nicht den naheliegenden Vergleich mit dem Verhältniss der Anatomie zur Physiologie. Dass hier wie dort mit dem anatomischen Befund nicht Alles erschöpft wird, ist ja klar, aber durch diesen wird man jedenfalls erst in den Stand gesetzt, den richtigen Boden für die Aufklärung der Vorgänge während des Lebens zu gewinnen. Es gilt eben, aus dem Tode das Leben zu erwecken. — Heutzutage begreift wahrscheinlich Niemand mehr, wie man sich jemals gegen eine so natürliche Folgerung verschließen konnte. — Seither hat nun auch die gröbere und feinere Anatomie der Krankheitsvorgänge eine solche Vervollkommnung erreicht, dass wir bereits die Schwelle zu einer noch tieferen Erkenntniss, derjenigen der ursächlichen Verhältnisse, überschritten haben, welche von jetzt an die Führung übernehmen wird.

Zu jener Zeit betrachtete ich es noch als meine Aufgabe, dem todten Befund Leben zu geben, aus demselben an der Hand einer möglichsten Vervielfältigung der Beobachtungen die Entwickelung und den Verlauf eines Krankheitsprocesses zusammenzusetzen und somit den ganzen

Vorgang zu einem Gesammtbilde zu vereinigen. In diesem Sinne beschloss ich meine Vorträge einzurichten, immer im Hinblick auf den klinischen Unterricht, welcher mir unausgesetzt als das hauptsächlichste Ziel meiner Bestrebungen vorschwebte.

So war ich endlich doch außerordentlicher Professor geworden und konnte mich eines weiteren jährlichen Gehaltes von 200 Thalern erfreuen. Der Titel hatte in meinen Augen hauptsächlich deshalb Werth, weil er mir eine größere Aussicht auf Berufung an eine auswärtige Universität gewährte und in diesem Falle mich zu erheblicheren Ansprüchen berechtigte. Auf eine solche Berufung war meine Hoffnung um so mehr gerichtet, je mehr ich einsehen musste, dass meine Stellung im Hospital, Clarus gegenüber, immer unhaltbarer, ja das ganze Verhältniss zu ihm immer peinlicher wurde. Auf seine und der Seinigen persönliche Wünsche hatte ich einzugehen nicht vermocht, und meine wissenschaftlichen Pläne waren ihm gleichgültig. Bei der Verfolgung derselben und in meiner ferneren akademischen Laufbahn mochte er mir sogar Gegner sein. Einmal, weil meine Richtung der seinigen nicht entsprach, hauptsächlich aber, weil er leider an der bei einflussreichen Professoren so häufigen Monomanie litt, seine leibliche Nachkommenschaft auch zu seiner Nachfolge im Amte machen zu wollen. Wenige Jahre lang hatte ich noch Frist, ehe der Sohn reif war, meine Stellung einzunehmen; dann aber musste ich auf die Kündigung der mir unentbehrlichen Thätigkeit am Hospitale gefasst sein. Nur eine auswärtige Berufung konnte mir Erlösung aus so widerwärtigen Verwickelungen bringen.

Zweimal hatten sich Aussichten hierzu gezeigt; allein

beide Male gelangten sie nicht zum Abschluss, wie ich glaube, sehr zu meinem Besten, denn sie würden mich weder wissenschaftlich noch ökonomisch sicher gestellt haben. Erst im Jahre 1843, als die von mir längst gefürchtete Wendung thatsächlich bevorstand, traten zum Glück ernstlichere und bedeutsame Berufungen an mich heran.

Diese verdankte ich wohl hauptsächlich meiner schriftstellerischen Arbeit. Aber selbst bei ihr traf mich ein beklagenswerthes Missgeschick. Die erste Abtheilung meines Buches war gedruckt, da kam eines Tages mein guter Schwager und Verleger Engelmann athemlos zu mir und brachte das erste eben in den Handel gegebene Heft von Rokitansky's bekanntem großen Werke. Gegen dieses konnte meine Arbeit, als die eines unbekannten Anfängers an einer in medicinischer Beziehung wenig beachteten Universität, nicht aufkommen. Man kann sich meine Empfindungen bei einem so unglücklichen Zusammentreffen denken, alle meine Hoffnungen schienen mit einem Schlage vernichtet. Wir beschlossen trotzdem, jedenfalls die bis jetzt schon fertig gedruckte Abtheilung sofort anzukündigen und zu versenden. Alle Welt aber kaufte natürlich Rokitansky, und an seinen Namen knüpfte sich der allerdings seinerseits wohlverdiente Ruhm. — Indessen blieb auch ich nicht unbeachtet, es erschienen günstige Urtheile in den medicinischen Zeitschriften, man hob namentlich hervor, dass die praktische Richtung meiner Arbeit dieser neben Rokitansky einen verdienten Platz anweise. Immerhin aber war mir und meinem Verleger der Haupterfolg entgangen. Nach und nach ist freilich doch auch mein Buch verkauft worden, ja ich hatte die Genugthuung, dass dasselbe in das Englische (durch die *Sydenham Society*) und in das Holländische übersetzt wurde. — Eine große Freude war es mir, als eines Tages unser

großer deutscher Physiologe, Johannes Müller, über meine bescheidene Schwelle trat und sich freundlich und herzlich über meine Arbeiten und Pläne aussprach. Dieser Besuch besonders gab mir Trost und erhob mich natürlich auch in den Augen meiner Collegen. — Nach dem Erscheinen der übermächtigen Rokitansky'schen Concurrenz schwächte sich aber die Lust an meiner Arbeit ab, und da allerhand weitere störende Umstände hinzutraten, endlich auch mein Abzug von Leipzig erfolgte, gab ich den ursprünglichen umfassenden Plan ganz auf, und es blieb bei dem einen Bande, „Anatomische Beschreibung der Krankheiten der Circulations- und Respirations-Organe".

Bevor ich in der Erzählung meines Lebensganges als Arzt und Professor fortfahre, muss ich das Wichtigste aus meinen eigensten persönlichen Verhältnissen während meines achtjährigen Wirkens in Leipzig mittheilen. Im Anfange hielt ich mich ganz zurückgezogen, meine Zeit war vollständig durch eifrige Arbeit ausgefüllt, und alle meine Gedanken auf meine wissenschaftlichen Bestrebungen gerichtet. — Ich hatte eine kleine Wohnung in einem Hause hinter der Neukirche gemiethet, das gewissermaßen einen Bienenkorb literarischer Thätigkeit darstellte. Es gehörte dem Dr. Becker, dem bekannten Verfasser medicinischer und anderer populärer Schriften. Dessen Sohn, ein tüchtiger Organist, bethätigte sich an einer musikalischen Zeitschrift und war Besitzer einer reichen Sammlung seltener Musikwerke, die nachmals an die Stadtbibliothek übergegangen ist. Ueber diesem und unter mir, inmitten, saß der Jurist Richter, später ein berühmter Professor des Kirchenrechts, erst in Marburg und dann in Berlin. Wir beiden letzteren

befreundeten uns bald und tauschten gelegentlich die Klagen und Hoffnungen jüngerer Docenten aus. Zu oberst im Hause thronte Willkomm, gegenwärtig Professor der Botanik in Prag.*

Zu Mittag aß ich bei meinen Aeltern, im Winter kam es jedoch oft vor, dass ich das Mittagsmahl ganz versäumte, um die kurze Tageshelle für meine anatomischen Arbeiten und die Beobachtungen am Mikroskop vollständig ausnutzen zu können. — Unser Familienkreis hatte sich durch die Verheirathung zweier Schwestern wesentlich erweitert. In dem Umgange mit den beiden Schwägern, Pöppig und Engelmann, Männern von vielseitiger Bildung, Erfahrung und Strebsamkeit, fühlte ich mich angeregt und befriedigt. Am Sonntag vereinigten meine Aeltern in patriarchalischer Weise uns Alle an ihrem Tische, wo mein jüngster Bruder, der im Begriff stand, das juristische Studium zu beginnen, und meine zwei jüngsten noch ledigen Schwestern heiteres Leben in die ernstere Unterhaltung der älteren Familienglieder mischten.

Einen ausgebreiteten Verkehr vermied ich, nur an kleineren geselligen Vergnügungen bei der guten Tante Lacarrière, in den Häusern der medicinischen Professoren und in der altbefreundeten Familie von Heinrich Brockhaus nahm ich Theil. Zu dieser letzteren zählte jetzt auch die jüngste Schwester der Frau des Hauses, Fräulein Sophie Campe, welche inzwischen herangewachsen und nach dem frühen Tode ihrer Mutter von Frau Brockhaus aufgenommen worden war. Eine dritte Schwester hatte sich nach Braunschweig an den dortigen Buchhändler Eduard Vieweg verheirathet. Der Vater dieser drei Töchter, ein Neffe von Joachim Heinrich Campe, dem insbesondere durch seinen „Robinson“ allgemein bekannten Pädagogen und Schriftsteller, stammte

* Moritz Willkomm ist am 26. August 1895 auf Schloss Wartenberg (Böhmen) gestorben.

aus dem Dorfe Deensen bei Holzminden. Er war ein Mann von vielseitiger und hervorragender geistiger Begabung, dabei voll Originalität. Als Sohn aus einer kinderreichen dörflichen Familie war er früh zu einem Kaufmann in Braunschweig in die Lehre gekommen und hatte sich durch Fleiß und ungewöhnliche Tüchtigkeit emporgearbeitet, so dass er im Laufe der Jahre in Leipzig an die Spitze eines großen, weit verzweigten Handelsgeschäftes gelangte. Die schwere Krisis, welche in der Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts so große Verwüstungen in der gesammten Handelswelt herbeiführte, traf auch ihn. Mit bewundernswerther moralischer Kraft fand er sich in die plötzliche Wendung und lebte nun in bescheidenen Verhältnissen weiter als der allgemein in der Familie geachtete, beliebte und überall stets willkommene Patriarch, bis er im 92. Jahre starb.

Dieses Mannes jüngste Tochter wurde meine Frau. Schon als Kind war sie mir vor Jahren aufgefallen, da sie, eine Schulfreundin meiner Schwestern, mit diesen öfter verkehrte. Jetzt sah ich sie als eben aufgeblühte Jungfrau wieder und hatte mehrere Jahre hindurch Gelegenheit, sie näher kennen zu lernen. Ich fand mich immer mehr zu ihr hingezogen. Ihre bescheidene und doch sichere Haltung gefiel mir, auch konnte es mir nicht entgehen, dass sie im Hauswesen, welches sie während Abwesenheit oder Krankheit der Schwester oft zu führen hatte, mit Ruhe und Umsicht zu walten verstand. Zugleich war sie mit liebevoller Aufmerksamkeit um ihre jungen Nichten und Neffen und um das Wohl des Vaters besorgt. Eine Schönheit konnte man sie nicht nennen, es fehlte die Regelmäßigkeit der Gesichtszüge. Allein schon die feine und doch voll entwickelte Gestalt, sowie die Anmuth ihrer Bewegung mussten gefallen. Sie hatte prächtiges braunes Haar, große gescheute Augen, schmale Hände,

kleine Füße, und — was die Hauptsache war — Verstand und Gemüth fanden sich in der Richtung auf das Gute und Schöne gleich gut entwickelt. Eine große Schüchternheit und Zurückhaltung ließen ihre trefflichen Eigenschaften bei oberflächlicher Bekanntschaft nicht nach Verdienst hervortreten. Je länger, desto mehr aber schien sie mir als Gattin und Hausfrau begehrenswerth. Da jedoch meine äußere Stellung noch sehr unsicher und meine Einkünfte zu spärlich waren, musste ich mich mit meinen Gefühlen und Wünschen noch lange zurückhalten. Allein, wie es bei der Lebhaftigkeit der Jugend geht, eine gegenseitige Zuneigung trat immer deutlicher hervor, wir verlobten uns, und die Hochzeit fand am 4. Januar 1841, am Geburtstage meines Vaters statt.

In den Kreis der Familie meiner Frau wurde ich mit aufrichtiger Herzlichkeit aufgenommen. Heinrich Brockhaus freute sich, nun auch durch Verwandtschaft mit der Familie Hasse verbunden zu sein. So habe ich mit ihm in Freundschaft und Vertrauen bis zu seinem Tode gelebt. Vieweg, so viel älter als ich, ein gemüthvoller und genialer Mann, hat mir nicht minder nahe gestanden; ich war stets seiner wärmsten Theilnahme sowie, wo es in seiner Macht stand, seiner thätigen Förderung sicher. Mit meinem trefflichen Schwiegervater kam ich bald in ein inniges Verhältniss. Er besaß das Talent, sich mit jüngeren Leuten in Scherz und Ernst zu vertragen, er half überall mit praktischem Geschick aus, von seiner Gesellschaft konnten wir nie genug haben. Nachdem wir Leipzig verlassen hatten, besuchte er uns oft und lange, und es gab immer einen Wettstreit zwischen uns und Brockhaus und Vieweg, wer den Papa am längsten behalten solle. Ich habe mit ihm viele Freuden erlebt, aber auch manche schwere Sorge getheilt und überwunden. — Mein Schwiegervater hatte großes Interesse und Verständniss

für die bildende Kunst. In seiner guten Zeit hat er manchem Künstler mit Rath und That die Wege geebnet. Seine bedeutende Gemäldesammlung war früher allen Kunstfreunden bekannt. Später, bei sehr spärlichen Mitteln, wusste er doch noch eine schöne Anzahl von Handzeichnungen aufzuspüren und an sich zu bringen. Dass seine drei Schwiegersöhne die Kunstliebhaberei theilten, diente ihm zu großer Genugthuung.

Unser junger Hausstand war Anfangs noch ziemlich knapp bestellt, doch wusste meine liebe Frau sich so trefflich einzurichten, dass wir bei aller Bescheidenheit mit Ehren auskamen. Als uns ein Töchterchen geboren wurde, gab es große Freude, welche leider durch nachfolgende Krankheit bei Frau und Kind Anstoß erlitt. Da aber Beide nach einem auf dem Lande zugebrachten Sommer fröhlich wieder aufblühten, und da weiterhin auch meine Aussichten auf eine gesicherte Stellung sich zu verwirklichen schienen, konnten wir mit froher Hoffnung in die Zukunft blicken.

An der Universität Dorpat waren zu gleicher Zeit die Lehrstühle für die medicinische und chirurgische Klinik erledigt, und für beide Lehrstühle suchte man Ersatz in Leipzig. Im Anfange des Jahres 1843 erschien bei mir der Staatsrath Göbel und verkündete, dass die medicinische Facultät in Dorpat mich als einzigen Candidaten dem „akademischen Conseil“ für die medicinische Stelle empfohlen habe, und wenn ich schon jetzt eine bestimmte Zusage abzugeben bereit sei, würde ich sofort der obersten Behörde in Petersburg zur Bestätigung vorgeschlagen werden. Nun waren die Professuren in Dorpat, welche früher sehr hoch gehalten

wurden, gerade damals in Folge verschiedener selbstherrlicher Eingriffe der Regierung des Kaisers Nikolaus weniger verlockend. Vor Kurzem erst hatte dort der Professor der Physiologie, Volkmann, Misshelligkeiten gehabt und seinen Abschied genommen. Indessen, wie meine Lage in Leipzig eben war, musste ich wohl mit jeder Veränderung zufrieden sein, die mir die Aussicht auf eine unabhängige wissenschaftliche Thätigkeit gewährte. Dies war in Dorpat sicher zu erwarten, und da zugleich die Einkommen-Verhältnisse dort reichlich bemessen wurden, so zögerte ich nicht mit dem Versprechen, der vorausgesetzten officiellen Berufung folgen zu wollen. Vorsichtigerweise jedoch bemerkte ich, dass ich mich durch dieses Versprechen nur für die Dauer eines halben Jahres gebunden halte. Staatsrath Göbel meinte, länger als ein Vierteljahr werde es gewiss nicht dauern, bis das Rescript mit der Unterschrift des Kaisers in meine Hände gelangt sei. Nach kurzer Zeit schon traf von Dorpat die Nachricht ein, das „akademische Conseil" habe seine Anträge nach Petersburg geschickt, auch der Minister der „Volksaufklärung" sich zustimmend geäußert, nur sei die kaiserliche Unterschrift noch nicht erhältlich gewesen. Darauf aber vergingen mehrere Monate vergeblichen Wartens.

Inzwischen wurde die Professur der medicinischen Klinik in Zürich frei, und ich erfuhr durch Henle, dass man wegen Wiederbesetzung dieser Stelle u. A. an mich denke. Sofort meldete ich dies nach Dorpat und unterrichtete auch Henle über mein Verhältniss zu dieser Universität. — Ich war keinen Augenblick darüber in Zweifel, welchen der beiden Anträge ich vorziehen würde. Abgesehen davon, dass ich die Meinigen lieber an die Ufer des Zürich-Sees als an diejenigen des nordischen Embach versetzen mochte,

abgesehen auch von der angenehmeren Aussicht, unter einer Regierung wie die Züricher, statt unter dem russischen Scepter zu stehen, fand ich es besonders ehrenvoll, einer der Nachfolger Schönlein's zu werden sowie in eine Stadt zu kommen, welcher von Alters her so viele hervorragende Männer eine hohe wissenschaftliche Bedeutung gegeben hatten. Ich bedauerte, durch mein Versprechen an Dorpat gebunden zu sein und wünschte von ganzem Herzen, der Kaiser Nikolaus möge mit seiner Unterschrift bis über die von mir gesetzte Frist hinaus zögern. Dies that er zwar auch, zugleich aber zogen sich die Dinge in Zürich ebenfalls in die Länge. Man weiß, dass bei Universitäts-Berufungen meistens ein wahrhaftes und oft sehr verwickeltes Diplomatisiren zwischen verschiedenen Personen und Interessen stattfindet. Ich war bei solchem Verschleppen jeder Entscheidung in einer peinlichen Lage, da ich möglicherweise so zu sagen zwischen zwei Stühle zu sitzen kommen konnte, was bei meinen eigenthümlichen Leipziger Verhältnissen geradezu ein vernichtendes Schicksal gewesen wäre. Um dem zu entgehen, verlängerte ich mein Versprechen für Dorpat endgültig bis Weihnachten. Und glücklicherweise langte das Berufungsschreiben aus Zürich noch vor diesem Ziele an. Der Diplomat Henle sowohl, als auch der Beauftragte des Erziehungsrathes, Dr. Rahn-Escher, befreiten mich aus der ungewissen Lage. Ich konnte mich nun mit Seelenruhe in Dorpat abmelden. — Einige Zeit nach Neujahr erschien auch noch das kaiserliche Rescript aus Petersburg, also jedenfalls zu spät, selbst wenn man die versäumte Frist nach dem russischen Kalender berechnete. Mit frohem Herzen übergab ich dieses Actenstück nebst einer erläuternden Zuschrift dem russischen General-Consul von Freigang zur Rückbeförderung. Manche tadelten mich

dieser Absage wegen, weil in der That die ökonomischen Verhältnisse in Dorpat weit günstiger wären als in Zürich. Ich habe aber meine damalige Wahl niemals bereut.

Das wirkliche Eintreffen der officiellen Berufung nach Dorpat war mir übrigens noch aus einem besonderen Grunde eine große Genugthuung. Ich hatte nämlich, ebenso wie mein chirurgischer College, der medicinischen Facultät und dem Ministerium in Dresden die Dorpater Verhandlungen gemeldet und angefragt, ob man geneigt sei, mich in Leipzig in angemessener Stellung als Professor der pathologischen Anatomie zu halten. Damit wurde ich jedoch abgewiesen, man wünschte mir einfach Glück zu der russischen Berufung. Als dann die Bestätigung dieser während einer unbegreiflich langen Zeit ausblieb, ließen sich böswillige Stimmen vernehmen, welche zu verstehen gaben, die ganze Angelegenheit sei meinerseits unberechtigt aufgebauscht worden, um mir daraufhin Vortheile zu verschaffen. Durch das kaiserliche Rescript war ich daher nach allen Seiten glänzend gerechtfertigt. — Auch mein chirurgischer College, dessen Lage zwar weniger dringend wie die meinige gewesen war, der aber doch unter der gleichen Verdächtigung wie ich gelitten hatte, konnte sich nun der Lösung aller Verdrießlichkeiten freuen. Nach den, bei der Berufung nach Dorpat, gemachten Erfahrungen, glaubte ich diejenige nach Zürich in Dresden wie Leipzig, mit der gleichzeitigen Bitte um Entlassung aus den diesseitigen Verhältnissen, einfach anzeigen zu müssen. — Dies wurde mir auf Ostern 1844 gewährt.

Jetzt rüstete ich mich eifrig, um so bald als möglich in Zürich mein Amt als ordentlicher Professor der Pathologie und der medicinischen Klinik und als Director des Cantonal-

Krankenhauses anzutreten. So war denn endlich das Ziel erreicht, auf welches ich mit allen meinen Kräften hingearbeitet hatte, und ich konnte stolz darauf sein, dass ich die neue Stellung mir allein und keiner Vetterschaft oder sonstiger persönlicher Gönnerschaft verdankte. Ich kannte in Zürich Niemanden, so kam ich in ein Land und in eine Stadt, in welche ich nie zuvor den Fuß gesetzt hatte. Auch feilschte ich nun bei der Annahme der Berufung nicht um die Bedingungen, obschon mir von einer gewissen Seite zu verstehen gegeben wurde, dass man mir einen geringeren Gehalt als meinem Vorgänger geboten habe. Dagegen ging ich jetzt ernstlich mit mir zu Rathe, wie ich am besten den Verpflichtungen des neuen Amtes gerecht werden könne. Die mannigfaltigsten Betrachtungen und Erwägungen drängten sich mir auf. Vor Allem hatte ich dabei den Unterricht am Krankenbette im Auge, unstreitig die wichtigste Aufgabe bei der Ausbildung der künftigen Aerzte. Die Forderungen der Wissenschaft und der Praxis sind hier aber in gleichem Grade hochzuhalten. Die Klinik soll ja nicht nur eine Erziehungsanstalt für Diener der Humanität sein, sondern auch eine Werkstätte wissenschaftlicher Thätigkeit. Sie hat zwar zunächst die Aufgabe, die Heilkunst zu lehren, soll aber zugleich den Blick auf die Lücken unserer Erkenntniss und die Ausfüllung derselben lenken, somit auch die Heilkunde zu einem berechtigten Gliede der Naturwissenschaft zu machen helfen. — Werkthätige Menschenliebe in der Ausübung der ärztlichen Kunst, um diese über das Curirhandwerk zu erheben, — Anregung des Forschungstriebes, um die Wissenschaft zu fördern, — würden die „Leitmotive“ beim klinischen Unterricht sein.

Ich hatte Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie nachtheilig es ist, autoritativ zu verfahren, den Schülern etwas

als fertig hinzustellen, was im steten Fluss der Entwickelung begriffen ist. In keinem Zweige menschlichen Wissens ist ein solches Verfahren bedenklicher, als in den Naturwissenschaften, somit auch in der Medicin. Die Ueberzeugung hiervon ist gegenwärtig wohl überall durchgedrungen. Indessen zu allen Zeiten hat es energische, zum Herrschen geschaffene Naturen gegeben, die dem Reize zum Imponiren nicht widerstehen können, und denen es ein gewissermaßen angeborenes Bedürfniss ist, die Thatsachen ihrer Subjectivität zu unterwerfen. Dies kann dahin führen, die eigene Meinung als das allein Richtige sich und Anderen einzureden. Es wäre hart, zu sagen, diese Männer betrögen sich selbst und ihr Gefolge, aber unwillkürlich gehen sie der Wahrheit aus dem Wege, oder geben vielmehr ihre Meinung für die Wahrheit aus. So werden sie endlich dem wissenschaftlichen Fortschritt unzugänglich, ja, was weit schlimmer ist, sie führen ihre Schüler auf die nämlichen Irrwege. Auf diese Weise können gerade die geistreichsten Lehrer gefährlich werden. Hervorragende Talente, unterstützt von dem Glanze der Beredtsamkeit, vermögen wohl ihre Zuhörerschaft zu blenden, werden aber durch solchen Erfolg verleitet, mehr zu scheinen als zu sein. Nachhaltig und wahrhaft nützlich wirken die einfache Wahrheitsliebe und das Beispiel treuen Bemühens in ehrlicher Forschung. Irrthümer frei bekennen ist besser, als sich den Schein der Unfehlbarkeit zu geben. Durch das Erstere wird das Vertrauen zum Lehrer erhöht, und der Schüler um so sicherer gefördert werden, je unbefangener den künftig zu vermeidenden Ursachen des Irrthums nachgeforscht wird. Sorgfältige Beobachtung der Thatsachen, ruhiges Urtheil, weise Beschränkung der Speculation sollen dem künftigen Arzt die Richtschnur geben, nach welcher er das Gelernte in der

Praxis auszunutzen hat. Mit der Bethätigung solcher Grundsätze vermag der klinische Lehrer zu zeigen, dass ihm die Ausbildung des Schülers eine eigentliche Gewissenssache ist. Das verbindet Beide durch Vertrauen, und hält für das Leben aus.

Dabei hatte ich mir sogleich auch zu sagen, dass, wer die Jugend zu einem Berufe wie der ärztliche allseitig vorbereiten will, auf den Schüler in jeglicher Richtung durch sein eigenes Vorbild einwirken muss. Hier ist unstreitig das Beispiel menschenfreundlicher Hingebung gegenüber den Kranken unter allen, selbst den widerwärtigsten Umständen das erste Erforderniss. Allein neben dieser fast selbstverständlichen allgemeinen Regel wird der Schüler auch in vielen Einzelheiten sein Benehmen am Krankenbett von demjenigen des klinischen Lehrers abzusehen haben. Wie förderlich wird es z. B. dem jungen Praktiker sein, wenn er gleich beim ersten Auftreten versteht, ängstlich schüchterne oder widerspenstige Kinder so zu behandeln, dass eine ruhige Beobachtung derselben möglich wird. Wie wird es am besten gelingen, das Zartgefühl mancher Kranker zu schonen und doch die nöthige Auskunft zu erhalten? Es gehört Uebung und ein liebevolles Verständniss der so verschiedenen Naturen dazu, um das Vertrauen der Menschen zu gewinnen, die Verzagten zu beruhigen, die Trotzigen zu bändigen, die Gelegenheit zu erkennen, wo ein Scherz Eingang findet, wo Zureden hilft, oder Strenge nöthig wird. Und so giebt es noch manche Umstände, bei denen es von Werth ist, den Kranken und ihrer Umgebung gegenüber die Wirkung der Persönlichkeit geltend zu machen. Ueberall wird Ruhe und Geduld, Sicherheit und Entschiedenheit die Hauptsache beim Verkehr mit den Kranken sein. Solche scheinbar nebensächliche, aber im Leben oft recht entscheidende

Dinge lassen sich nicht mit Worten lehren, das Beispiel des Professors muss hier das Beste thun.

Ohne Zweifel lässt sich diese Art der klinischen Schulung an kleineren Universitäten am wirksamsten durchführen. Nur bei einem nicht zu großen Andrange der Zuhörer wird es auch möglich sein, auf die Einzelnen je nach ihrer Individualität erziehend einzuwirken: die rein praktischen Talente in der entsprechenden Richtung zu entwickeln, hervorragend Begabten höhere Aufgaben zu stellen, endlich auch trägere Geister anzuspornen, bei Allen aber den Ernst und die Würde der Wissenschaft geltend zu machen.

Für die Ausbildung der praktischen Aerzte scheint es mir von besonderer Wichtigkeit, dass in der Klinik nicht etwa der Hauptwerth auf die sogenannten merkwürdigen und seltenen Fälle gelegt werde. Gerade die am häufigsten vorkommenden Krankheiten sollten mindestens mit der gleichen Sorgfalt besprochen werden wie jene. Und da auch bei ihnen wirklich reine Typen nur ausnahmsweise vorkommen, so dürfen sie nicht schablonenmäßig abgefertigt werden, vielmehr ist der Zustand eines jeden einzelnen Kranken gewissermaßen als ein Räthsel anzusehen, dessen Lösung erst nach genauer Prüfung zu finden und für die ärztlichen Eingriffe zu verwerthen ist. Jeder individuellen Verschiedenheit solle Rechnung getragen werden. Hierbei die Aufmerksamkeit der Schüler zu fesseln, wird eine allerdings schwere, aber nothwendige Aufgabe sein. Der zukünftige Arzt muss einem jeglichen Kranken gegenüber an große Sorgfalt und Geduld gewöhnt werden; denn Jedermann pflegt sein eigenes Leiden für besonders interessant zu halten und empfindet es schwer, wenn der Arzt es nicht ebenso anzusehen scheint. — Der Professor der Klinik kann wohl bei kurzer „genialer“ Abfertigung eines Falles auf den ersten Blick

(die Diagnose von der Thür aus) die Bewunderung der Zuhörer, namentlich der noch unerfahrenen, erobern, wird jedoch dabei gelegentlich in die lächerlichsten Irrthümer verfallen. Es fehlt in dieser Beziehung nicht an treffenden Anekdoten selbst aus den berühmtesten Kliniken.

Ein jeder der klinischen Zuhörer müsste zur Selbstthätigkeit angehalten werden. Zunächst beim Krankenexamen. Und hier darf man zu Anfang eine pedantische Sorgfalt nicht scheuen, damit der künftige Arzt sich von vornherein gewöhne, nichts zu übersehen. Nicht nur die augenblicklich vorliegenden Krankheitserscheinungen sind zu ermitteln, sondern auch der Zustand aller körperlichen Functionen systematisch zu prüfen. Keine der nothwendigen Untersuchungsmethoden darf dabei dem Schüler fremd bleiben. Immerhin sei hier ebenfalls zu individualisiren, und z. B. bei Kindern, bei fiebernden oder halbbewussten Kranken u. s. w. das Verfahren entsprechend abzuändern. — Um aber bei der Beschäftigung mit dem einen der Schüler die Theilnahme der übrigen lebendig zu erhalten, dachte ich, es könne von diesen Einer oder der Andere zur Kritik der Thätigkeit seines Collegen aufgerufen werden. So bei dem Krankenexamen, beim Vortrag von Krankengeschichten, bei der Diagnose, bei der Aufstellung des Heilplanes u. s. w. Das würde zugleich Anlass zu erläuternden Bemerkungen und zur Erörterung von sich aufdrängenden Fragen geben. Auch könne gelegentlich einer der Zuhörer beauftragt werden, eine Art Chronik der klinischen Ereignisse während eines längeren Zeitraumes abzufassen, welche ebenfalls der allgemeinen Kritik zu unterwerfen wäre.

Noch mancherlei Pläne, den klinischen Unterricht recht lebendig und fruchtbar zu machen, überdachte ich. Namentlich eingehendere mikroskopische und chemische Unter-

suchungen schwebten mir vor, denn der Professor der Klinik hat ja nicht bloß die Pflicht, ein guter Schulmeister zu sein, man erwartet auch von ihm die Förderung der Wissenschaft. Freilich konnte ich dabei nur an die ersten Anfänge und die einfachsten Aufgaben denken. Vor fünfzig Jahren fehlten noch viele Vorarbeiten der Hülfswissenschaften der Medicin und die erforderliche äußere Unterstützung. Gegenwärtig sind manche Kliniken mit reich dotirten Laboratorien ausgestattet, in denen Arbeiten ausgeführt werden können, welche mit den Leistungen der physiologischen Institute wetteifern.

Ich unterlasse es, mich noch weiter über das zu verbreiten, was mich damals und später beschäftigt hat, denn bereits bin ich mit obsoleten Plänen und vorgreifenden Mittheilungen weitläufig genug geworden. Ich kehre daher zu meiner einfachen Berichterstattung zurück.

Als ich endlich von Leipzig scheiden sollte, fühlte ich doch, trotz aller daselbst erfahrenen Widerwärtigkeiten, dass mir der Abschied nicht leicht wurde. Ich musste eine, wenn auch kleine Zahl von Menschen, die ich mir durch ärztliche Thätigkeit anhänglich gemacht hatte, verlassen. Einige getreue Schüler beklagten meinen Weggang, und erst jetzt trat es deutlich hervor, dass die jüngere medicinische Welt angefangen hatte, mich als ihren Führer zu betrachten, und dass es mir auch gelungen war, die Achtung vieler der älteren Universitätsgenossen zu erwerben. Endlich war die Trennung von der Heimath, sowie von der Familie nicht leicht. Und — sonderbar — der Schauplatz meiner bisherigen Arbeiten und Kämpfe war mir durch diese selbst

theuer geworden, nachdem ich sie überwunden und trotz aller Hindernisse das ersehnte Ziel erreicht hatte. Unter der weichen Stimmung des Abschiedes meldete sich auch zuweilen ein beunruhigender Zweifel, ob ich wohl in dem mir bis dahin ganz fremden Lande wiederum Anerkennung und gemüthlichen Ersatz für die aufgegebene Heimath finden würde. Indessen solche Grillen waren rasch abgeschüttelt und mit froher Zuversicht machte ich mich auf nach Zürich.

Wie aber im Leben so oft mitten zwischen die Gunst des Glückes eine bittere Zugabe fällt, so sollte auch mir gerade jetzt eine schwere Sorge zu Theil werden. Es kommt mir heute noch hart an, davon zu berichten. — Kurz vor Weihnachten 1843 hatte uns die Geburt eines zweiten Töchterchens beglückt. Es war ein besonders liebes Kind und schien sich Anfangs auch rasch und befriedigend zu entwickeln; allein bereits im Februar erkrankte es und hat sich nicht wieder erholt. Unsere Sorge wuchs je länger desto mehr und nahm uns Tag und Nacht in Anspruch. Und gerade jetzt waren wir mit dem Umzug nach Zürich angestrengt beschäftigt. Meine arme Frau litt doppelt schwer, unterzog sich aber tapfer allen unabweislichen Anforderungen. Zu unserer großen Freude gewann es mit dem Eintritt des Frühjahrs den Anschein, als werde eine entschiedene Besserung eintreten, und da die Abreise nicht länger aufzuschieben war, hofften wir die kleine Kranke glücklich übersiedeln zu können. Es ging auch während der ersten Tage Alles ganz leidlich, bald aber verschlimmerte sich der Zustand sehr rasch, und wir mussten das liebe Kind in Frankfurt begraben. — Während jener schmerzensvollen Tage hat mir dort mein Freund, Dr. Heinrich Hofmann, treulich beigestanden. — Wohl diente es der Ueberwindung so tiefen Schmerzes, dass die Fortsetzung der Reise und der Uebergang in die

neuen Verhältnisse die Aufmerksamkeit voll in Anspruch nahm und die Anspannung aller Kräfte erforderte. Aber sehr schwer lastete der Druck eines solchen Verlustes auf dem Herzen und ließ die volle Freudigkeit an dem bevorstehenden Eintritt in eine reiche und freie Berufsthätigkeit nicht aufkommen.

Von Basel aus erreichten wir im Abenddunkel endlich unser Ziel und fanden in dem Gasthof zum Schwert Unterkunft. Als am andern Morgen der Blick auf den schönen Fluss und das rege Leben in seiner Umgebung, und darüber hinaus auf den See und die fernen Berge fiel, begrüßten wir freudig die neue Heimath, die uns im Laufe der Zeit zu einer wirklichen lieben Heimath werden sollte.

Leider zeigte es sich, dass meine arme Frau nach erreichtem Ziel auch am Ende ihrer Kräfte war und zunächst krank darnieder liegen musste. Ich trat daher erst allein den neuen Dingen und Menschen entgegen. Die Anmeldung bei den Behörden, die Begrüßung der Collegen wurde rasch vollbracht. Ueberall fand ich eine freundlich zuvorkommende Aufnahme. Zugleich fühlte ich mich angeheimelt von der Eigenthümlichkeit der alterthümlichen, unregelmäßig gebauten Stadt, erfreut durch die Schönheit der neueren, zum Theil großartigen Anbauten, vor Allem aber entzückt durch den Reiz der umgebenden Landschaft. Die Eindrücke dieser ersten Tage waren bereits sehr befriedigend. Als nun auch, unter der freundlichen Beihülfe der Frau Dr. Rahn-Escher, eine passende Wohnung in Stadelhofen im „Olivenbaum“ gefunden war, und wir, nach der Genesung meiner lieben Frau, uns behaglich eingerichtet hatten, begann ein neues Leben.

Am 1. Juli 1844 trat ich mein Amt an. Das neue Cantonspital, oberhalb der Stadt auf einer Vorstufe des Zürichberges gelegen, zeigte sich mir als eine musterhafte Anstalt, die auch heute noch, neben allen seitdem gemachten Fortschritten in der Spitalhygieine, sich sehen lassen kann. Die ganze Art der inneren Einrichtung, ihre Zweckmäßigkeit ohne äußeren Prunk und die durchgängig ausgezeichnete Reinlichkeit versprach ein erfolgreiches ärztliches Wirken. Dazu die freie gesunde Lage mit der weiten prächtigen Aussicht, — Alles zusammen gab mir neue Freudigkeit und Arbeitslust.

Die medicinische Studentenschaft war Anfangs sehr zusammengeschmolzen, indem ein großer Theil meinem Vorgänger Pfeufer nach Heidelberg gefolgt war, und neuer Nachwuchs noch nicht stattgefunden hatte. Dieser stellte sich jedoch mit jedem folgenden Semester mehr und mehr ein. Auch aus den benachbarten deutschen Staaten kam Zuzug. Mit meinen Zuhörern bin ich während meiner ganzen Züricher Thätigkeit sehr zufrieden gewesen. Die große Mehrzahl zeigte den rühmlichsten Fleiß, und die Vorbildung der meisten (insbesondere derer aus den Cantonen Zürich und St. Gallen) war vorzüglich*). Ein wesentlich erleichternder Umstand war es, dass ich gleich einen sehr willigen und tüchtigen Assistenten (Dr. Bühler) vorfand, der in jeder Weise befähigt war, mich zu unterstützen. Im Anfang hatte ich einige Schwierigkeit, die alemannische Mundart der Kranken zu verstehen, fand mich aber bald hierin zurecht und hatte die Genugthuung, das Vertrauen meiner Pfleglinge zu gewinnen. Auch das Wartepersonal gab mir alle Ursache zur Zufriedenheit.

* Vier derselben: Cloetta, Ernst, Goll und Horner, haben sich später als Professoren an der Hochschule ausgezeichnet bewährt.

Mit den älteren Mitgliedern der medicinischen Facultät gestaltete sich das Verhältniss ganz collegialisch. Zu gleicher Zeit mit mir waren drei jüngere Männer hinzugetreten. Engel, für das Fach der Anatomie von Wien berufen, war eigentlich mehr Patholog und als solcher ausgesprochen doctrinär, Verfechter einer sehr willkürlichen Humoral-Pathologie. Nichtsdestoweniger konnte ich mich mit ihm ganz gut vertragen. Noch besser aber mit dem von Tübingen als Prosector herbeigekommenen Frankfurter H. Meyer, der, als Lehrer vortrefflich, sich nicht minder durch seine wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit vortheilhaft bekannt machte. Mit ihm entwickelte sich bald ein vertrauteres Verhältniss; ebenso mit dem Braunschweiger Giesker, einem eifrigen und tüchtigen Praktiker und Docenten der Chirurgie, späterem Professor dieses Faches. Den größten Gewinn aber brachte mir der Verkehr mit Kölliker, der für Histologie und Physiologie angestellt war. Ich brauche hier nicht seine wissenschaftliche Bedeutung hervorzuheben, denn sie ist ja bald allgemein anerkannt worden, ich will es hier nur aussprechen, dass ich die Bekanntschaft mit ihm zu den erfreulichsten Begebenheiten meines Lebens rechne. Aus der amtlichen und wissenschaftlichen Verbindung mit ihm entwickelte sich eine Freundschaft für Lebenszeit. Das anatomisch-physiologische Institut war nahe benachbart zu dem Hospital, und so konnte ich mir dort jederzeit bei Kölliker für meine mikroskopischen Arbeiten Rath holen; wir tauschten Beobachtungen und Gedanken aus, und bei alledem bin ich immer der am meisten gewinnende Theil gewesen. Auch im geselligen Verkehr trafen wir fast täglich zusammen, Ausflüge in die Umgegend wurden gemeinschaftlich gemacht, gelegentlich nahmen wir Beide und H. Meyer auch an den Symposien der Studenten Theil.

Leider wurde dieses schöne Zusammenleben nur zu bald durch die Berufung Kölliker's nach Würzburg zerstört.

Auch in den drei anderen Facultäten besaß die Züricher Hochschule viele wissenschaftlich hervorragende und durch geistige Lebendigkeit anregende Männer, von denen ich einige, mit denen ich mehr oder weniger nahe bekannt wurde, hier erwähnen möchte.

Unter ihnen zeichnete sich durch seinen berühmten Namen der alte Oken*) aus, dem immer noch die Lebhaftigkeit und Selbstständigkeit des Geistes zu Gebote stand, welche ihn in jungen Jahren schon ausgezeichnet hatte. Obschon seine Glanzzeit hinter ihm lag, übte er doch noch einen großen Einfluss auf seine Zuhörer aus. Auf die Vertreter der einzelnen naturgeschichtlichen Fächer komme ich später noch zurück; aber gleich hier muss ich Löwig nennen, der das Verdienst hat, die neuere Chemie zuerst in Zürich eingeführt zu haben. Er war ein sehr geschätzter Lehrer und entwickelte als solcher eine ausgebreitete Wirksamkeit. — Als erste Autorität unter den Philologen lebte damals noch der berühmte Kaspar von Orelli, ein origineller alter Herr, der mit feinem kritischem Humor aus seinem stillen Studierzimmer auf das Treiben außerhalb hinabsah. Neben ihm wirkte mit großer Anerkennung Sauppe am Gymnasium und an der Hochschule und hat eine Schaar anhänglicher und

* Oken hieß eigentlich Okenfuß, hatte aber, als er sich in Würzburg als Privatdozent habilitirte, die letzte Silbe seines Namens abgeworfen. Dies wurde der befreundeten Familie des Professor Ecker in Freiburg mit den Worten gemeldet: „Wißt Ihr schon, dass unser Laurenz hier seinen Fuß verloren hat?“ Der Schreck über diese vermeintliche Verunglückung verschwand bald durch spätere Aufklärung. Oken lebte fortan und wurde ein berühmter Mann ohne seinen Fuß.

tüchtiger Schüler gebildet. Er wurde bald nach Weimar berufen und im Jahre 1856 gleichzeitig mit mir nach Göttingen. Nach Orelli's Tode kam Köchly nach Zürich und übte durch sein Lehrtalent und sein liebenswürdiges frisches Wesen eine große Anziehungskraft aus. Die letzten Beiden standen mir als specielle Landsleute nahe, mit Sauppe war ich schon während unserer Studienzeit in Leipzig bekannt geworden. Ein dritter sächsischer Landsmann, Mittler, Professor der allgemeinen Geschichte, starb bald nach meinem Eintritt in die Züricher Hochschule. Später vertrat jenes Fach der ebenso liebenswürdige als grundgelehrte Adolf Schmidt. Zwischen diesem im besten Sinne liberal gesinnten Manne und mir bildete sich, da auch die Frauen sich gut verstanden, ein inniges, freundschaftliches Verhältniss. Schmidt ist als Professor in Jena unlängst gestorben. In der theologischen Facultät ragte der alttestamentliche Forscher Hitzig hervor, eine scharfe, streitbare Natur, zu welchem der bescheidene gelehrte Fritzsche das Gegenstück abgab. — Von den Juristen stand mir am nächsten der vielseitig gebildete, feine und scharfsinnige Geib, der später nach Tübingen berufen wurde und dort schon vor längerer Zeit gestorben ist. Dann der höchst gewissenhafte hannoversche Jurist Erxleben, nachmals in hoher Stellung in Rostock. Frau Erxleben war eine von drei durch Schönheit und Geist bekannten Schwestern, alle drei Professorenfrauen; die älteste an den berühmten Chirurgen Bernhard Langenbeck, die andere an meinen späteren Collegen in Göttingen, den trefflichen Botaniker Grisebach, verheirathet.

In der allerersten Zeit meines Züricher Aufenthaltes hatte ich mich begreiflicher Weise zumeist an die aus den deutschen Staaten berufenen Collegen angeschlossen. Es fiel mir alsbald auf, dass sich in diesen Kreisen vorherrschend eine Abneigung gegen die Schweizer und insbesondere gegen die Stadt-Züricher bemerkbar machte, die sich bei Einigen sogar in ziemlich maßloser Weise aussprach. Selbst der berühmte alte Oken, dem hier eine angesehene Stellung bereitet worden war, trat, statt mit bewusster Würde, in missmuthiger Gereiztheit den Zürichern gegenüber. Je mehr ich nun aus eigener Erfahrung Gelegenheit bekam, die Ungerechtigkeit dieser abschätzigen, zum Theil sogar feindseligen Stimmung zu erkennen, desto mehr fühlte ich mich von derselben abgestoßen. Welche Ursachen konnten aber jenem Verhalten zum Grunde liegen? Ich habe viel darüber nachgedacht und will mit den sehr verschiedenen Ergebnissen dieser Ueberlegung nicht zurückhalten. Einige allgemeine Bemerkungen drängten sich dabei auf.

Es ist wohl nicht zu leugnen, dass sich in dem gesammten Lehrerstande, von der Volksschule an bis zu der Hochschule, ein besonderes Etwas ausbildet, was mit der Eigenthümlichkeit des Berufes zusammenhängt, und je nachdem bei Einzelnen oft schon in der ganzen äußeren Haltung ausgeprägt ist. Der Lehrer steht der ihm übergebenen Jugend autoritativ gegenüber, dem wissbegierigen Schüler mit der Würde des Vermittlers alles Wissens. Da er gewohnt ist, lehrhaft zu sein und in der Schulstube absolut zu herrschen, so fühlt er sich gern über seine ganze Umgebung geistig erhaben. Wird dieses hohe Selbstgefühl auch in weiteren Lebenskreisen geltend gemacht, so giebt es natürlich Anstoß auf der einen und das Gefühl gekränkter Würde auf der anderen Seite.

Was unseren besonderen Fall betrifft, so kamen die meisten der von auswärts Berufenen aus den kleineren Universitätsstädten, in welchen die Professoren unbestritten die oberste Stellung in der Gesellschaft einnehmen. Sie hatten vielleicht erwartet, in Zürich ein gleiches Verhältniss wiederzufinden, standen aber hier einem starken Bewusstsein in allen Schichten der Bevölkerung gegenüber, wie es schon in Folge der politischen Zustände seit Jahrhunderten zur Berechtigung gelangt war. Den städtischen Patriziern insbesondere gab die Erinnerung an die frühere Machtstellung im Staate eine Selbstständigkeit, welche durch einen mehr oder minder bedeutenden Besitzstand noch gesteigert wurde. Aehnliches beobachten wir ja auch in unseren Hansastädten. Wir hierher berufenen Professoren waren meistens junge Anfänger, was Lebenserfahrung und Vermögen betrifft, und da ist es allerdings begreiflich, dass unsere Gefühle hie und da verletzt wurden; denn auch unter den Zürichern gab es, wie ja überall, gar viele Menschen von wenig feinfühliger Art. Diejenigen unter uns Fremden, die aus größeren Städten stammten, in denen die Universität neben anderen, theils gleich bedeutenden, theils höher gestellten Elementen ihren Platz hat, waren freier von solcher Empfindlichkeit und bewegten sich in Zürich unbefangen und wie Gleichberechtigte, ohne weitergehende Anforderungen geltend zu machen. Gab es doch auch unter den einheimischen Gelehrten Männer von sehr verschiedenen Ansprüchen an äußere Stellung; da wurde eben Jeder nur nach seinen Leistungen geschätzt.

Dies scheinen kleinliche, der näheren Betrachtung unwerthe Dinge, und doch wird dergleichen in allen menschlichen Verhältnissen jederzeit eine unverhältnissmäßig wichtige Rolle spielen. Von vornehmerer Bedeutung in Bezug

auf die oben erwähnten Missstimmungen waren in damaliger Zeit die politischen Zustände, und diese erfordern wohl auch eine kurze Erläuterung.

In den dreißiger Jahren hatten wichtige Veränderungen im Canton Zürich stattgefunden. Die städtische Oligarchie, welche die veralteten und vielfach ungerechten Staatsformen festgehalten hatte, musste einer mehr demokratischen Richtung weichen und auch die Regierung des Cantons zugleich mit der gesammten Landschaft theilen. Von Grund aus wurde das ganze Staatswesen umgeformt und mit unleugbarer Genialität große und wohlthätige Neuschöpfungen zu Stande gebracht. Die drohenden Festungswerke fielen, die Stadt öffnete sich dem Lande, indem sie sich selbst zugleich nach der Landschaft ausbreitete. Alles war im raschen jugendlichen Fortschreiten, welches der älteren Generation wohl oft wie rücksichtslose Ueberstürzung erscheinen mochte. Als nun die radicale Regierung leichtsinniger Weise den Missgriff mit der Berufung von D. Strauß zur Professur der Dogmatik machte, empörte sich das sehr kirchlich gesinnte Volk, und es kam zu einem leider gewaltsamen Umsturz. Die conservative Partei, oder besser gesagt, eine vermittelnde politische Richtung, als deren leitender Geist Bluntschli anzusehen war, kam an die Spitze. Durch die erwähnten Vorgänge waren natürlich alle Parteileidenschaften aufgeregt worden. Bald fingen die Gegner dieser neuen Regierung an zu fürchten, dass die offenbar vielfach wohlthätigen Neuerungen dem Rückschritt unterliegen oder doch ins Stocken gerathen könnten. So entwickelte sich ein Misstrauen, welches namentlich das von den Radicalen in ausgezeichneter Weise organisirte Schulwesen für ernstlich bedroht ansah. Eine Unzufriedenheit fing an, mehr und mehr in der Bevölkerung um sich zu greifen, und wurde, wie es ja in solchen Fällen

gewöhnlich geschieht, von der gestürzten politischen Partei genährt. Die Gegensätze zwischen Stadt und Land machten sich auch wiederum geltend, kurz, es trat eine Zeit wachsender Gährung ein. Dass sich die Parteien gegenseitig nicht schonten, versteht sich von selbst, und ebenso, dass dabei von billigem und gerechtem Urtheil wenig die Rede war.

Die Gründung der Hochschule hatte unter dem radicalen Regiment stattgefunden, und dieses konnte wohl auf seine Schöpfung stolz sein. Es ist begreiflich, dass bei der Anstellung der Professoren, so weit sich dies mit den wesentlichen Anforderungen vertrug, ein Werth auf die politische Gesinnung gelegt wurde. Da bei den Berufungen von auswärts meist jüngere Docenten gewonnen wurden, die auf deutschen Universitäten in vormärzlicher Zeit vorherrschend links gestimmt zu sein pflegten, so fand man in ihnen eine willkommene Verstärkung der Partei. Nach dem Sturz der radicalen Regierung wendete sich dieses günstige Verhältniss in das Gegentheil. Es kann denjenigen deutschen Professoren, die sich einer bestimmten politischen Richtung angeschlossen hatten, nur zur Ehre gereichen, dass sie treu zu ihren Freunden, auch nachdem diese machtlos geworden waren, hielten und hie und da in öffentlichen Fragen mit Wort und Schrift lebhaft für sie eintraten. Dies musste aber natürlich zu einer Verstimmung Seitens der jetzigen Regierung führen. Und da man sich, wie überall, so auch in der Schweiz, nicht gern von Fremden in die eigenen Angelegenheiten dreinreden lassen mochte, so erfolgten zuweilen unsanfte Abweisungen. Kamen dann noch abschätzige Beurtheilungen der damaligen deutschen Zustände zum Ausdruck, so konnte das die beiderseitige Missstimmung nur verschärfen. In dieser Periode unerfreulicher Wirrungen kam ich nach Zürich, und es dauerte natürlich einige Zeit,

bevor ich mich in denselben zurecht zu finden im Stande war. Ich hatte mich früher um die politischen Vorgänge in der Schweiz kaum bekümmert und trat nun denselben in vollständigster Unbefangenheit gegenüber. Es widerstand mir an sich jede leidenschaftliche Parteinahme um so mehr hier, als ich in den verschiedenen Züricher Kreisen nur Freundliches erfuhr, und es meinem Geschmack widersprach, politische Fragen im geselligen Verkehr aufzurühren. Auf diese Weise blieb ich nichts weiter, als ein aufmerksamer Beobachter der Ereignisse und mischte mich nicht in das Parteitreiben. Ich hatte übrigens gerade genug damit zu thun, mich in den amtlichen Verhältnissen einzurichten, mein schönes Hospital zu besorgen und die Vorträge über die gesammte Pathologie vorzubereiten, welche letztere Aufgabe mir hier zum ersten Male entgegentrat. Erholung und Zerstreuung suchte ich dann lieber in der vor meinen Augen sich ausbreitenden schönen Landschaft, als in den leidigen politischen Gesprächen mit unzufriedenen Menschen.

Durch Kölliker war ich in den Kreis der Mitglieder der naturforschenden Gesellschaft eingeführt worden, wo ich bald heimisch wurde und mich namentlich mit dem geistvollen O. Heer und mit dem trefflichen Arnold Escher von der Linth befreundete. In dieser gelehrten Gesellschaft herrschte damals ein reges Leben. Nägeli gab hier zuerst seine bedeutenden Forschungen über die Entwickelungsgeschichte der Algen bekannt, Heer seine paläontologischen Entdeckungen der tertiären Flora und Fauna und die damit zusammenhängenden Anschauungen von der Gestaltung der vorweltlichen Natur. Escher erklärte den Bau der Alpen-

gebirge, dessen Räthsel er mit so großem Erfolge zu lösen beschäftigt war. Mousson hielt uns im Laufenden über den Gang der physikalischen Arbeiten. So brachte ein Jeder sein Bestes zur allgemeinen Kenntniss. — Oft waren fremde Naturforscher willkommene Gäste. Im Herbst kam fast alljährlich Charpentier von Bex, in dem ich zu meiner Freude einen früheren sächsischen Landsmann erkannte. Er brachte seinen getreuen Venetsch mit, den Sohn jenes Mannes, der zuerst die Aufmerksamkeit Charpentier's auf das wahre Verhältniss der erratischen Blöcke und die darauf gegründete Gletschertheorie gerichtet hatte. — Wiederholt war der berühmte Leopold von Buch in Zürich, um mit Heer und Escher zu verkehren. So auch Desor, Studer u. A. — Schönbein, der geistvolle Chemiker von Basel, dessen Ozon-Forschungen damals anfingen, Aufsehen zu machen, reizte mich, den Zusammenhang zwischen Ozon in der Luft und dem Auftreten epidemischer Krankheiten zu prüfen, leider ohne dass dabei etwas Bestimmtes herauskam. Schönbein war immer voll origineller Einfälle und wusste dieselben mit bestem Humor vorzutragen.

Im Frühjahr und Herbst machte Professor Escher mit seinen Schülern zu geognostischer Belehrung Ausflüge in die Umgegend, denen ich mich an Sonntagen, so oft ich konnte, anschloss. Da lernte ich so recht meines Freundes ernsten und ehrlichen Forschungsgeist kennen, der sich auch in allen seinen übrigen Charaktereigenschaften wiederspiegelte. Es hat gewiss nicht viele solche bedeutende und zugleich selbstlose und bescheidene Naturen gegeben, wie Arnold Escher. Und wie liebenswürdig war auch das Verhältniss zu seinen Schülern.

Einst in den Osterferien hatte ich das Vergnügen, Oswald Heer auf einem mehrtägigen Ausflug an den Boden-

see in die Steinbrüche von Oeningen, Wangen und Umgebung zu begleiten. Mit uns war Graf Benzel, Sohn des bekannten Dalberg'schen Ministers aus Napoleonischer Zeit, der in Mariahalden am Zürichsee ein Landhaus bewohnte. Wir Drei klopften aus dem Gestein so viele fossile Insecten heraus, dass Heer bei Bestimmung der Käfer in Verlegenheit kam und endlich gar unsere Namen in diesen vorweltlichen Thierchen verewigte.

Ein zweiter gelehrter Verein, dem ich mich anschloss, war die durch ihre Veröffentlichungen in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannte „Antiquarische Gesellschaft". Ihr Gründer und Vorstand, Ferdinand Keller, ist durch die erste Entdeckung und sofortige richtige Würdigung der „Pfahlbauten" berühmt geworden. Aber auch andere Mitglieder dieser Gesellschaft haben sich durch ihre Arbeiten einen verdienten Namen gemacht: so die Brüder Georg und Friedrich von Wyss, der bescheidene, kenntnissreiche Philolog H. Meyer, Ettmüller u. a. m. Meyer im Berg, wie er auch nach seinem reizend gelegenen Wohnsitz genannt wurde, war ein gemüthvoller, liebenswürdiger Mann und ist mir ein werther Freund bis an sein Lebensende geblieben. Er und Keller kamen durch meine ärztliche Thätigkeit in ein näheres Verhältniss zu mir. Keller, ein vielseitig gebildeter Mann von scharfem Verstand und feiner Beobachtungsgabe, zeigte sich, selbst in seinen Junggeselleneigenheiten, niemals unbedeutend. In jedem Sommer verschwand er auf einige Wochen nach irgend einem versteckten Orte in der Schweiz, aus dem er bei seiner Rückkehr stets neue Entdeckungen naturhistorischer, antiquarischer, historischer u. s. w. Art mitbrachte. Er war ein entschieden findiger Mensch, der, wo man auch anpochte, Bescheid zu geben wusste; dabei ergötzlich durch trockenen Humor.

Die alte Neigung zu der bildenden Kunst veranlasste mich zum Eintritt in die Züricherische Künstlergesellschaft, der mir denn auch bereitwilligst gewährt wurde. Diese anfänglich nur ganz private gesellige Vereinigung von Künstlern, Dilettanten und Kunstfreunden hatte sich allmälig weiter entwickelt und war durch die Beiträge der Mitglieder und durch Vermächtnisse zu nicht unbedeutenden Sammlungen und in den Besitz eines schönen Grundstückes gekommen. Die Gesellschaft veröffentlichte alljährlich in einem „Neujahrsstück" biographische Nachrichten über einheimische Künstler u. dergl., veranstaltete in Verbindung mit ähnlichen schweizerischen Vereinen periodische Ausstellungen, schaffte Bildungsmittel für Kunstjünger an und hatte es schon jetzt zu einer vielversprechenden Bedeutung gebracht. Am Donnerstag Abend kam man auf dem „Künstlergütli" zusammen zu geselligem Verkehr und Betrachtung älterer und neuerer Kunstsachen. Der alte Herr Ludwig Vogel, ein Zeitgenosse von Cornelius, Overbeck, Jul. Schnorr u. A. aus der Studienzeit in Wien und Rom, wusste sehr lebhaft und interessant zu erzählen. — Der treffliche Aquarellist Wolfensberger gab Geschichten aus der römischen Zeit von Horaz Vernet und Riedel zum Besten. — Weidemann, ein Winterthurer Künstler, zeigte seine italienischen und nordafrikanischen Studien vor. — Auch bekamen wir hier die frühesten Arbeiten des bald so berühmt gewordenen Thiermalers R. Koller zu sehen. — Am meisten zog mich der sinnige, als feiner Colorist bekannte Konrad Zeller an. Außer in Genre und Landschaft leistete er Vorzügliches im Portrait. Er hat mich, meine Frau und besonders gut meinen Schwiegervater Campe gemalt. Die Gemäldesammlung der Künstlergesellschaft besitzt eine Reihe schöner Arbeiten von seiner Hand. — Präsident des Vereines war Bürgermeister Hess, der Sohn des

ausgezeichneten Landschaftsmalers Ludwig Hess, von dessen Werken in der erwähnten Sammlung eine große Anzahl bewahrt wird. — An Unterhaltung und Abwechselung fehlte es hier nicht, und wie schön ruhte es sich nach gethaner Arbeit an Sommerabenden auf der Terrasse des hochgelegenen Künstlergütli im Anblick der reizendsten Landschaft aus.

Man sieht, Zürich gewährte, wenn man nur wollte und sich nicht schmollend zurückzog, die mannigfaltigste geistige Anregung. Aber auch in der engeren Häuslichkeit und in einem allerdings weniger lebhaften geselligen Verkehr fand ich viele Befriedigung.

In meinem Hausherrn, Oberst von Orelli, Großhändler in Oel, lernte ich alsbald einen strammen conservativen Stadtbürger, zugleich aber einen gemüthvollen, einfachen, treuen Mann kennen. Niemals kam es während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Zürich und in seinem Hause zu einem Missverständniss, geschweige denn zu einem Streit. Frau von Orelli, Sohn und Tochter zeigten sich ebenfalls stets freundlich und hülfreich und gegen unser Töchterchen so liebreich wie nächste Verwandte. Es war ein friedliches Zusammenleben in diesem Hause in Stadelhofen, wie ich es immer in dankbarem Andenken behalten habe. Noch heute wechsele ich zuweilen Briefe mit der einzig überlebenden Tochter. Keines fragte in diesem Hause nach der politischen Gesinnung des Anderen.

Dr. Rahn-Escher, damals Mitglied des Erziehungsrathes, hatte die Unterhandlungen wegen meiner Berufung geführt. Er war ein entschieden politischer Mann und hatte im Jahr 1839 bei dem Umsturz der radicalen Regierung eine führende Rolle gespielt, wie ich vermuthen möchte, nicht ganz aus eigenem Antrieb. Die Folge davon, Misstrauen und bitteren

Hass der Gegner, musste er auf sich nehmen. Die Familie Rahn hatte durch mehrere Generationen der Stadt Zürich hervorragende Aerzte geliefert. Auch Dr. Rahn-Escher übte eine ausgebreitete Praxis und war im Dienste seiner Kranken unermüdlich. Ich habe mit ihm öfter ärztliche Consultationen gehabt und bin mit dem klugen und feinen Manne stets sehr gut ausgekommen. Er war im Umgang offenherzig, etwas lehrhaft, aber interessant. Ueber seine politischen Thaten haben wir nie mit einander gesprochen; niemals habe ich ihn über seine politischen Gegner anders als anständig und gerecht urtheilen hören. Sein ältester Sohn wurde mein Schüler und ist mir bis jetzt ein treuer anhänglicher Freund geblieben. Durch Dr. Rahn machte ich die Bekanntschaft des Herrn Pestalozzi-Hirzel, der an der Spitze eines Bankgeschäftes stand, eines Mannes von regem Geist und vielseitiger Bildung. Er besaß ein vornehmes Landhaus mit prachtvoller Aussicht über See und Gebirge. Seine geschäftlichen Verbindungen brachten es mit sich, dass hie und da Fremde, auch musikalische Künstler, sein Haus besuchten, wo auch ich mit den Meinigen freundliche Aufnahme fand.

Eigenthümlich war die Einführung in eine Familie, zu welcher ich in ein besonders wohlthuendes Verhältniss mit der Zeit getreten bin. Legationsrath Bräuer vom Ministerium des Auswärtigen in Dresden, ein Wittenberger Universitätsfreund meines Vaters, hatte mir bei meiner Abreise nach Zürich einen ministeriellen Empfehlungsbrief an den dortigen sächsischen Consul, Herrn Escher-Hess, mitgegeben. Ich fand einen freundlichen lebhaften Herrn, der das überbrachte Schreiben sorglich las und sich bereit erklärte, mir gefällig zu sein, dies um so mehr, da, wie er sagte, bisher seine amtliche Thätigkeit als Consul noch kaum in Anspruch

genommen worden sei. Wir besuchten seine Familie in ihrer Sommerwohnung in Unterstraß. Das stattliche und behagliche Haus, oberhalb der Limmat in schönen baumreichen Gartenanlagen gelegen, von Rebengeländen umgeben, hatte freie Aussicht einerseits in das Limmatthal, andererseits über die Stadt weg nach dem See und den Bergen, fast gerade gegenüber traf der Blick den Uetliberg. Frau Escher, eine Dame von vornehmer Haltung und freundlichem Entgegenkommen, machte uns mit ihrer ältesten Tochter und dem stattlichen Schwiegersohne, Herrn Stockar, bekannt, sowie mit zwei eben erwachsenen Töchtern, welche in ihrer blühenden Jugend, die eine blondgelockt, die andere brünett, mitten im Blumengarten uns heiter entgegentraten. Herr Escher, durch ausgezeichnete Thätigkeit in angesehener kaufmännischer Stellung, hatte sich bei den großen baulichen Arbeiten gelegentlich der Umgestaltung der Stadt Zürich sehr verdient gemacht und wurde auch der Begründer der ersten Eisenbahn in der Schweiz, welche in Folge äußerer Hindernisse längere Zeit auf die Strecke Zürich und Baden im Aargau beschränkt blieb. Der Verkehr in diesem Hause setzte sich fort und befestigte sich noch mehr in Folge der Anspruchnahme meiner ärztlichen Thätigkeit. Selbst nach meinem Weggang von Zürich hat er nie ganz aufgehört und dient noch jetzt zur Erheiterung meiner alten Tage.

Auch außerhalb der Stadt fanden sich willkommene Anknüpfungen. In schönster Lage am See, in dem großen und reichen Dorfe Horgen wohnte Herr Baumann-Diezinger, ein angesehener Seidenfabrikant. Dieser intelligente und thatkräftige Mann hatte früher mehrere Jahre hindurch ein Zweiggeschäft in Leipzig und war in nähere Verbindung mit Verwandten der Familie meiner Frau getreten. Jetzt lud er uns freundlichst nach Horgen, wo wir im Laufe der Jahre

öfter gastfreie Aufnahme in der vielseitig gebildeten Familie fanden. Später verlegte Herr Baumann sein bedeutend vergrößertes Geschäft nach der Stadt, wo dasselbe noch jetzt in den Händen seines Schwiegersohnes und ältesten Sohnes blühend besteht. Ein zweiter Sohn leitet ein mit jenem verbundenes Handlungshaus in Mailand.

Die zweite Stadt des Cantons Zürich, das gewerbreiche, kaufmännisch und politisch ungemein rührige Winterthur, hatte ich Anfangs nur flüchtig bei ärztlichen Berathungen besucht. Bald aber fand ich mit den Meinigen auch dort freundschaftliche Beziehungen, so mit den Familien Dr. Troll, Greuter, Biedermann u. A. Aus Winterthur stammte der berühmte sächsische Hofmaler Anton Graff, von dem ich hier mehrere treffliche Bildnisse zu sehen bekam. Auch wurden mir in der städtischen öffentlichen Bibliothek, sowie in einigen Privatsammlungen manche sehenswerthe Kunstwerke gezeigt. Die Bekanntschaft mit dem vortrefflichen Winterthurer rothen Wein, die ich veranlasst wurde in einer großen Privatkellerei zu machen, darf ich hier doch auch nicht unerwähnt lassen.

Mein Beruf brachte es mit sich, dass ich mit den verschiedensten Stufen und Kreisen der Bevölkerung in die nächste Berührung kam. Zwar unterließ ich es, eine hausärztliche Praxis auszuüben, denn es schien mir nicht gerechtfertigt, den praktischen Aerzten Concurrenz zu machen, dagegen erklärte ich mich gern bereit, mit diesen zu Berathungen zusammenzutreten. Je mehr nun im Laufe der Zeit das Vertrauen zunahm, desto häufiger wurde mein Beirath in Anspruch genommen. So bin ich nicht nur im Canton Zürich, sondern auch fast in der ganzen Ostschweiz

und in den Urcantonen, selbst in den entlegensten Orten, bei Hoch und Niedrig herumgekommen. Unter solchen Verhältnissen wird man wohl befähigt, die Menschen nach ihrem eigensten Gebahren kennen und beurtheilen zu lernen. Obschon ich nun hier wie anderwärts menschlichen Schwächen und Untugenden genug begegnet bin, so kann ich doch im Allgemeinen der Bevölkerung dieser Lande ein vorherrschend günstiges Zeugniss ausstellen. Gewissenhaftigkeit im Thun, Standhaftigkeit im Leiden, einfaches, treuherziges Wesen, Dankbarkeit auch lange über die Zeit der Noth hinaus fand ich beinahe durchgängig. Dass übrigens die Menschen in der Schweiz meist tüchtig und beharrlich in der Arbeit und bescheiden in ihren Bedürfnissen sind, ist ja bekannt. Zum Ruhme ihrer werkthätigen Freigebigkeit sprechen die zahlreichen wohl ausgestatteten Anstalten für Kranke und Gebrechliche aller Art. Und in wie hervorragender Weise wird nicht für Schulen und überhaupt für alle Zweige des Unterrichtswesens gesorgt. — Allerdings vermisst man auch nicht die Kehrseite solcher Vorzüge. Der Erwerbstrieb ist bei den Einzelnen doch mehr auf egoistische als ideale Güter gerichtet, die Sparsamkeit artet oft in Geiz aus, Thatkraft geht in Herrschsucht gegen Untergebene über. Auch die Form, in welcher die guten Eigenschaften zur Aeußerung kommen, kann recht trocken und kühl, ja sogar das Wohlthun mit einer gewissen Härte ausgeübt werden. Dagegen findet Schlaffheit und Weichlichkeit überall nicht statt. — Die warme Vaterlandsliebe und der gerechte Stolz auf die heimischen Zustände spricht sich nicht selten dem Fremden gegenüber verletzend und ungerecht aus, während umgekehrt kritische Bemerkungen von anderer Seite übergroße Empfindlichkeit hervorrufen. — Alles in Allem genommen überwiegen aber die guten

Eigenschaften und selbst bei den weniger guten lässt sich ein charaktervolles Wesen durchfühlen, dem man eine gewisse Anerkennung nicht versagen mag.

Im Allgemeinen scheinen die Musen und Grazien nicht gerade Stammgäste im Züricherischen Hause zu sein. Und doch fehlt es von der Zeit des Ritter Manesse an bis zur Gegenwart nicht an einzelnen der schönsten poetischen Leistungen. Erinnern wir nur, abgesehen von der mehr kritischen Bedeutung der Bodmer und Breitinger, an Salomon Gesner und Martin Usteri und neuestens an Gottfried Keller, an K. F. Meyer u. A., der Volkslieder nicht zu gedenken. Der bildenden Kunst, die hier so manches Bedeutende aufweist, habe ich bereits Erwähnung gethan. Allgemein verbreitet und erfolgreich ist auch die Pflege der Musik. Um Aelteres zu erwähnen, so hat ja ein von Usteri gedichtetes und durch Nägeli in Musik gesetztes Lied: „Freut Euch des Lebens u. s. w.“ sich so zu sagen die ganze Welt erobert. Und was zumal die Entwickelung der Physiognomie der Stadt Zürich betrifft, wird man, neben den zahlreichen architektonischen Schönheiten im Einzelnen, die ebenso geschmackvolle als großartige Neugestaltung des Ganzen bewundernd anerkennen müssen.

In erfreulicher Weise hatte sich allmälig unser Leben in Zürich entwickelt und immer heimischer waren wir daselbst geworden. Es fehlte bald auch nicht an Besuchen aus der Heimath. Der Erste, der sich einstellte, war mein

stets rüstiger und unternehmender Schwiegervater Campe. Im folgenden Jahre hatte ich die Freude, meine lieben Aeltern und meine beiden jüngsten Schwestern bei uns aufnehmen zu können. Später verging selten ein Sommer, ohne dass sich eines oder mehrere Glieder unserer beiderseitigen Familien einfanden. Mit ihnen wurden während meiner Ferienzeit die genussreichsten Fahrten nach allen Richtungen in der Schweiz ausgeführt. — Außerdem brachte die schöne Jahreszeit stets auch andere Besuche von Freunden und von Fremden, da ja die Schweiz die mächtigste Anziehungskraft auf Erholungsreisende ausübt. Wir erneuerten alte und machten neue Bekanntschaften der verschiedensten Art und Bedeutung.

Viele ärztliche Collegen, die auf dem Durchzuge in Zürich Rast hielten, suchten mich auf. Unter diesen war eine sehr angenehme Persönlichkeit der mit mir gleichalterige Straßburger Professor Küss, welcher im Jahre 1870 als der letzte französische Maire seiner Vaterstadt viel genannt worden ist. — Von den mehreren englischen Collegen zeichnete sich der liebenswürdige Dr. Forbes aus, der bekannte Redacteur des *Medico-Chirurgical Review*. Wie so viele seiner Landsleute hatte er auf seiner von mir ihm vorgezeichneten Schweizerreise eine besondere Liebhaberei verfolgt, nämlich die Nachtwächtergesänge der verschiedenen Orte zu sammeln. Mit Hülfe von Freund Ferd. Keller, der dergleichen Alles kannte, half ich ihm die betreffenden Aufzeichnungen zu machen*. — Am seltensten zeigten sich französische medicinische Professoren. Ich erinnere mich

* Dr. Forbes hat eine sehr anziehende Beschreibung seines Aufenthaltes in der Schweiz unter dem Titel: *A Physicians Holyday in Switzerland* herausgegeben.

nur eines Collegen aus Nancy, eines sonst ganz umgänglichen Herrn, mit dem ich aber im Laufe des Gespräches in ein hitziges Wortgefecht gerieth, da er die ganzen linksrheinischen Lande auf das Keckste für die französische Nationalität in Anspruch nahm. Aecht französisch meinte er, schon die Namen *Cologne, Mayence, Spire etc.* seien ja beweisend genug. — Am zahlreichsten stellten sich die deutschen Collegen ein. Von Skandinaviern will ich nur den Lepraforscher Danielsen nennen, von den Russen den geistvollen Pirogoff.

Fast wurde es während der schönen Jahreszeit des Guten zu viel, denn so willkommen und anregend die meisten dieser Gäste auch waren, so nahm doch der Verkehr mit ihnen gar zu viel Zeit in Anspruch. Diese war mir aber knapp genug zugemessen.

Der Erziehungsrath hatte mich, als Nachfolger von Bluntschli, zum Rector der Hochschule ernannt und in diesem in der Regel sehr ruhig verlaufenden zweijährigen Amte bekam ich ausnahmsweise mehrere aufregende und zeitraubende Geschäfte zu erledigen. — In jenen Jahren war man gewöhnt, Alles zu einer Angelegenheit der politischen Parteien zu machen. Da wurde z. B. auch eine studentische Unart gegen einen der Professoren zu einer solchen aufgebauscht, mir aber, als Rector, die Einleitung zu einer Untersuchung wie bei einem Criminalprocess zugemuthet. Ich hatte die größte Mühe, die Sache wieder in das richtige Geleise der Pädagogik zurückzuführen und den zu einer Gegendemonstration gereizten Studenten diese Absicht zu vereiteln. Indessen wurde bei dieser Gelegenheit der Universitätscarcer zum ersten Male benutzt, was schließlich die Jugend wieder in eine humoristische Stimmung versetzte. Unter der Hand vernahm ich, dass mein Name

mit der akademischen Zwingburg in Verbindung gebracht worden sei.

Zu meinen akademischen und Hospitalgeschäften und den ärztlichen Berathungen kam noch mehrere Jahre hindurch die Betheiligung an der Thätigkeit des Gesundheitsrathes, in welche Behörde ich gewählt worden war. Außer den Sitzungen wurde ich mit der Abfassung weitläufiger und schwieriger Gutachten beauftragt, so dass ich froh war, als ich endlich die Actenstöße aus meiner Studierstube verschwinden sah.

Um aber wieder auf auswärtige Besucher zurückzukommen, so muss ich einige namhafte Persönlichkeiten von solchen erwähnen, die meinen ärztlichen Rath in Anspruch nahmen. — Da ist zuerst die Gräfin Langenstein zu nennen. Diese liebenswürdige Dame war bekanntlich die zur linken Hand angetraute Gemahlin des Großherzogs Ludwig von Baden gewesen und lebte jetzt als Wittwe auf der Insel Mainau bei Constanz, welches reizende Besitzthum ihr der Großherzog vermacht hatte, während ihrem Sohne die Herrschaft Langenstein im Hegau zugefallen war. Ihre Tochter hatte sich mit dem Grafen Douglas, von der schwedischen Familie dieses Namens, verheirathet. — Die Gräfin kränkelte seit längerer Zeit und da sie in ihrer Nachbarschaft durch Misshelligkeiten beunruhigt wurde, beschloss sie, für einige Zeit nach Zürich zu gehen und sich in meine Behandlung zu begeben. Sie sowohl als auch ihr Schwiegersohn und ihre Tochter nebst zwei allerliebsten Kindern bezogen die schön gelegene „Falkenburg“ in meiner Nähe. Es war mir interessant, von der sehr mittheilsamen Dame zu vernehmen, dass sie zuerst das Talent des Malers Winterhalter entdeckt hatte, der, ursprünglich ein armer Schwarzwälder Bursche, später der beliebteste Bildnissmaler an fast allen euro-

päischen Höfen geworden ist. Auf der Mainau sah ich Anfänge seiner Kunst, welche sehr gegen die späteren Leistungen abstachen. Auch die gute Marie Ellenrieder hatte die Gunst der Gräfin Langenstein erfahren. Leider nahm die Krankheit dieser Dame einen sehr bedenklichen Charakter an und führte nach einem längeren schweren Siechthum zum Tode. Graf Douglas zog mit den Seinigen wieder nach der Mainau, verkaufte aber später die Insel an den Großherzog Friedrich von Baden, da die Unterhaltung des großartigen früheren Deutschordens-Schlosses, sowie der gesammten Anlagen zu kostspielig war und in keinem Verhältniss zu den Einkünften des Besitzthums stand. Die Reize dieses Kleinodes des Bodensees werden mir unvergesslich bleiben.

An meine früheste Knabenzeit wurde ich erinnert, als ich zur ärztlichen Behandlung in die Familie Szymanowsky gerufen wurde. Die Gräfin Szymanowsky war nämlich die Schwester jener drei Prinzen Cäsar, August und Darius Poniatowsky aus dem weiland Volgmann'schen Erziehungsinstitute in Dresden. Nach den unglücklichen politischen Ereignissen in ihrer Heimath war die Familie, wie so viele andere Polen, in die Verbannung gegangen. Die Gräfin hatte zuletzt mit Sohn und Töchtern das Schloss Kefikon im Canton Thurgau bewohnt, ein Haus, dadurch merkwürdig, dass durch die Küche desselben die Grenze zweier Cantone läuft, was zu manchen drolligen polizeilichen Verwickelungen in früherer Zeit Gelegenheit gegeben hat. Diesen ziemlich einsamen Aufenthalt vertauschte die Familie mit Zürich, zog aber später von da nach Genf. Dort lebt, nach dem Tode der Mutter und der beiden Schwestern, noch jetzt der Graf Oswald Szymanowsky, mit dem ich fortwährend in freundlichster Verbindung geblieben bin.

In der Nähe von Zürich, in Bendlikon, hatte sich der

Graf Plater angesiedelt und bildete einen Mittelpunkt für die überall zerstreuten polnischen Flüchtlinge. Von diesen kehrte der in der Slavenwelt bekannte Tobiansky öfter bei ihm ein und hat auch mich besucht. Dieser Mann war eine merkwürdige Art mystischer Philosoph; er hielt mit einer den Slaven eigenthümlichen melancholischen Gluth begeisterte Reden. Unter den Polen hatte er viele warme Anhänger, sie hielten ihn hoch als einen Nationalpropheten. Mir schien er nur ein unklarer, aber ehrlicher und liebenswürdiger Schwärmer zu sein. Als Gegenstück zu ihm konnte Arnold Ruge gelten, den die politischen Wirren auf einige Zeit nach Zürich verschlagen hatten. Ruge, ein Mann von heiterem und klarem kritischen Geiste, zeichnete sich durch offenherziges Wesen aus, und der Umgang mit ihm gewann noch mehr durch die Unbefangenheit und den guten Humor, mit welchem er Menschen und Dinge ansah und beurtheilte. Dass er unter Umständen mit rücksichtsloser Thatkraft für seine Sache eintreten könne, sah man ihm dabei wohl an. Ruge führte in seinem Hause ein fröhliches und gemüthliches Familienleben; seiner Frau hat er ein liebenswürdiges Büchlein, „Poetische Bilder aus der Schweiz“, gewidmet. So hübsch das Alles war, hätte ich ihm doch nicht als politischer Feind in ernstem Kampfe gegenüber stehen mögen. Da würde er sich schonungslos genug gezeigt haben. So aber kam ich mit dem grimmen Löwen auf das Trefflichste aus. Uebrigens wendet ja auch der ärztliche Beruf viele Gegensätze im Menschenverkehr in friedlichster Weise um.

Denn dazu verhilft der Vorzug des ärztlichen Standes, dass bei ihm kein Unterschied des religiösen Bekenntnisses, der Partei, von Hoch und Niedrig u. s. w., sondern nur der des rein Menschlichen gilt.

Und nun noch ein anderes Bild: Georg Herwegh; in der Unterhaltung geziert, im Handeln schlaff, nach einem einmaligen jugendlichen Aufschwung voll Kraft und Feuer erschöpft. — Follen hatte mich als Arzt bei Herwegh's zur Berathung eingeführt. Follen war von einem hochstrebenden Burschenschafter, seit er im Alter von Aarau nach Zürich übergesiedelt, zu einem behäbigen Philister geworden, gab aber noch immer einen Mittelpunkt für jüngere Poeten und politische Gesinnungsgenossen ab. Seiner gutmüthigen und wohlwollenden Art wegen sah man ihm gern die kleine Eitelkeit nach, mit der er seine deutsche Gesinnung in auffallender Kleidung und hier üblicher Einrichtung zur Schau zu tragen liebte.

Eines Tages trat bei mir ein schöner schlanker Herr von weltmännischer Haltung ein und stellte sich mir als Ferdinand Lassalle vor. Mit großer Zuversicht verlangte er von mir, indem er ein ansehnliches Honorar auf den Tisch legte, die Ausstellung eines ärztlichen Zeugnisses, durch welches der Gräfin Hatzfeld bescheinigt werden sollte, dass sie wegen schwerer Krankheit verhindert sei, in die preussischen Staaten zurückzukehren. Ich erwiderte ihm, dass ich nicht gewohnt sei, ohne vorherige persönliche Prüfung des Sachverhaltes Zeugnisse auszustellen. Nachdem ich nun die Dame besucht und von einem erheblichen Kranksein nichts entdeckt hatte, musste ich das gewünschte Zeugniss verweigern. Lassalle aber entwickelte eine fabelhafte Beredsamkeit, um mich zu überreden, und scheute sich nach mehrtägigen vergeblichen Verhandlungen nicht, den Versuch zu wiederholen, mich durch klingende Angebote zu verlocken. Da verbat ich mir weiteren Verkehr, und das Paar musste unverrichteter Sache abreisen. Ob der große Apostel der Socialdemokratie anderswo mit der Suche nach einem

falschen Gutachten glücklicher gewesen ist, habe ich nicht erfahren.

Nicht weniger interessant, aber bei Weitem angenehmer war mir die nähere Bekanntschaft mit dem Dr. Kern, der mich mehrmals zu Rathe zog, und mit dem ich später hie und da wieder zusammengekommen bin. Kern war damals Präsident des eidgenössischen Bundesgerichts und wurde nachmals Schweizerischer Gesandter in Paris. Als Thurgauer und einstiger Schul- und Jugendgenosse Napoleon's III. gehörte er längere Zeit zu den „Intimen" der Tuilerien, bis Wandlungen der politischen Zustände dieses Verhältniss lockerten. Der liebenswürdige und vielgewandte Mann wusste Manches zu erzählen.

In die letzte Zeit meines Rectorates fiel ein für die Hochschule sehr empfindliches und mir persönlich ganz besonders schmerzliches Ereigniss — die Berufung Kölliker's nach Würzburg. Alle seine Freunde hofften, er werde uns erhalten bleiben, allein der Erziehungsrath that gar keine Schritte, den Verlust abzuwenden, obschon Kölliker nur die allerbescheidensten Bedingungen für sein Verbleiben stellte. Auch hierbei schien die leidige Politik im Spiele zu sein. Es hatte nämlich gerade ein Umschwung in der Volksabstimmung die radicale Partei wieder an das Staatsruder gebracht, Kölliker aber galt für einen conservativen Stadtbürger. In Wahrheit war er aller politischen Thätigkeit fern geblieben und hatte nur Sinn für die Pflege seiner Wissenschaft. Dr. Alfred Escher, der schon jenen entscheidenden Einfluss in Zürich besaß, den er später auch in der ganzen Schweiz ausübte, war Präsident des Erziehungsrathes und

ein Gegner unseres Freundes. Da ich es als Rector für meine Pflicht hielt, Alles zu versuchen, diese bedeutende Kraft der Universität zu erhalten, ging ich zu Escher, machte ihn auf die wachsende Bedeutung Kölliker's aufmerksam, erklärte ihm, wie fruchtbar für den akademischen Unterricht es sei, wenn ein einträchtiges Zusammenwirken mehrerer Docenten, wie gerade jetzt, bestehe, und wie viel verloren ginge, wenn dieses zerstört würde. Indem ich hinzufügte, dass ich selbst den größten Werth auf eine gemeinsame Thätigkeit gerade mit Kölliker lege, deutete ich an, dass ich mich gern für immer an Zürich gebunden erachten würde, wenn ich der Fortdauer dieser Gemeinschaft sicher sein könne. Herr Escher erwiderte mir ziemlich trocken, dass er von anderer Seite ein weniger günstiges Urtheil über Kölliker vernommen habe und keine Veranlassung fühle, denselben in Zürich zu halten. Ich war entrüstet und verhehlte nicht mein entschiedenes Bedauern eines solchen Bescheides. — Als ich im Jahre 1852 nach Heidelberg berufen wurde, bemühte sich Herr Alfred Escher vergebens, mich zu halten. Er schickte sogar Prof. Alexander Schweizer mit der Botschaft zu mir, ich möchte doch nur meine Bedingungen sagen, er werde sie zu erfüllen suchen. Ich erwiderte, die einzige Bedingung meines Bleibens hätte ich ihm bereits früher gesagt und sei von ihm abgewiesen worden. Aehnliche Antwort erhielt der Herr Präsident mehrere Jahre später, als er sich bei der Besetzung der Professur der Anatomie an den nun berühmt gewordenen Kölliker wandte. Sie lautete: wenn Hasse noch in Zürich wäre, könne er sich wohl entschließen, dahin zurückzukehren, so aber müsse er danken. Was half uns aber eine solche nachträgliche Rechtfertigung. Spätere Versuche, wieder an einer und derselben Universität zusammenzukommen, sind uns nicht gelungen.

Ich habe dadurch am meisten verloren, denn ich bedurfte einer solchen collegialischen Anregung, wie sie mir früher durch Kölliker zu Theil geworden war.

Die großen Ereignisse, die sich in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts allmälig entwickelten und endlich zum erschütternden Ausbruch kamen, nöthigen mich noch einmal, politische Dinge zu besprechen. Denn während dieser Zeit ist ja kein Mensch und kein Verhältniss von ihnen unberührt geblieben.

Im Canton Zürich hatte sich, wie schon angedeutet, die Rückkehr einer radicalen Regierung ohne jegliche Gewaltsamkeit, in friedlicher Weise vollzogen. Dagegen gährte es heftiger in der übrigen Schweiz. Auch hier spielten religiöse oder vielmehr kirchenpolitische Fragen eine Hauptrolle. Der Canton Aargau hatte in etwas gewaltthätiger Weise die großen und reichen Klöster in seinem Gebiete aufgehoben. Dadurch war nicht nur Misstrauen und heftiger Einspruch der katholischen Cantone hervorgerufen, sondern es waren auch die katholischen Nachbarstaaten gereizt worden, insbesondere Oesterreich, welches jene Klöster als althabsburgische Stiftungen in Schutz zu nehmen sich berufen fühlte. Die katholischen Cantone schlossen einen Sonderbund mit Luzern an der Spitze, die großen Mächte drohten mit Einmischung. Zu jener Zeit hatte sich auch die radicale Partei in den Cantonen Wallis und Waadt zu Gewaltthätigkeiten hinreißen lassen, war aber von Luzern, dem derzeitigen Vorort, blutig niedergeschlagen worden. — Trotz aller Abmahnungen der Gemäßigten und Conservativen in der übrigen Schweiz bestand nun auch Luzern auf der Berufung der Jesuiten und führte auf diese Weise eine

revolutionäre Bewegung im eigenen Canton herbei, welche durch Freischaarenzüge aus der Nachbarschaft unterstützt werden sollte. Auch diese Putsche wurden abgeschlagen, die siegenden Ultramontanen gingen mit großer Härte vor, der Führer der Liberalen in Luzern, Dr. Steiger, kam in enge Haft und wurde mit der Todesstrafe bedroht. Je übermüthiger nun die Sieger ihre gefährlichen Ziele verfolgten, und je deutlicher der Sonderbund auf die Unterstützung der fremden Mächte zählte, desto mehr entbrannte der Unmuth in der übrigen Schweiz. Als dann endlich in der Tagsatzung eine liberale Mehrheit zu Stande gekommen war, wurde die Aufhebung des Sonderbundes beschlossen, was in Folge von dessen Weigerung, sich aufzulösen, zu den bekannten kriegerischen Eingriffen führte. Sofort nach dem Siege der Mehrheit schritt man zu einer gänzlichen Umänderung der eidgenössischen Verfassung, welche sich ja trefflich bewährt hat, indem das neugeschaffene Werk in seinen wesentlichen Grundzügen bis auf den heutigen Tag bestehen geblieben ist.

Während dieser ganzen Zeit der Unruhe, welche alle Gemüther in Spannung zwischen Furcht und Hoffnung erhielt, gingen doch bei uns in Zürich die Dinge immer in ihrem gewohnten Gange weiter. Wir hielten an der Hochschule unsere Vorlesungen und hatten sogar einzelne Zuhörer aus den Sonderbundscantonen behalten. Nur als der Kanonendonner des sehr ernsthaften Gefechtes bei Gyslikon über den Albis herüber tönte und am Zürichberg wiederhallte, wurde mein Auditorium unruhig, ohne jedoch vor dem Schluss der Vorlesung auseinander zu gehen. — In der Stadt gab es viel zu schauen bei der Zusammenziehung und den Durchmärschen der Truppen, auch wurden wir nicht wenig durch Einquartirung in Anspruch genommen. — Unser Krankenhaus diente als Divisionsspital, und wir Aerzte

wurden in eidgenössischen Dienst gestellt. Nach wiedergekehrtem Frieden erhielten wir stattliche Diplome als Anerkennung unserer Thätigkeit für die Armee. Es hatte natürlich nicht an Kranken aller Art gefehlt, während die Verwundeten in der Minderzahl geblieben waren.

Hatte es geschienen, als habe der Sonderbundkrieg zu einem vollständig beruhigenden Abschluss geführt, so drohte doch immer noch die Gefahr einer Intervention der großen Mächte, die sich als völkerrechtliche Garanten der alten schweizerischen Verfassung zum Einspruch gegen deren Aenderung für berechtigt hielten. Namentlich Frankreich wollte sich mit den Neuerungen nicht zufrieden geben. Da kam der Februar 1848. Die Schweiz hatte ihre Sache glücklich in Sicherheit gebracht und brauchte Niemanden mehr zu fürchten. Dagegen war jetzt die Zeit der stürmischen Bewegung für die großen Nachbarstaaten angebrochen. Wir lebten in Zürich von nun an wie auf einer friedlichen Insel mitten im bewegten Ocean, dessen Wogen von Zeit zu Zeit allerlei Trümmer und Schiffbrüchige an ihren Strand warfen.

Zuerst kamen nur in geringer Zahl versprengte Freischärler von dem schnell niedergeworfenen Putsche des Jahres 1848 aus dem badischen Oberlande. Die größte Masse von Flüchtlingen brachte aber das Jahr 1849. Ziemlich viele Sachsen, die nach dem Dresdener Aufstande im Mai entflohen waren, suchten Zuflucht im Canton Zürich. Man muss zugeben, dass sie sich durchschnittlich ruhig und anständig hielten und auch nicht mit Ansprüchen um Unterstützung lästig wurden. Manche fanden Beschäftigung in Fabriken, wo sie sich als anstellige und geübte Leute nützlich machten. Die zu den Führern gehörten, lebten still und ziemlich unbemerkt von ihren sehr knappen Mitteln.

Es wurde wohl von ihnen gesagt: wie sind diese Philister zu solchen blutigen Gewaltthätigkeiten gekommen?

Massenhaft kam der Zudrang, nachdem der große badisch-pfälzische Aufstand in einem förmlichen Feldzuge besiegt worden war. Auf der großen Straße, die von Norden her beim Cantonspital vorüber nach der Stadt führt, wälzte sich ein endloser Menschenstrom hinab. Mit einem gemischten Gefühl von Schmerz und Zorn und Scham sah ich ihn vorüber ziehen! Unordentliche Haufen wüster Gesellen, schmutzig, zum Theil zerlumpt oder im mannigfaltigsten kriegerischen Aufputz — dann ganze Reihen badischer Infanterie und Dragoner, sowie „Chevauxlegers“ aus der bayerischen Pfalz, in leidlicher Haltung, meist tüchtige Mannschaft — am besten nahm sich die Artillerie aus, die mit zahlreichen Geschützen gut geordnet daherkam. Alle Abtheilungen wurden von Züricher Soldaten vorerst nach dem Exercierplatz geleitet, um von da theils in die Caserne, theils sonst untergebracht, theils weiter geschickt zu werden. Eidgenössische Offiziere nahmen die Schaaren unter Befehl und hielten sie in militärischer Zucht.

Schon früher waren aus Oesterreich einzelne „parlamentarische“ Flüchtlinge gekommen, sowie auch 1848 nach den Siegen Radetzky's Italiener. Von letzteren blieb die Mehrzahl im Canton Tessin. Verschiedenes Volk gehörte zu ihnen, und einen der seltsamsten Fälle von Menschendurcheinander muss ich hier doch mittheilen. Gegen Ende 1848 hatte ich in demselben Saale des Krankenhauses einen Züricher und einen Bayer liegen. Es stellte sich heraus, dass der erste als Soldat bei den Oesterreichern, der andere bei den Italienern, in der päpstlichen Hülfstruppe gedient hatte. Beide waren an der berühmten Erstürmung des Monte Berico bei Vicenza als Gegner betheiligt gewesen

und trafen nun nach mancherlei Wechselfällen hier friedlich zusammen. Ein Beispiel modernen Landsknechtswesens.

Es fanden sich unter den Flüchtlingen aller Länder gar viele verkommene Subjecte, die aus bloßer Rauflust, aus Arbeitsscheu, aus Noth, oder aus recht schlimmem Anlass unter die Freischaaren gegangen waren. Mancher beschränkte Mensch hatte sich durch hochtönende Freiheitsreden bethören lassen und war „gerad' aus dem Wirthshaus heraus" im Bierdusel in die Reihen der Insurgenten gerathen. — Aus diesem Bodensatz hoben sich dagegen auch bessere Elemente hervor, die jugendlicher Leichtsinn, kecke Thatenlust verleitet hatte, sich in Abenteuer zu stürzen. Leider scheinen endlich Diejenigen, welche höhere Ziele und Ideale verfolgten, Pläne für eine große Zukunft des Vaterlandes durch den Umsturz des Bestehenden zur Geltung zu bringen hofften, in der entschiedensten Minderzahl gewesen zu sein. Die sogenannten „Bassermannschen Gestalten" herrschten unstreitig vor. — Auch unter den Führern waren die verschiedensten Richtungen vertreten: ideale Schwärmer und rohe Gewaltmenschen, ernste Politiker und eitle Prahler, reine Patrioten und selbstsüchtige Streber, die im Trüben zu fischen gedachten. Die Besten waren jetzt die Unglücklichsten. Sie mochten sich wohl der Gefallsucht der Anderen schämen, die fortfuhren, mit der Hahnenfeder auf dem Schlapphut, der rothen Schärpe um den Leib und dem rasselnden Schleppsäbel an der Seite in den Straßen von Zürich herum zu stolziren. Man darf wohl annehmen, dass in diesem Wirrwarr manche edle Naturen, thatkräftige begabte Menschen elend zu Grunde gegangen sind. Zum Glück hat sich das berechtigte Ideal lebendig erhalten, um später von fähigeren Händen mit den richtigen Mitteln verwirklicht zu werden.

Aus dem großen Schwarme der Flüchtlinge mussten ziemlich viele, die durch die Anstrengungen der Märsche, die Mühsale der Flucht und die Mangelhaftigkeit der Verpflegung, sowie endlich durch eigene Schuld erkrankt waren, im Spital untergebracht werden. Da hatte ich oft viele Mühe mit den unbotmäßigen Menschen und war sogar genöthigt, ein paar recht schlimme Burschen der militärischen Haft zu übergeben. Aber auch unter diesen Kranken fand sich mancher gute ehrliche Junge, dem man herzliches Mitleid schenken konnte und gern wieder heimgeholfen hätte.

Von den sächsischen Mai-Flüchtigen stellte sich ein ehemaliger Universitätsfreund bei mir ein. Abgehetzt, verwildert, mager und bedürftig wie er war, musste ich mich seiner annehmen. Bei seiner offenbaren Begabung wurde es ihm möglich, mit der Zeit einen festen Halt als Privatdocent an der Universität zu gewinnen, obschon es mit der Gründlichkeit seines Wissens nicht weit her zu sein schien. Was ihn eigentlich bewogen hatte, sich an dem Aufstande zu betheiligen, habe ich nicht bestimmt erfahren können. Leichtsinn, Uebermuth, ein Rest studentischer Krakeelsucht mochten zu den Triebfedern gehört und ihn in der Aufregung des Augenblicks hingerissen haben. — Außer bei Anderen wurde mein ärztlicher Beistand auch für den vielbegabten Todt angerufen. Ich fand ihn sterbend, in kläglichen Verhältnissen und in schweren Sorgen um die Seinigen. — Man hat es mir in Dresden sehr verdacht, dass ich mich dieser beiden angenommen hatte. Es soll sich der Minister Beust bei einer späteren Gelegenheit in solchem Sinne geäußert haben, als bei der Berufung Oppolzer's nach Wien die medicinische Facultät mich nochmals für Leipzig vorgeschlagen hatte.

Auch Richard Wagner suchte nach einigen anderen

Irrfahrten eine Zuflucht in Zürich. Ich bin nicht mit ihm zusammengetroffen, hörte aber, dass er auch hier mit seiner dämonischen Genialität es verstanden habe, einige Kunstenthusiasten auszubeuten.

Nach Art aller politischen Flüchtlinge waren auch die meisten Deutschen so verblendet, auf einen baldigen Umschwung der Dinge zu rechnen, welcher sie im Triumph nach der Heimath zurückführen werde. Verständigere unter ihnen machten dagegen ernstlichere Anstrengungen, ihr Leben neu zu gestalten. Da bot das Studium der Medicin die meisten Aussichten. So kam es, dass mehrere meine Schüler wurden, und darunter auch solche, die sich früher bereits in anderen Berufsarten hervorgethan hatten. Von diesen will ich hier nur zwei nennen: Spengler, bisher ein beliebter Rechtsanwalt in der Pfalz, und Kudlich, eine parlamentarische Berühmtheit aus Oesterreich, noch heute dort gefeiert wegen seiner hervorragenden Thätigkeit für die Aufhebung der Robot. Der Erstere ließ sich nachher als Arzt in Davos nieder und ist der Begründer des zu Weltruf gekommenen Curortes für Brustkranke. Kudlich ging nach den Vereinigten Staaten und lebt in Brooklin als angesehener und sehr gesuchter Arzt. — Ich muss diesen Männern und anderen das Zeugniss geben, dass sie mit großem Fleiß und mit Ausdauer das neue Studium betrieben, sich mit guter Art als Mitschüler zu den einheimischen, viel jüngeren Studenten zu stellen verstanden, und so die volle Achtung dieser, sowie der Professoren gewannen.

Aus Bergamo hatte sich das Ehepaar Bonorandi schon im Herbst 1848 nach Zürich geflüchtet. Die Frau Bonorandi, eine geborene Frizzoni, von dem angesehenen protestantischen Geschlechte dieses Namens, war krank und suchte meinen Rath. Diese treffliche, sehr unterrichtete

Dame wurde mir eine werthvolle Bekanntschaft, indem ich von ihr manche Aufklärung über die damaligen verwickelten Verhältnisse Italiens empfing. Leider war sie schwindsüchtig, und bei der Aufregung durch die Politik, an der sie leidenschaftlich theilnahm, und in Folge des Kummers über den unglücklichen Ausgang der damaligen italienischen Erhebung war an eine Besserung nicht zu denken. Sie starb nach dreijährigem Dahinwelken, tief betrauert von ihren Verwandten und allen ihren Landsleuten.

Eine flüchtige ärztliche Berathung machte mich mit der Gräfin Batthiany bekannt, die sich nach der Hinrichtung ihres beim ungarischen Aufstande betheiligt gewesenen berühmten Gemahls für einige Zeit in Zürich niedergelassen hatte.

Während des badischen Aufstandes im Sommer 1849 hatte die revolutionäre Regierung u. A. die Professoren der Universität Freiburg zwingen wollen, ihr den Eid der Treue zu leisten. Da die Universität aber durch früheren Eid noch dem Großherzog verpflichtet war, geriethen die Herren in große Gewissensnoth und suchten sich der Zumuthung zu entziehen. So kam als ein Flüchtling ganz anderer Art der berühmte Zoolog Karl Theod. von Siebold nach Zürich. Ich kannte diesen liebenswürdigen Mann von früher und war hoch erfreut, ihm Gastfreundschaft anbieten zu können.

Im Beginn und während des weiteren Verlaufes der großen politischen Wandlungen, denen ich mit aufmerksamer Theilnahme und vieler patriotischer Beklemmung gefolgt war, hatten sich auch im engen Kreise der Familie manche mich tief berührende Vorgänge zugetragen. Ende 1847 war mein lieber Großvater Demiani, 90jährig, gestorben, und schon im

Anfang des folgenden Jahres verschied auch mein lieber Vater, Es war mir sehr schmerzlich gewesen, dass ich in beiden Fällen den Meinigen hatte fernbleiben müssen. Um so weniger mochte ich es unterlassen, den schon früher gefassten Plan auszuführen, mit Frau und Kind einen Besuch in der alten Heimath zu machen. In den Osterferien 1848 reisten wir, mit vielen durch die damalige Lückenhaftigkeit der Eisenbahnverbindungen bedingten Unterbrechungen, über den Bodensee und durch Bayern nach Leipzig. Das Wiedersehen im älterlichen halbverwaisten Hause war zugleich wehmüthig und freudig. Es gab viel zu erzählen, zu besprechen und zu ordnen. — Aber in welcher Aufregung durch die politischen Ereignisse fand ich Jedermann in Leipzig und in Dresden, welcher leidenschaftliche Meinungswechsel war eingetreten bei sonst Gleichgesinnten, und hatte bisherige Freunde in entgegengesetzte, sich befehdende Lager getrieben. Keine Frage konnte mit Ruhe erörtert werden, jede maßvolle Stimmung schien verschwunden, es war ein unheimlicher Zustand. Gern zog man sich in den Schoß der Familie zurück.

Die revolutionäre Unruhe war in alle Kreise gedrungen, sogar auch in die der Universität. Und sonderbar, da kam ich auch gerade zu einer wirklichen Revolution in der medicinischen Klinik. — Nach meinem Weggange von Leipzig hatte man doch empfunden, dass eine Lücke vorhanden sei, und dass der von mir vertreten gewesene Unterricht in der physikalischen Untersuchung der Brustorgane und in der pathologischen Anatomie nicht ausfallen dürfe. Clarus schlug Dr. Bock als Ersatzmann vor. Da dieser sich aber bisher nur mit Normal-Anatomie beschäftigt hatte, wurde er vorerst auf öffentliche Kosten nach Wien geschickt, um sich dort für die fraglichen Fächer ausbilden zu lassen. Clarus hoffte

in Bock eine gefügige Persönlichkeit gefunden zu haben. Kaum jedoch war dieser fest angestellt, so wurde aus ihm der rücksichtsloseste Agitator, der nicht nur gegen seinen Gönner, sondern auch gegen die ganze medicinische Facultät schonungslose Angriffe richtete und Allen das Leben schwer machte. Insbesondere wühlte er auch die Studenten gegen die Facultät, als eine verkommene, dem wissenschaftlichen Fortschritt abholde Körperschaft auf. Wäre mir ein solches Treiben nicht in der Seele zuwider gewesen, so hätte ich eine Genugthuung darin finden können, dass mir ein Rächer entstanden war. — Jetzt nun, wo alle Unzufriedenheit in heftigster Weise aufbrodelte, hatte Bock die Studenten dermaßen aufzureizen gewusst, dass sie aus der Klinik ganz wegblieben und eine stürmische Petition nach Dresden an das Ministerium richteten, in der sie einen anderen Professor der medicinischen Klinik forderten. Dies Alles bewog Clarus, der eigentlich doch eine vornehme Natur war, sofort seinen Abschied zu nehmen; er erklärte, keinen Schritt mehr in das Spital thun zu wollen, wo er eine so unwürdige Behandlung erfahren habe.

Von alledem hatte ich nichts gewusst, allein, da ich mitten in diesen Vorgängen nach Leipzig kam, vermuthete alle Welt, ich hätte zu meiner Reise den passendsten Augenblick gewählt, um den erledigten Platz sogleich einnehmen zu können. In der That wurde ich am Tage vor meiner beabsichtigten Wiederabreise von Leipzig nach Dresden gerufen, wo mir der Minister die Professur der medicinischen Klinik wirklich anbot. Ich hielt es für meine Pflicht gegen die Heimath, mich zur Annahme bereit zu erklären, nur bat ich, meine Stellung so zu ordnen, dass ich mit Bock nichts zu thun bekäme. Dies wurde mir versprochen; hinderlicher aber zeigte sich der Umstand, dass ich in Zürich

bis zum Ende des Sommersemesters fest gebunden war. So lange zu warten, erklärte man, sei fast unmöglich, indessen werde sich vielleicht eine Auskunft finden.

So kam ich in großer Ungewissheit über meine Zukunft nach Zürich zurück. Sehr bald hatten sich die Verhältnisse, wie in Sachsen überhaupt, so auch in der beregten Angelegenheit so unerträglich gestaltet, dass man auf mich nicht warten konnte. Der Minister wendete sich an meinen Freund Oppolzer in Prag, dem dort durch die bekannten gewaltthätigen Angriffe der Tschechen gegen alles Deutsche das Leben verbittert worden war, und der sich daher gern entschloss, sofort dem Rufe zu folgen.

Ich muss sagen, dass es mir nicht unlieb war, in Zürich, wo ich mich so wohl befand, bleiben zu können. Die öffentlichen Zustände in Deutschland konnten mich nicht locken; es war unmöglich vorauszusehen, wohin bei dem heftigen Widerstreit der Parteien und dem Mangel an Uebereinstimmung unter den Regierungen die ebenso unklare wie wilde Erregung der Massen führen werde. Als Professor hätte ich zwischen dem Uebelwollen des Anhanges von Clarus und der feindseligen Verhetzung von Seiten Bock's und seiner Partei eine sehr unbehagliche Stellung gehabt. Stets im Kriege mit einem Menschen zu leben, der die gemeinsten Kampfmittel nicht scheute, dazu war ich ganz und gar nicht geschaffen. Hatte mir doch auf Bock's Anregung eine Anzahl Leipziger Studenten bereits ein Schriftstück zugesandt, durch welches mir in möglichst unparlamentarischer Form bedeutet wurde, ich möge mich nicht um die Leipziger Professur bemühen, die Studenten würden es nicht dulden, denn ich sei ein Reactionär, ein Feind von Bock u. s. w. Ich schickte dem Wortführer dieser Herren als Antwort eine Ansicht des Züricher Cantonspitals mit der Bemerkung,

sie möchten sich beruhigen, der Augenschein werde sie wohl überzeugen, dass ich mit meinem jetzigen Wirkungskreise recht wohl zufrieden sein könne.

Alle durch die geschilderten aufregenden und unangenehmen Vorgänge hervorgerufenen Eindrücke verblassten allmälig während der mir so zusagenden gewohnten Thätigkeit, und in dem friedlichen, wohlthuenden Verkehr mit meinen Züricher Freunden. Eine Ferienreise in die erhabene Gebirgswelt der Berner und Walliser Alpen bis nach Zermatt, dessen großartige Umgebung dazumal noch kaum von dem Strome der Reisenden berührt war, stellte vollends das Gleichgewicht wieder her. Ich lebte mich immer mehr in Land und Leute ein und fühlte mich ganz zugehörig.

Zu verschiedenen Zeiten waren Aufforderungen an mich herangetreten, die Professur der medicinischen Klinik an anderen Universitäten zu übernehmen, indessen, so schmeichelhaft dies mir sein musste, konnte ich mich niemals entschließen, diesen Berufungen Folge zu leisten. Für meine Anhänglichkeit an Zürich wurde ich durch das wachsende Vertrauen der dortigen Bevölkerung belohnt. Die Stadt schenkte mir das Bürgerrecht, die größte Auszeichnung, die sie gewähren konnte, und die zu jener Zeit noch eine große Seltenheit war. Hiermit wurde mir zugleich das cantonale Landrecht und dasjenige der gesammten Eidgenossenschaft zu Theil. Kaum hat mich das, was mir sonst von Ehren zugekommen ist, in gleichem Maße erfreut, als diese Anerkennung der Züricher Bürgerschaft, welcher anzugehören mir noch heute als einer der rühmlichsten Titel gilt.

Die nächsten Jahre verliefen, ohne dass aufregende Ereignisse den gewohnten Gang der Geschäfte störten. Diese selbst waren freilich, was die auswärtigen ärztlichen Berathungen betrifft, mit Unruhe und Anstrengungen

verbunden. Noch fehlte das dichte Eisenbahnnetz, dessen Mittelpunkt Zürich gegenwärtig ist; außer der kurzen Eisenbahn nach Baden und der Schifffahrt auf den Seen erleichterte das rasche Verkehrsmittel des Dampfes noch nicht die öfteren Berufsreisen. Es mussten, um das Versäumen der Klinik und der Vorlesungen zu verhüten, die Sonntage und wohl auch die Nächte benutzt werden, — die Postverbindungen mit dem Anschluss an die Dampfschiffe wollten berechnet sein, damit so wenig Zeit wie möglich verloren werde. Nach Winterthur, wohin man jetzt in etwa $^3/_4$ Stunden gelangt, brauchte man damals 3 bis 4 Stunden. Nicht selten ließ ich mir das Mittagessen in den Wagen bringen; immer hatte ich eine Vorrichtung bei mir, um beim Dunkelwerden lesen zu können. — Bei alledem hatten diese Fahrten, selbst im Winter, ihren Reiz, natürlich am meisten bei rechtem Sommerwetter. In dem schönen Lande konnte man beinahe nach jeder Richtung hin auf einen lohnenden Naturgenuss rechnen. An einem Juniabend längs des Züricher Sees heimzukehren, in einer Mondnacht über den Wallenstedter See zu fahren, den erwachenden Tag zwischen den Bergen von Schwyz und Uri zu begrüßen, — es konnte doch wirklich nichts Schöneres geben. Aber auch die sanfteren Reize der Höhen und Thäler der sogenannten ebenen Schweiz, wie sie die Cantone Zürich, Thurgau und Aargau so vielfach bieten, wusste ich zu schätzen. Freilich, wenn im Winter auf abschüssigen Wegen der Wagen bei Glatteis abzugleiten drohte, oder wenn bei Wind und Schnee und Regen über den bewegten See zu fahren war, hörte der Genuss auf, das waren jedoch seltene Ausnahmen.

Erfreuliche Unterbrechungen des Geschäftslebens brachten gelegentliche Feste. Im Jahre 1851 wurde der 500jährige

Gedenktag des Eintritts von Zürich in die Eidgenossenschaft mit großer Feierlichkeit begangen. Es war damals zugleich eine Art Friedensfest, bei welchem sich die politisch einander widerstrebenden Elemente in bedeutsamen historischen Erinnerungen zusammenfinden konnten.

Einen durchaus gemüthlichen Charakter hatte das periodisch wiederkehrende, eigenthümliche Zürcherische Frühlingsfest, dass „Sechseläuten". Ursprünglich das Fest der Tag- und Nachtgleiche, wo zuerst der kürzeren Nacht ein längerer Tag folgt und durch frohes Geläute von den Kirchthürmen begrüßt wurde, hatte man es später in den April verlegt und nicht mehr alljährlich gefeiert. — Mit nicht geringem Aufwand und meistens mit vielem Geschmack wurden an diesem Tage große Festzüge veranstaltet, theils historische Ereignisse feiernd, theils ein Völkergemisch im besten Schmucke darstellend, theils Bilder verschiedener Zeiten in humoristischem Gewande vorführend u. dergl. m. Dem Umzug mit Musikbegleitung durch die Stadt folgten Mittagsessen in den verschiedenen Zunfthäusern, bei denen große Heiterkeit in mehr oder minder geistreichen Trinksprüchen und in lustigen Schwänken zum Ausdruck kam. Während des sehr verlängerten Gastmahles fanden gegenseitige Besuche der einzelnen Zünfte durch Abordnungen statt, wobei es an Mummereien, an mannigfaltigen Scherzen und Neckereien, oft in poetischer Form, nicht fehlte. Ein „Sechseläuten-Tageblatt" und mehrfache Illustrationen dienten zur bleibenden Verherrlichung des in jeder Beziehung bunten, fröhlichen Tagewerkes.

Wenn hier von Zünften die Rede gewesen ist, so muss man sich erinnern, dass in mittelalterlicher Zeit die gesammte Bürgerschaft in Zünfte eingetheilt war, welche alle politischen Rechte über Stadt und Land auszuüben hatten.

So gab es eine Zunft der Zimmerleute, der Maler, der Constabler, der Junker, der Kaufleute u. s. w. Durch die verschiedenen, im Laufe der Zeiten eingetretenen Verfassungsänderungen ist die politische Bedeutung der Zünfte fast gänzlich verschwunden, und sie stellen beinahe nur noch gesellige Vereine dar, die indessen ihre historischen Erinnerungen zu pflegen fortfahren. Noch immer besteht eine Anzahl der alten Zunfthäuser, zum Theil mit den betreffenden Einrichtungen und Geräthen, Humpen, Bechern u. s. w. — Es ist jetzt noch Sitte, dass ein jeder neuer Bürger sich einer Zunft anzuschließen hat. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich vergessen habe, ob ich bei den Schuhmachern oder Schlossern eingetreten bin. Kölliker, dessen Vater ein Tuchhändler gewesen war, gehörte selbstverständlich zu der Schneiderzunft.

Zweimal noch habe ich im Laufe der Jahre in den Frühjahrsferien, mit und ohne Frau und Kind, Reisen zu den Verwandten in Leipzig, Hamburg, Braunschweig und Bonn gemacht. Dabei wurde auch bei Freund Kölliker in Würzburg eingekehrt, und dort mit Kiwisch, H. Müller, Virchow u. A. freundliche Verhältnisse angeknüpft. In Berlin machte ich einen kurzen Aufenthalt, um die Bekanntschaft mit früheren Freunden zu erneuern. Natürlich suchte ich auch Schönlein auf und fand bei ihm eine sehr liebenswürdige Aufnahme; wir tauschten Erinnerungen an Zürich aus, für welche Stadt er noch immer eine warme Theilnahme zu erkennen gab. Auch er hatte sich durch das Verhalten vieler deutscher Professoren gegen die Züricher unangenehm berührt gefühlt.

Es war damals gerade die Professur der medicinischen Klinik in Breslau erledigt. Schönlein theilte mir mit, dass im Ministerium wegen der Wiederbesetzung vorzugsweise an

mich gedacht werde, und drang in mich, eine Zusage zu versprechen. Ich erwiderte ihm, dass ich es vorzöge, in Zürich zu bleiben, und empfahl ihm, für diese Stelle Frerichs dem Minister vorzuschlagen. Damals wollte er nicht darauf eingehen, hat sich aber, wie die Zeit gelehrt, später doch noch dazu entschlossen. Zufällig traf ich in Berlin mit K. Th. von Siebold zusammen, der inzwischen von Freiburg nach Breslau verzogen war, und mir nun auch zuredete, dorthin zu gehen. Indessen fanden meine Gründe, diesen Einladungen nicht zu entsprechen, doch endlich seine Billigung.

Wie konnte es nun geschehen, wird man sich fragen, dass ich mich, trotz meiner wiederholt durch die That bewiesenen Anhänglichkeit an Zürich, doch endlich im Herbst 1852 entschloss, nach Heidelberg überzusiedeln. Sehr verschiedene Ursachen kamen zusammen, und eine zufällige Häufung von Unannehmlichkeiten trat im richtigen Augenblick hinzu, um jenen Entschluss zur Reife zu bringen.

Durch den Umzug von Leipzig nach Zürich war meine schriftstellerische Thätigkeit unterbrochen worden, und eine Wiederaufnahme derselben während der ersten Zeit des Einlebens in die neuen Verhältnisse nicht möglich gewesen. Später aber hatten sich in einem vielfach bewegten Leben die Anforderungen an Zeit und Kräfte bei mir so gesteigert, dass ich an größere literarische Arbeiten gar nicht denken konnte. Außer einigen kleinen Aufsätzen* für die Zeitschrift für rationelle Medicin, für Göschen's „deutsche Klinik“ und für R. Wagner's physiologisches Wörterbuch habe ich während

* Ich erwähne hier nur die Abhandlung über Hirnleiden durch Arterienverschluss mit einer ersten Beobachtung von Embolie, und eine andere, in der zuerst die krankhaften Veränderungen der Zellen des Knochenmarkes hervorgehoben wurden.

dieser Jahre nichts bekannt gegeben. Beim Schreiben war ich immer ziemlich schwerfällig; ich brauchte Ruhe und Sammlung dazu, und diese fehlten mir jetzt gänzlich. Ich empfand das mir aufgenöthigte Schweigen recht drückend, denn nicht nur fürchtete ich der medicinischen Welt fremd zu werden, sondern ich fühlte auch das Bedürfniss, manche neu gewonnene Anschauungen und Erfahrungen zu veröffentlichen. Leider musste ich einsehen, dass ich in Zürich unter den obwaltenden Verhältnissen nicht dazu kommen werde.

Ein fernerer Grund zur Missstimmung lag in dem Verfahren des Erziehungsrathes (oder richtiger des Dr. Alfr. Escher), mich niemals zu Rathe zu ziehen, wenn es sich um Berufungen an die medicinische Facultät handelte. Sogar jede Bemühung, meine Ansichten indirect zu Gehör zu bringen, blieben unberücksichtigt. So konnte es z. B. geschehen, dass eine Gelegenheit, Virchow für unsere Hochschule zu gewinnen, versäumt wurde. — Unter diesen Umständen war es sehr begreiflich, dass die neuen Collegen, deren Berufung ich nur eben zuletzt erfahren hatte, mir von vornherein entfremdet blieben, besonders da sie auch von gewisser Seite sogar mit Misstrauen gegen mich erfüllt wurden. Ich war eben von der gefallenen politischen Partei berufen worden und auch dadurch missliebig, dass ich bei meinem persönlichen Verkehr keinen Unterschied der Parteistellung machte. — Mit Prof. H. Frey, der Kölliker ersetzen sollte, gelang es mir, ein gutes Verhältniss zu Wege zu bringen. Dagegen musste ich in einem anderen Falle, in welchem doch alle Umstände ein erfreuliches Zusammenwirken hätten herbeiführen können, die schmerzliche Erfahrung machen, dass mir bei ganz geringem Anlass eine unverdiente Verkennung meiner Gesinnung entgegentrat,

die mich tief verletzte und einen Stachel in mir zurückließ.

Andere minder wichtige widerwärtige Vorfälle kann ich unerwähnt lassen. Entscheidender aber für meinen späteren Entschluss war es, dass ich im Laufe der Jahre immer deutlicher wahrnehmen musste, dass meine liebe Frau sich nicht so wie ich mit dem Gedanken vertraut zu machen vermochte, in Zürich eine Heimath für immer zu sehen. So dankbar wie sie das liebenswürdige Entgegenkommen der Familie Orelli anerkannte und auch die von vielen anderen Seiten dargebotenen Freundlichkeiten warm zu schätzen wusste, so konnte sie doch das Gefühl, in der Fremde zu sein, nicht los werden. Es wurde ihr schwer, näheren anregenden Anschluss zu suchen. Sie hatte nach Leipzig und nach den verwandtschaftlichen Kreisen dort und in Braunschweig ein stilles Heimweh, welches selbst durch die öfteren Besuche von da nicht gestillt, sondern eher vermehrt wurde. Meine Frau sprach sich zwar nicht in störender Weise in diesem Sinne aus und gab sich mit bester Art der Freude an den großen Annehmlichkeiten unseres Züricher Aufenthaltes hin, schien aber doch in den vielen einsamen Stunden und Tagen, die ihr bei meinen geschäftlichen Abwesenheiten blieben, die Entbehrung schwer zu empfinden. Wenn Jemand von unseren Collegen, nach einer deutschen Universität berufen, dorthin übersiedelte, und ich, bei den verschiedenen mir sich bietenden Gelegenheiten, mich niemals zum Fortgehen entschließen mochte, meinte sie wohl, ich dürfte mich doch nicht gänzlich unmöglich für eine Rückberufung in unser eigentliches Vaterland machen. Als mir nun von Heidelberg Anerbietungen zukamen, die sich in der That als sehr vortheilhaft zu erweisen schienen, und mir dort ein größerer Wirkungskreis wie meinen Vorgängern in Aussicht

gestellt wurde, zeigte ich mich bereitwilliger. Zugleich war in Heidelberg die Professur der Anatomie erledigt; und ich hoffte, mein Freund Kölliker könne für dieselbe gewonnen werden. So nahm ich endlich nach vielem Ueberlegen und Schwanken die Berufung an. Dennoch fühlte ich mich beklommen, als die Würfel gefallen waren.

Das letzte halbe Jahr des Aufenthaltes in Zürich war für uns ein sehr schweres. Eine Typhusepidemie hatte sich in der Stadt, namentlich in der Nachbarschaft unserer Wohnung, ausgebreitet und auch unsere Marianne, damals das einzige Kind, ergriffen. Die Erkrankung war eine sehr schwere und zog sich, da auch ein Rückfall eintrat, ganz ungewöhnlich in die Länge, das Kind kam bis zum Erlöschen herunter. Die Sorge und die anstrengende Pflege hatten meine liebe Frau auch krank gemacht, und kaum stellte sich bei ihr Besserung ein, so bekamen kurz hinter einander unsere beiden Dienerinnen ebenfalls den Typhus. Zum Glück hatte ich rechtzeitig die Hülfe meiner lieben Schwester Elise erbeten, deren Beistand in solcher Bedrängniss nun ebenso unentbehrlich als wohlthätig war. Fast drei Monate dauerte es, bevor der Zustand meiner Frau und Tochter es gestattete, dass ich sie zu völliger Erho ung nach Baden im Aargau bringen konnte. Inzwischen beschäftigten mich die Sorgen wegen der Versetzung nach Heidelberg und die Mühsal der Vorbereitung zum Umzug. Bei dem Allem war mir die Gegenwart meiner geliebten Schwester, sowie die herzliche Theilnahme der Hausgenossen und anderer Freunde ein großer Trost. — Zu so vielem Schweren stand mir aber noch der Abschied von Zürich bevor, von den zahlreichen Dingen und Menschen, die mir hier lieb und werth und unvergesslich theuer geworden waren. Ich muss gestehen, dass mich manchmal ein Gefühl der Reue ob der getroffenen

Entscheidung überkam, — das Heimweh nach Zürich habe ich auch später niemals ganz überwinden können.

Um meiner guten Schwester für ihre aufopfernde Liebe und Treue noch eine Freude zu machen und zugleich Abschied von den Alpen und von einigen Freunden in den Urcantonen zu nehmen, unternahm ich einen Ausflug an den Vierwaldstätter See und auf den Rigi. Dort, sowie in Stanz, Brunnen und Schwyz fanden wir die freundlichste Aufnahme und nahmen in diesen Tagen das schönste Andenken an die herrliche Gebirgswelt und ihre Bewohner in uns auf. — Nachdem ich dann Frau und Kind wohl gestärkt von Baden abgeholt hatte, kam endlich die Trennung von Zürich, von der ich nur sagen will, dass der Abschied von den treuen Hausgenossen unter beiderseitigen Thränen erfolgte, und wir uns mit schmerzlicher Wehmuth von der nun aufgegebenen zweiten Heimath losrissen.

In Heidelberg war es sehr schwer, eine passende Unterkunft zu finden, ich musste mich entschließen, bis auf Weiteres eine ziemlich beschränkte Wohnung jenseits des Neckar zu miethen. Wir gehörten demnach, wie man dort im Scherz sagte, zu den Ueberflüssigen. Die Lage war sonnig und schön, hart an dem belebten Flusse mit der Aussicht auf die Brücke, das Schloss und die grünen Berge darüber, Rückwärts erhob sich steil der Heiligenberg mit seinen Rebgeländen. Aber ich hatte noch den weiten Blick über den Zürichsee mit seinen lachenden Ufern und den beschneiten Alpen als Hintergrund zu lebhaft in der Erinnerung, um sogleich das rechte Gefallen an dem neuen Bilde finden zu können. Allmälig indessen gewann ich Sinn für die

anders geartete Landschaft und lernte ihre eigenthümlichen Reize schätzen. Aus dem romantischen Neckarthale folgt man dem Flusse in die weite Rheinebene, die sich dem Auge bis zu den Bergen der jenseitigen Pfalz öffnet. Dann leitet der Rhein den geistigen Blick seinem reich belebten Laufe nach, und man träumt sich aus der reizenden Nähe in die Verbindung mit der ganzen Welt. Ein schiffbarer Fluss giebt ja ganz von selbst dem Gedanken der Menschen den Zug nach der Ferne. Hatte ich doch schon als Knabe Rindenschiffchen in die Elbe gesetzt und ihnen glückliche Reise nach Hamburg gewünscht. — Im Gegensatz zu dieser unwillkürlichen Richtung in das Weite bildet der Zürichsee mit seiner reichen Umgebung, mit der bedeutenden Stadt, dem abschließenden Kranz der Berge und mit der dem weiteren Schiffsverkehr sich versagenden reißenden Limmat eine Welt für sich, allerdings eine Welt, an deren Reichthum und Schönheit der Mensch sich wohl genügen kann. Die Alles umschlingenden Schienenwege der Gegenwart lassen solche Träumereien nicht mehr aufkommen.

Eine mehr zusagende Wohnung fand sich schon im nächsten Frühjahr am Abhange des Gaisberges, dem damaligen landwirthschaftlichen Garten gegenüber, wo ich ein hübsches Haus mit einem kleinen Blumen-, Obst- und Weingarten kaufte, in zu jener Zeit fast ländlicher Lage. Hier gestaltete sich das häusliche Leben anmuthig und behaglich, und da auch meine Frau im Anschluss an sächsische Landsmänninnen Befriedigung gefunden hatte, würde ich nie daran gedacht haben, den hübschen Wohnsitz zu verlassen, wenn sich nicht immer deutlicher herausgestellt hätte, dass die Heidelberger medicinischen Verhältnisse nicht geeignet waren, eine befriedigende akademische Thätigkeit zu versichern.

Die dortige juristische Facultät freilich behauptete ihren

alten Ruhm und übte fortwährend eine außerordentliche Anziehungskraft aus. Ebenso boten für die geschichtlichen Studien die berühmten Namen ihrer Vertreter: Schlosser, Häußer, Gervinus etc. die sicherste Gewähr. Viele andere berühmte Lehrer aus den verschiedenen Facultäten namentlich aufzuzählen muss ich mich enthalten und will nur noch hervorheben, dass es damals der Regierung gelungen war, für den eben verstorbenen Leop. Gmelin in R. Bunsen den glücklichsten Ersatz zu gewinnen. Man weiß es ja, welche Schaar von Schülern Robert Bunsen um sich versammelte, und welche hervorragende wissenschaftliche Thätigkeit er im Vereine erst mit Jolly und namentlich mit Kirchhoff entwickelt hat.

In den Fächern der Chemie und der Physik herrschte überall ein fruchtbares Schaffen, wie aber sah es bei der medicinischen Facultät aus? — Chelius war bei vorgerücktem Alter zwar noch ganz rüstig und in einer ausgebreiteten Privatpraxis unermüdlich; in der Wissenschaft aber hatte er mit der letzten Ausgabe seiner Chirurgie abgeschlossen. Seine Vorträge gaben nur eine Wiederholung des gedruckten Werkes, und in der Klinik fehlte jede lebendige Anregung, sie hieß im Munde der Studenten die stumme Klinik. — Bei aller Anerkennung dessen, was Fr. Arnold früher in der Normal-Anatomie und noch jetzt als Lehrer in diesem Fache leistete, konnte man doch nicht zugeben, dass seine jetzige Thätigkeit den mannigfaltigen Anforderungen und Zielen der Gegenwart entsprochen hätte. Offenbar war ihm auch durch die vereinte Vertretung der Anatomie und Physiologie zu viel zugemuthet. Vergebens hatte ich bei meiner Berufung für jedes der beiden Fächer einen besonderen Lehrer anzustellen gerathen und gehofft, die Anatomie Kölliker anvertraut zu sehen. — Die Gynäkologie und Geburtshülfe

lehrte Lange, der, durch Kiwisch angelegentlich empfohlen, große Erwartungen erregt hatte, sich aber nur als ein ehrlicher wohlgeschulter Lehrmeister ergab. — Was Delffs, der auf Chelius' Antrieb der medicinischen Facultät einverleibt worden war, für diese geleistet, habe ich nie zu erkennen vermocht. — Der treffliche alte Puchelt siechte, gänzlich erblindet, hoffnungslos dem Tode entgegen.

Warum aber, wenn die Sachen in der medicinischen Facultät also standen, war ich trotzdem nach Heidelberg gegangen? Als der Ruf an mich gelangte, schwebte mir noch die Erinnerung an die lebensvollen glänzenden Verhältnisse vor Augen, die ich vor Jahren beobachtet hatte, als Chelius, Puchelt, Nägele, Tiedemann und Gmelin dort in frischer Kraft zusammen wirkten. Ueber die jetzigen Zustände mich persönlich zu unterrichten, war ich in Folge der langen Krankheitsnoth in meiner Familie verhindert gewesen. In Bezug auf die Besetzung der anatomisch-physiologischen Lehrstühle hielt mich Chelius absichtlich bis zuletzt im Dunkeln. Als endlich die Zeit zum Entschluss drängte, führten die früher erwähnten Gründe für einen Weggang von Zürich zur Entscheidung. Uebrigens war ich auch Optimist und noch jung genug, um mich den besten Hoffnungen hinzugeben.

Was ich in den neuen Verhältnissen am schmerzlichsten vermisste, war jener so ungemein anregende Verkehr, wie er in Zürich durch die naturforschende und andere wissenschaftliche Gesellschaften bestanden, und an den sich in ungezwungenster Weise geistig belebende gesellige Zusammenkünfte angeschlossen hatten. In gleicher Art habe ich dies auch später niemals wieder angetroffen.

Unter den jüngeren medicinischen Docenten waren bei meiner Ankunft in Heidelberg nur zwei wissenschaftlich

thätig: Moleschott und Höfle. Der Erstere hatte sich als Schriftsteller, allerdings mehr in populär-agitatorischer Form, einen Namen gemacht, war aber auch durch einige tüchtige Arbeiten den Fachgenossen vortheilhaft bekannt geworden, und bei einem entschiedenen Lehrtalent fehlte es ihm nicht an Zuhörern. — Höfle's Thätigkeit hielt sich in bescheideneren Grenzen, seine Schrift: „Chemie und Mikroskop am Krankenbett" fand verdiente Anerkennung. Ich richtete mit ihm einen Cursus mikroskopischer Untersuchungen pathologischer Gegenstände ein, verlor aber diesen gefälligen Mitarbeiter schon nach kurzer Zeit durch den Tod. — Die entstandene Lücke füllte in noch befriedigenderer Weise der vielseitig durchgebildete Theod. von Dusch aus, der von Mannheim nach Heidelberg verzog, wo er später als Professor der medicinischen Poliklinik bis zu seinem vor Kurzem eingetretenen Tode erfolgreich thätig gewesen ist. Mit diesem ebenso liebenswürdigen als tüchtigen Manne bin ich von da an in einem freundschaftlichen Verhältniss geblieben. — In den letzten Jahren meines Heidelberger Aufenthaltes wurde mir die Bekanntschaft mit Kussmaul von ganz besonderem Werth. Kussmaul hatte sich Anfangs als praktischer Arzt eingeführt, erwarb sich aber bekanntlich später nicht nur als Praktiker und klinischer Lehrer in Erlangen, Freiburg und Straßburg, sondern auch als Forscher und Schriftsteller einen ausgezeichneten Namen. Damals viel durch Kränklichkeit behindert, brachte er trotzdem seine trefflichen Untersuchungen über die Bedingungen der epileptischen Krämpfe zu Stande. Sein bescheidenes und zurückhaltendes Auftreten verhinderte nicht eine immer wachsende Anerkennung der Gründlichkeit und Zuverlässigkeit aller seiner Arbeiten. — Während kurzer Zeit war auch Welcker als Privatdocent in Heidelberg thätig; da ihm aber hier jede förderliche

Wirksamkeit versagt blieb, siedelte er bald nach Halle über, wo er ein ganz anderes entsprechendes Entgegenkommen gefunden hat.

Die Geselligkeit im gewöhnlichen Sinne war in Heidelberg sehr ausgebildet. Bei besonderen Gelegenheiten kam man zu feierlichen öffentlichen Gastmählern zusammen; den Pflichten gegenüber den Familien der Collegen genügte man durch mehr oder weniger reichlich ausgestattete Abendmahlzeiten und Tanzvergnügungen; kleine vertrautere Kreise vereinigten sich zwanglos öfter in und außerhalb des eigenen Hauses. Die Museumsgesellschaft, zu der ziemlich alle Mitglieder der Universität und alle bedeutenderen Persönlichkeiten der Stadt gehörten, veranstaltete Concerte, Bälle, kleine Schaustellungen und öffentliche Vorträge. In dem stattlichen Gebäude des Museums bot sich auch Gelegenheit zu engeren Zusammenkünften näherer Bekannten am Abend. An solchen betheiligte ich mich hie und da mit Bunsen, Häußer, v. Vangerow u. A., namentlich wenn fremde Collegen oder sonstige zugereiste Gäste, an denen es in Heidelberg selten fehlte, einzuführen und zu ehren waren.

Von jeher hat die Heidelberger Gesellschaft in dem Rufe gestanden, dass in ihr das Parteiwesen eine besonders hervorragende Rolle spiele. Zu meiner Zeit standen sich verschiedene Richtungen mehr oder weniger schroff gegenüber. Da waren die entschiedenen Ultramontanen und die nicht minder strammen Protestanten, die Absolutisten und die Liberalen, die Particularisten, die Großdeutschen preußischer und österreichischer Fühlung. Die ganz Radicalen schienen seit ihrer Niederlage im Jahre 1849 wie verschwunden. Zwischen Allen fanden Anziehungen und Abstoßungen in

vielfach gekreuztem Sinne statt. So neigten z. B. die orthodoxen Protestanten zu den Absolutisten, scheuten aber vor den mit diesen verbündeten österreichisch Großdeutschen und Ultramontanen zurück. Dagegen gab es unter den Letzteren Manche, die in der Politik liberal, ja radical waren, aber von den Protestanten nichts wissen wollten und die preußisch Gesinnten verschmähten. Nur Wenige suchten sich vom Parteiwesen frei zu halten auf die Gefahr hin, für lau und charakterlos zu gelten und ohne allen Einfluss zu bleiben. — Aeußerlich herrschte übrigens damals scheinbare Ruhe. Die Leidenschaften hatten sich im Verlaufe der Revolutionsjahre einigermaßen erschöpft, wenn auch die Erregung jener Periode noch immer unter der Oberfläche nachzitterte. An die Regierung waren Männer der streng conservativen Richtung gekommen, denen sich nicht nur die ultramontanen Katholiken zugesellten, sondern denen sich auch zahlreiche Gemäßigte aller Parteien, welchen die Schrecken von 1848 und 1849 noch in den Gliedern lagen, anschlossen. Der junge Großherzog (damals noch Regent im Namen seines hoffnungslos kranken Bruders) ließ vorerst die bei seinem Regierungsantritt überkommenen Verhältnisse bestehen, so unbehaglich dieselben auch im Allgemeinen im Lande empfunden wurden, und so wenig sie, wie sich im Laufe der Zeit gezeigt hat, seinem eigenen gesunden Sinn entsprechen mochten.

In Heidelberg stand an der Spitze der Behörden ein Mann romanischen Blutes, ein ultramontaner Büreaukrat, der, als der Typus der Reaction, bei Niemandem beliebt und den Liberalen insbesondere ein Gegenstand der äußersten Abneigung war. Wessen Geistes Kind er sei, davon hatte ich bald Gelegenheit, eine deutliche Vorstellung zu bekommen. Die Universität feierte alljährlich den Geburts-

tag des früheren Großherzogs Karl Friedrich, unter dessen Regierung die Hochschule gewissermaßen neu geschaffen worden war, durch ein Festmahl, an welchem die Spitzen der Behörden sich betheiligten. Da erhob sich jener hohe Beamte zu einer Rede, die sich als eine Art an die Professoren gerichtetes Programm ausnahm. Der kurze Sinn seiner nicht ungeschickt gesetzten Worte war: die Aufgabe der Universität sei, gewissenhafte Seelsorger, treue tüchtige Beamte, zuverlässige Aerzte u. s. w. auszubilden. Das sei es, was die Regierung und das Land von den Hochschulen erwarte. Schlagfertig trat alsbald Häußer dagegen auf. Von jeher seien die Universitäten gegründet und hochgehalten worden als freie Pflegestätten der Wissenschaft, als Hüterinnen geistiger Schätze. Unabhängig hätten sie ideale Ziele zu verfolgen und in solchem Sinne die Jugend auszubilden. Natürlich könne und werde das die Pflicht nicht ausschließen, praktische Zwecke zu verfolgen und dem Staate nützliche Diener zur Verfügung zu stellen. Allgemeiner lebhafter Beifall folgte diesen schwunghaft vorgetragenen Worten. Die beiden Reden gaben Zeugniss von den die Geister hier beherrschenden Gegensätzen.

In den Regierungskreisen galt die unerquickliche und engherzige Richtung noch weiter während der nächsten Jahre und führte sogar zu entschiedenen Eingriffen in die akademische Lehrfreiheit. Zuerst hatte der bedeutendste unserer jungen Docenten darunter zu leiden, der Philosoph Kuno Fischer. Man wollte wahrgenommen haben, dass er in seinen zahlreich besuchten Vorlesungen staats- und religionsgefährliche Grundsätze ausgesprochen habe, und entzog ihm kurzweg die *Venia docendi*, trotzdem sich angesehene Mitglieder der Universität zu Gunsten des geistvollen, durchaus nicht agitatorischen Mannes verwandten. — Nicht lange

darnach traf Moleschott dasselbe Schicksal. Man konnte zwar nicht behaupten, dass dieser bei seinem physiologischen Unterricht staatsgefährliche Dinge verhandle, aber der ganze Mann war politisch anrüchig, und seine Druckschriften verriethen eine radicale materialistische Richtung, vor deren Einfluss man die akademische Jugend schützen zu müssen glaubte. Ich war damals gerade Decan der medicinischen Facultät und hielt es für angemessen, bei der vorgesetzten Behörde vorstellig zu werden, ob man nicht dem medicinischen Lehrkörper einen strebsamen Docenten erhalten wolle, der in seinem rein physiologischen Fache schwerlich Schaden anrichten könne. Zugleich wünschte ich, bei dieser Gelegenheit für die Lehrfreiheit auf den deutschen Universitäten einzutreten. Für mich war ich übrigens der Meinung, dass die zwar gewandt gefasste, aber gar zu grobkörnige Art von Moleschott's Materialismus schwerlich sehr verführerisch sei. Bei den Mitgliedern der medicinischen Facultät fanden indessen meine Ansichten gar keinen Anklang. Einstimmig wurde mein Vorschlag, im obigen Sinne eine Eingabe an die Regierung zu richten, verworfen.

Die medicinische und die chirurgische Klinik befanden sich in einem seiner Zeit von den Jesuiten errichteten palastartigen Gebäude. Dieses war durchaus solid und großartig, wie alle Baulichkeiten des genannten Ordens, hatte aber für ein Krankenhaus den einen großen Fehler, dass es mitten zwischen anderen Häusern lag und mit seiner einzigen freien Seite unmittelbar an den dahinter liegenden steilen Berg stieß. Glücklicherweise hatte die im zweiten Stocke befindliche medicinische Klinik am wenigsten von diesem Nachtheile zu leiden. Immerhin vermisste ich sehr die prachtvolle freie Lage des Züricher Cantonspitals. Was die innere Einrichtung betrifft, so konnte das ursprünglich

für ganz andere Zwecke bestimmt gewesene Gebäude den Bedürfnissen eines Krankenhauses nur unvollkommen genügen, indess fehlte es nicht an weiten und luftigen Räumen, die uns, außer den Krankenzimmern, zu Hörsälen und Arbeitszimmern dienten. Von vornherein waren meine Gedanken auf einen Neubau gerichtet, der den hygieinischen Forderungen der Neuzeit besser entsprechen könnte. Allein in jenen Jahren, in denen das Land noch mit den durch die Revolution herbeigeführten Schädigungen zu schaffen hatte, durfte von der Ausführung so kostspieliger Pläne keine Rede sein.

Die Einkünfte der Kliniken bestanden, abgesehen von den Kostgeldern nicht berechtigter Kranker, aus einem festen Zuschuss aus Staatsmitteln und bestimmten Beiträgen der evangelischen und katholischen Stadtgemeinden. Nun traf es sich damals, dass die Güterverwaltung der katholischen Gemeinde ungünstig gewirthschaftet hatte und mit den Zahlungen an das Hospital bedeutend im Rückstande geblieben war. Das gab Gelegenheit zu Streit, der nach Heidelberger Art mit steigender Hartnäckigkeit geführt wurde. Als es endlich zur gerichtlichen Klage kommen sollte, ordnete die Regierung vermittelnde Verhandlungen zwischen den Betheiligten an. Es handelte sich dabei um der katholischen Gemeinde gehörige Grundstücke, welche ihr gegenwärtig so gut wie nichts einbrachten, und deren sehr vortheilhafter Verkauf nicht nur die Mittel geschafft hätte, die Schuld an das akademische Hospital zu tilgen, sondern auch die finanzielle Lage der katholischen Gemeinde dauernd geordnet haben würde. Wir gelangten nicht zu dem gehofften Ergebniss. Eigensinnig und schroff blieb der Jurist, Hofrath Rosshirt, ein entschieden ultramontaner Herr, mit dem ich sonst sehr gemüthlich auskam, bei der Behauptung, die

Kirche dürfe unter keinen Umständen das Geringste von ihrem Grundbesitz veräußern, und es half nichts, dass diesem Ritter vom goldenen Sporn erwidert wurde, die Kirche werde durch den bewussten Verkauf gar nichts verlieren, und es handle sich um die Verpflegung armer Kranker, denen ja sonst die katholische Kirche niemals ihren Beistand versagt habe. — Später ist diese Angelegenheit zu allseitiger Zufriedenheit in der damals vorgeschlagenen Weise geordnet worden. Endlich haben auch lange Jahre nach meinem Weggange von Heidelberg die sämmtlichen Kliniken in musterhaften Neubauten in freier Lage am Westende der Stadt ein treffliches Unterkommen gefunden.

Ich richtete mich in dem alten Hause ganz leidlich ein, an mannigfaltigen Krankheitsfällen war kein Mangel, die große Mehrzahl meiner Zuhörer erwies sich als fleißig und wissbegierig, so konnte ich mit Genugthuung meine Lehrthätigkeit ausüben. Auch hier fand ich zwei tüchtige Assistenten vor, von denen der eine, Dr. Reuling, leider früh gestorben ist, während der andere, Dr. Salzer, noch heute eine ausgebreitete Praxis in Worms ausübt. Deren Nachfolger zeichneten sich ebenfalls aus, mehrere wirken als Universitätsprofessoren: so Oppenheimer und Moos in Heidelberg, Steinbrügge* in Gießen, Wundt in Leipzig. Der Letztere hatte als Student eine physiologische Preisaufgabe rühmlich gelöst und gedachte in derselben Richtung weiter zu arbeiten. Ich redete ihm zu, vorerst bei mir als Assistent einzutreten, weil es mir von besonderem Nutzen schien, wenn ein Physiolog die Bedürfnisse des ärztlichen Wissens und Handelns einmal gründlich kennen lernte und künftig berücksichtigen würde. Wundt hat sich bekanntlich später der

* Moos ist am 15. Juli 1895 als Professor in Heidelberg, Steinbrügge am 21. August 1901 als Professor in Gießen gestorben.

Philosophie und Psychophysik gewidmet, hat aber selbst, nachdem er in diesen Fächern berühmt geworden, den Werth einer solchen praktischen Durchgangsbildung nicht verkannt. — Das Vertrauen und die Zuneigung, die mir meine Schüler schenkten, war meine Freude, erfüllte mich mit Dank und war mir eine Aufmunterung, in dem Bestreben fortzufahren, einen Jeden nach seiner Art herauszubilden.

Die Erwartung, dass ich in Heidelberg mehr Muße zu schriftstellerischen Arbeiten finden werde, schien sich im Anfang erfreulich bestätigen zu wollen, auch fand sich bald dazu die beste Gelegenheit. Virchow forderte mich auf, mich an dem mehrbändigen Werke über specielle Pathologie, für das er den Plan entworfen und bereits geeignete Mitarbeiter gefunden hatte, zu betheiligen. Ich übernahm die Nervenkrankheiten, denn es reizte mich, diesen schwierigen Gegenstand, der noch sehr im Argen lag und kaum erst durch Romberg in die rechte Bahn geleitet worden war, aus dem Rohen zu bearbeiten und in eine gewisse Form zu gießen. Vorher galt es, die physiologischen Grundlagen einer erneuten Prüfung zu unterwerfen. Dabei zeigte es sich aber, dass dazumal die bisher gesammelten Erfahrungen der Pathologen und die anatomisch-physiologischen Forschungen einander noch nicht nahe genug zu bringen seien, um ein festgefügtes Ganzes der Lehre von den Nervenkrankheiten herzustellen. Zufolge dieser Ueberzeugung beschränkte ich mich auf eine einfache Beschreibung des bis auf die Gegenwart Beobachteten, und es ergab sich zugleich die Nothwendigkeit einer Theilung der Arbeit in zwei Abschnitte, von denen der eine die krankhaften Vorgänge im Nervensystem rein nach gewissen Symptomengruppen, deren Bezeichnung sich in der Praxis eingebürgert hatte, abhandelte, der andere dagegen die anatomischen Veränderungen

im Nervenapparate dem Krankheitsbilde zum Grunde legte. Auf diese Weise hoffte ich einen Abschluss der bisherigen Leistungen zu bieten, von dem aus weiterführende Wege der Erkenntniss zu suchen wären.

Wie viel unsere Erfahrungen vor nun vierzig Jahren zu wünschen übrig ließen, beweist zum Beispiel, dass wir gerade erst anfingen, die inducirte Elektricität diagnostisch und therapeutisch zu verwerthen, während die Anwendung des constanten Stromes noch kaum in Frage kam. Unsere Kenntniss der Leitungsvorrichtungen im Rückenmark und im Gehirn war noch wenig entwickelt, nicht minder fehlte es an einer Sicherstellung der Localisationen im Centralorgan, wie sie mehrere Jahre später z. B. für das Sprachvermögen zu Stande kam und sich bis jetzt immer weiter entwickelt hat. Die Bedeutung der grauen Substanz, der verschiedenen Ganglienzellen lag noch im Dunkel u. s. w. Selbst die feinere anatomische Untersuchung der Organe mittels Härtung und Färbung der Gewebstheile war noch nicht Gemeingut geworden. — Dass der für meine Arbeit gewählte Standpunkt eine gewisse Berechtigung hatte, ergab sich aus dem Nothwendigwerden einer zweiten Auflage.

Zunächst wurde freilich nur die erste Abtheilung fertig, die Fortsetzung kam viel später erst zu Stande. Denn jene eben gerühmte Heidelberger Muße wurde leider bald gestört, ja ging mir gar verloren. Zunächst war es eine schwere Erkrankung*, die mich einige Monate lang an jeglicher Arbeit verhinderte; später aber nahmen die Ansprüche an meine ärztliche Thätigkeit so überhand, dass an umfangreiche schriftstellerische Leistungen nicht mehr zu denken war. Zwar

* Ich hatte sie mir bei einer winterlichen Reise nach Tübingen an das Krankenbett meines Freundes und früheren Züricher Collegen Geib zugezogen.

entzog ich mich auch hier der Ausübung einer regelmäßigen medicinischen Praxis, fand es aber, in meiner Stellung als klinischer Lehrer, nicht nur für mich selbst förderlich, mit dem gewöhnlichen praktischen Leben in Verbindung zu bleiben, sondern musste es auch, gegenüber dem Publicum und den ausübenden Aerzten, als eine Pflicht ansehen, diesen mit Rath und That hülfreich zur Seite zu stehen. In einem Orte wie Heidelberg führt dies unvermeidlich zu einer sehr zeitraubenden Beschäftigung. Hier machen sowohl die Einheimischen Ansprüche, als auch die zu kürzerem oder längerem Aufenthalte zahlreich zuströmenden Fremden. Dazu kommt die Nachbarschaft wohlhabender und reicher Städte dies- und jenseits des Rheines, der Badeorte Baden und Badenweiler nicht zu gedenken, aus denen im Laufe der Zeit immer häufiger Rufe zu Berathungen eintrafen. Unstreitig hat es einen großen Reiz, in weiten Kreisen Vertrauen und Ansehen zu gewinnen, allein viele Kraft und Zeit wird dadurch anderen Arbeiten entzogen. Damals waren obenein die Eisenbahnverbindungen lange nicht so zahlreich wie gegenwärtig. In sehr angenehmer Erinnerung von diesen ärztlichen Fahrten ist mir die Bekanntschaft mit manchen liebenswürdigen und begabten Collegen, unter denen ich Alt in Mannheim, Weber in Darmstadt, Aug. Burckhardt in Basel und den „alten Stiebel“ in Frankfurt hervorheben möchte. — Dabei ergab sich auch Gelegenheit, mit mancherlei namhaften Persönlichkeiten zusammenzutreffen, so z. B. in Worms mit der Familie Heyl, in Frankfurt mit den Kreisen der großen Finanzwelt und der in jenen Jahren daselbst noch zahlreich vertretenen Diplomatie. Unter anderen wendete sich mir auch das Vertrauen der Familie Rothschild zu. Ich lernte das liebenswürdige Paar Carl von Rothschild kennen, traf mit dem Pariser Alphons von Rothschild zusammen,

war Zeuge des Todes der Gemahlin des Wiener Familienhauptes, und wurde auch bei der letzten tödtlichen Krankheit des alten Baron Anselm von Rothschild herzugerufen. — Einmal hatte ich die Ehre, zugleich mit Schönlein in Frankfurt zu einer Berathung zusammenzutreffen.

Zu meiner Ueberraschung kam die Gräfin Hatzfeld auch noch wieder zu mir nach Heidelberg, sie gestand mir offen, dass ich ihr Vertrauen durch mein Verhalten in Zürich gewonnen habe. Ich fand sie jetzt wirklich krank, offenbar hatte ihre Gesundheit gelitten, seit sich Lassalle von ihr gewendet und seinen eigenen vielfältigen Irrwegen gefolgt war.

Eines Tages begegnete ich beim Nachhausegehen Heinrich von Gagern, der mit dem von Mannheim herübergekommenen Soiron, seinem ehemaligen Vicepräsidenten von der Paulskirche, spazieren ging. Kurz darauf wurde ich gerufen, es sei ein Herr nahebei umgefallen. Ich traf Gagern trostlos bei dem bereits todten Soiron: ein gewaltiger Bluterguss in das Gehirn und die Hirnhäute hatte diesen plötzlich hingerafft. — Einen ähnlichen Fall erlebte ich mit dem Professor der Botanik Bischoff. Ich saß neben ihm in der Kirche, wo gerade die Mitglieder der Universität zu einer Feier versammelt waren. Auf einmal machte Bischoff eine krampfhafte Bewegung und sank bewusstlos auf meine Schulter. Ich brachte ihn zu Wagen nach Hause, wo er, ohne wieder zu sich zu kommen, nach ein paar Tagen verschied. Es fand sich ein Blutaustritt im Gehirn und in den beiden Seitenventrikeln.

Um wieder zu den Lebenden zurückzukehren, möchte ich noch erwähnen, dass außer Gagern und mehreren Professoren noch andere Parlamentarier der Paulskirche und sonstige namhafte Politiker in Heidelberg Aufenthalt genommen hatten, aber meistens sehr zurückgezogen lebten,

so Welcker, Kapp u. A. — Auch der Ritter von Bunsen siedelte sich im Neckarthale an und gab nebst seiner Familie einen Anziehungspunkt für manche andere bedeutsame Persönlichkeit ab. Er verhandelte damals wegen seines großen Bibelwerkes mit unseren Verwandten, Brockhaus Vater und Sohn. Noch lebte damals der mehr als 90jährige Creuzer, der seiner Zeit so berühmte Romantiker und Mystiker unter den Archäologen. In seinen jungen Jahren muss er, trotz seines röthlichen Haupthaares, eine besondere Anziehung auf die schwärmerische Damenwelt ausgeübt haben, das tragische Schicksal des Fräulein von Günderode dient davon als Zeugniss. Er heirathete eine Wittwe, die von ihrem ersten Mann unter der Bedingung, dass sie sich nicht wieder verheirathen solle, in den Genuss einer ansehnlichen Jahresrente gesetzt worden war. Da verbreitete sich der heitere Scherz, die Dame habe gegen eine Rente von 1200 Gulden einen rothen Kupfer-Kreuzer eingetauscht.

Hofrath Issel, ein geborener Konstanzer, früherer Galeriedirektor in Darmstadt, hatte sich in Heidelberg zur Ruhe gesetzt. Er war ursprünglich ein ausübender Künstler gewesen, jetzt galt er als ein gewiegter, mit der Maltechnik wohlvertrauter Kenner, der als solcher freilich nicht an die jetzigen Forderungen der Kunstwissenschaft heranreichte. In seiner Wohnung gab es eine kleine Reihe guter alter Bilder zu bewundern, deren Herkunft und Bedeutung er mit jugendlichem Feuer hervorzuheben wusste. Unter anderen gefiel mir besonders ein hübsches kleines Bild von Ruysdael, das sich jetzt in der Großherzoglichen Gemäldesammlung zu Darmstadt befindet. Eines Tages sah ich es auf der Staffelei und freute mich, es in besonders guter Beleuchtung zu finden. Issel hatte sich aber einen Scherz mit mir gemacht, es war eine von ihm auf einer alten Holztafel wunderbar

treu ausgeführte Copie, die, selbst neben dem Original, kaum als solche zu erkennen war. Ich habe diese Copie von dem alten Herrn zum Andenken erhalten.

Ein allgemein verehrter würdiger Mann, der frühere badische Staatsminister von Dusch, Vater meines Freundes Theodor von Dusch, hatte gleichfalls Heidelberg zum Altersasyl erwählt. Aus seiner staatsmännischen und diplomatischen Laufbahn war ihm die feine verbindliche Form geblieben, die, neben einem natürlichen wohlwollenden Wesen, ihn zu einer höchst liebenswürdigen Persönlichkeit machte. Bei seiner reichen Erfahrung und seiner im besten Sinne liberalen Denkungsart verkehrte es sich mit ihm auf das Angenehmste. Herr von Dusch hatte früher als badischer Gesandter lange Jahre in der Schweiz gelebt und freute sich, über die dortigen Zustände und Menschen Erinnerungen mit mir austauschen zu können.

Häufiger beinahe als in der Schweiz stellten sich während der guten Jahreszeit Besuche bei uns ein. Verwandte und Freunde, die wir beherbergten, fanden zugleich weitere Anknüpfungen bei unseren Collegen und umgekehrt. So kam es zu einem immer lebhafteren anregenden Verkehr, während man im Winter auf die Einheimischen und die dauernd angesiedelten Fremden beschränkt blieb, was nach der zu großen Unruhe des Sommers sein Gutes hatte.

Noch möchte ich mir gestatten, meine Beobachtungen über die niederen Stände der Bevölkerung, wie ich sie im Spital, sowie in der städtischen und ländlichen Armenpraxis kennen gelernt habe, hier niederzulegen. Die Pfälzer sind ein munterer, zugänglicher Volksstamm, leicht erregt zu Hass und Zuneigung, nicht minder zu politischer Leidenschaft. Sie sind gewohnt, auf alle Eindrücke lebhaft zu reagiren und mit der lauten Aeußerung ihrer Meinungen, oft in

witziger Form, nicht zurückzuhalten. Bei aller Leichtlebigkeit können sie sich als treu und anhänglich bewähren, dankbar namentlich für freundliche Behandlung. An Begabung stehen sie wohl keinem anderen deutschen Volksstamm nach, wohl aber an Ausdauer; sie übertreffen dagegen manchen durch Leichtigkeit der Auffassung und durch rasches Zurechtfinden. Leichtsinn und Vergnügungssucht treten bei der sonst sehr rührigen und arbeitsamen Bevölkerung auffallend hervor. In Noth, Schmerz und Krankheit verhalten sich die Pfälzer empfindlicher und aufgeregter, als die ernsteren und mehr stoischen Alemannen, sie sind, was man „wehleidig“ nennt, indessen ergeben sie sich den ärztlichen Verordnungen gegenüber bald der Nothwendigkeit. — So liebenswürdig die Pfälzer im Allgemeinen sind, so können doch die schlimmen Gesellen unter ihnen durch gaunerische Pfiffigkeit und boshafte Ränkesucht doppelt widerwärtig und gefährlich werden.

Wenn ich von meiner oben erwähnten Erkrankung absehe, konnten wir während der Heidelberger Jahre nur von Glück sagen. Unsere Marianne wuchs kräftig heran, machte sich auch hier überall Freunde, bildete sich in der Schule der trefflichen Fräulein Heidel vortheilhaft aus und beging endlich die Feier ihrer Confirmation in ernster frommer Weise. — Ein ganz besonderes Glück wurde uns noch beschieden durch die Geburt einer zweiten Tochter, die sich fröhlich entwickelte und neben der älteren Schwester neue Freuden in das Haus brachte. An einem herrlichen Sommertage feierten wir ein schönes Tauffest, zu welchem Schwager Engelmann von Leipzig und Freund Kölliker von Würzburg herbeigekommen waren. — Ein weiteres frohes

Ereigniss war die Verheirathung meiner Schwester Elise mit dem Gymnasialdirector Palm, einem der bedeutendsten Schulmänner in Sachsen. Ich konnte es möglich machen, mit den Meinigen an der Hochzeitsfeier in Leipzig theilzunehmen. Es war das für uns eine um so größere Freude, als wir es uns hatten einige Jahre früher versagen müssen, der Hochzeitsfeier meiner jüngsten Schwester mit Professor Victor Carus, dem angesehenen zoologischen Schriftsteller in Leipzig, beizuwohnen.

Zweimal traten, ohne dass ich ihnen folgen mochte, Versuchungen an mich heran, Heidelberg mit einer anderen Hochschule zu vertauschen. Eine derselben, die medicinische Klinik in Halle zu übernehmen, erscheint mir wegen der eigenthümlichen Art der Verhandlung erwähnenswerth. Ohne dass mir vorher eine Andeutung zugekommen war, erschien eines Abends ein höherer Beamter des Königlich preußischen Cultusministeriums und trug mir kurz und bündig die Hallesche Professur an. In vollständiger Ueberraschung fand ich kaum Zeit zur Ueberlegung der Fragen nach den Verhältnissen und den Bedingungen. Ich erinnerte mich indessen, dass mir die medicinischen Anstalten, mit denen sich Krukenberg in Halle hatte behelfen müssen, sehr ungenügend erschienen waren, und fragte, ob die Regierung beabsichtige, gründliche Abhülfe in dieser Beziehung herbeizuführen, konnte aber dafür keine bestimmte Zusicherung bekommen. Als ich mir Bedenkzeit ausbat, hieß es, ich müsse mich spätestens bis zum anderen Morgen fest entschließen. Ein so barscher, ich möchte sagen unterofficiermäßiger Antrag war mir noch nicht vorgekommen. Nachdem ich mich erst ein wenig geärgert hatte, gewann ich der Sache die komische Seite ab und erklärte am anderen Morgen ebenso kurzweg, dass ich es vorzöge, in Heidelberg zu bleiben.

Der preußische Herr reiste sofort nach Gießen, wo er Jul. Vogel gewann, ein Geschäft, das sich bekanntlich für beide Theile wenig vortheilhaft erwiesen hat.

Im Jahre 1856 starb plötzlich Fuchs in Göttingen, und alsbald wurde mir von dort gemeldet, dass an mich als Nachfolger gedacht werde. Die also eröffnete Aussicht schien mir der ernstesten Erwägung werth. Als ich dies erklärte, wurden die weiteren Verhandlungen von Henle sehr diplomatisch und durch Herrn von Warnstedt in dessen bekannter verbindlichen und ausführlichen Weise geführt. Mein Entschluss war bald gefasst. Von jeher hat man es in akademischen Kreisen als eine besondere Ehre angesehen, der Georgia Augusta anzugehören, und da jetzt eine Reihe bedeutender Männer in der dortigen medicinischen Facultät wirkte, konnte ich mir wohl eine reichere Thätigkeit und einen anregenderen Verkehr versprechen als in Heidelberg. Hier dagegen durfte ich eine Besserung der beklagten Verhältnisse in absehbarer Zeit nicht erwarten, selbst beim besten Willen der großherzoglichen Regierung nicht. Von Hannover wurde mir übrigens ein für die damalige Zeit ansehnlicher Gehalt, als Ersatz einer reichen consultativen Praxis, geboten. So sprachen denn alle Umstände für Göttingen.

Zu meiner großen Genugthuung fand sich meine liebe Frau leichter in den Gedanken einer neuen Veränderung, als ich gedacht hatte. War es mir sehr schwer geworden, Zürich zu verlassen, und hatte ich ihr damit ein Opfer gebracht, so fürchtete ich, sie werde das Aufgeben unserer schönen, halbländlichen Heidelberger Besitzung als ein noch größeres Opfer ansehen. Allein sie betrachtete Niedersachsen als ihr Heimathland, da sie durch wiederholten längeren Aufenthalt bei ihrer Schwester Vieweg in Braunschweig dort eingewöhnt war, und durch ihren Vater, der aus der Weser-

gegend stammte, mancherlei Beziehung zu Land und Leuten besaß. Als sie später die ersten plattdeutschen Laute wieder vernahm, rief sie aus, es sei ihr, als kehre sie zurück in das Land ihrer Väter. Das erleichterte mir natürlich sehr den Uebergang in die neuen Verhältnisse. Mir selbst ging es nahe, wiederum Stadt und Land zu verlassen, wo ich viel Liebes und Gutes erfahren und mit manchen Menschen durch meinen Beruf in Freud und Leid in nähere freundschaftliche Verhältnisse getreten war.

Einen schweren Stand bekam ich dem Ministerium in Karlsruhe gegenüber, das mich gern behalten wollte und sich bereit erklärte, alle erreichbaren, meinerseits zu äußernden Wünsche zu erfüllen. Das Entgegenkommen bewegte mich tief, indessen ich musste erklären, um eine Verbesserung meiner persönlichen Stellung sei es mir nicht zu thun, und so kam ich in die Nothlage auseinandersetzen zu müssen, dass die gründlichen Missstände in der Zusammensetzung der medicinischen Facultät es mir wünschenswerth machten, einen günstigeren Boden für meine Lebensaufgabe als klinischer Lehrer aufzusuchen. Man sah es wohl ein, dass man sich seiner Zeit zu vertrauensvoll dem Einflusse eines hervorragenden Mannes hingegeben habe, und dass man es mir nicht verdenken könne, wenn ich die nachtheiligen Folgen davon nicht ferner mittragen wolle. Man wünschte aber nun meine Ansicht zu erfahren, wie die vorhandenen Missstände zu beseitigen seien, und ob ich gegebenen Falles dazu mitwirken wolle. Da dies aber nicht anders möglich gewesen wäre, als durch schwere Eingriffe in persönliche Stellungen, bemerkte ich, dass mir hierzu die Neigung und die nöthige Streitbarkeit fehle, auch werde es überhaupt nicht möglich sein, in absehbarer Zeit eine Aenderung der gegebenen Personalverhältnisse herbeizuführen. Inzwischen müsse man

freilich auf eine stetige Abnahme der Frequenz in der medicinischen Facultät gefasst sein, und man möge mir verzeihen, wenn ich eine späte Besserung der Lage nicht abwarten könne. Für jetzt erlaube ich mir nur zu rathen, mit allen Kräften die mathematisch-physikalischen Studien zu pflegen, die ja bereits durch Männer wie R. Bunsen, Kirchhoff und durch namhafte Lehrer für die beschreibende Naturgeschichte vertreten seien. In Betreff der medicinischen Facultät sei zunächst darauf Bedacht zu nehmen, einen tüchtigen Physiologen zu gewinnen. Letzteres ist später durch die Berufung von Helmholtz in glänzendster Weise gelungen. Wer den weiteren Verlauf der Dinge in Heidelberg verfolgt hat, wird mein damaliges ablehnendes Verhalten gerechtfertigt gefunden haben.

So erhielt ich endlich in ehrenvoller Weise meine Entlassung. Da mir diese aber erst für den Herbst 1856 gewährt wurde, kam man in Hannover wegen des dort nun nothwendig werdenden klinischen Interregnums in Verlegenheit und wollte mich gar für die Verzögerung verantwortlich machen. Ich ersuchte den Herrn von Warnstedt, sich hierüber mit dem Ministerium in Karlsruhe auseinandersetzen zu wollen, da ich doch nicht wider den Willen der badischen Behörden heimlich aus Heidelberg durchgehen könne.

Ein Fackelständchen der Studirenden, verbunden mit einer herzlichen Ansprache, gab mir ein wohlthuendes Zeugniss von der Liebe und Anhänglichkeit meiner Schüler. Kurz vor meiner Abreise wurde ich durch ein Festmahl geehrt, welches von den Collegen der Universität unter zahlreicher Theilnahme von Freunden aus der Stadt veranstaltet worden war. Bei dem Austausch schöner Tischreden wurden den Meinigen und mir herzliche Wünsche für unsere Zukunft in Göttingen gewidmet, während ich meinen Dank für alles

Gute, dessen ich in Heidelberg theilhaftig geworden, in geziemenden Worten aussprach. Mit einem Hoch auf das Land und seinen edeln Fürsten, auf die Stadt Heidelberg die „feine“ und die Ruperto Carolina schloss ich meine Rede.

Bevor wir das badische Land verließen, nahmen wir Abschied von der malerischen Romantik der Burgen bei Neckarsteinach, von der architektonischen Pracht der Schlossruine und von den sonnigen Höhen der Bergstraße. Dann trennten wir uns von der eigenen lieblichen Heimstätte und zogen in die Ferne mit dem altbekannten Abschiedsruf:

Fröhlich Pfalz
Gott erhalt's!

Es traf sich eigenthümlich, dass, wenn ich in einen anderen Wirkungskreis eintrat, gerade in dem betreffenden Lande reactionäre Zustände herrschten. So in Zürich, in Baden und jetzt auch wieder in Hannover. König Georg hatte die Verfassung des Landes in ihren wichtigsten Theilen eigenmächtig auf einen überwundenen Standpunkt zurückgeführt und dadurch in der Bevölkerung große Beunruhigung, bei den Liberalen entschiedenen Widerstand hervorgerufen. Auch die Universität war vorherrschend in der Opposition. Zwar hatten sich hier die Verhältnisse nicht in dem Maße verschärft, wie im Jahre 1837 unter dem König Ernst August, der bekanntlich sieben der angesehensten Professoren absetzte und aus dem Lande verwies, indessen waren doch jetzt zum allerhöchsten Missfallen die Wahlen der Universität für die Ständeversammlung stets oppositionell ausgefallen. Zugleich verlautete, dass die Universität im Allgemeinen von den einflussreichsten Häuptern im Ministerium und in der Büreaukratie scheel angesehen werde. Es war daher natürlich,

dass ich mit einigem Misstrauen den amtlichen und persönlichen Begegnungen entgegensah.

Von den neu angestellten Professoren erwartete man, dass sie sich dem Curatorium persönlich vorstellten und auch um eine Audienz bei seiner Majestät nachsuchten. Ich begab mich daher alsbald nach Hannover und war begierig, wie der Empfang ausfallen werde. Den damaligen Universitätscurator, Staatsminister von Bothmer, hatte man mir als einen besonders steifen Aristokraten bezeichnet. Ich fand einen wohlwollenden alten Herrn, der mich auf das Sopha einlud und mich bat, ihn zu entschuldigen, wenn er die gewohnte lange Pfeife nicht ausgehen lasse. Es entspann sich ein gemüthliches Gespräch über meine früheren Verhältnisse und über das, was ich in Göttingen zu erwarten habe. Hier fand ich mich veranlasst, auf das den hygieinischen Forderungen sehr wenig entsprechende Ernst August-Hospital hinzuweisen und zu fragen, ob nicht zu einem Neubau Aussicht sei. Da meinte aber der Minister, daran dürfe man noch lange nicht denken, theils weil das Haus verhältnissmäßig neu wäre, theils weil der König aus Pietät gegen seinen Vater das auf dessen Geheiß und Billigung errichtete Gebäude nicht werde als verfehlt beseitigen lassen wollen. Er, der Minister, wisse freilich wohl, dass schon die Lage desselben eine unpassende sei, man habe aber bei der Wahl der Oertlichkeit seiner Zeit auf den alten Langenbeck Rücksicht nehmen müssen. Da hatte ich ein neues Beispiel von dem schweren Nachtheil, den die Nachgiebigkeit zu Gunsten des Einflusses einer angesehenen Persönlichkeit für lange Zeit herbeiführen kann.

Bei der nun folgenden Bekanntschaft mit dem Herrn von Warnstedt, dem vorzugsweise mit den Universitätsangelegenheiten betrauten Referenten, empfing ich ebenfalls einen

durchaus günstigen Eindruck. Dieser Herr hatte bekanntlich schon früher zu der Kieler Universität in demselben Verhältniss gestanden, wie jetzt zu der Göttinger. Er zeigte sich ganz vertraut mit den akademischen Zuständen und Personen, mit denen er, wie ich jetzt und auch später zu erfahren Gelegenheit hatte, in den angenehmsten Formen zu verkehren verstand.

Endlich kam auch die Audienz beim König Georg. Die königliche Familie wohnte nicht in dem großen geräumigen Schlosse an der Leine, welches nur bei feierlichen Empfängen und hohen Festlichkeiten benutzt wurde, sondern am Friedrichswall in einem behaglichen, frei und schön gelegenen Palast, den später die Stadt angekauft und zu ihrem Rathhause eingerichtet hat. — Im Vorzimmer warteten mehrere Personen, unter denen sich die schlanke und elegante Gestalt des Ministers von Platen auszeichnete. Als ich gerufen wurde, fand ich den König in vornehmer Haltung mitten im Zimmer stehend, das Haupt etwas nach vorn und rechts geneigt, die edeln Gesichtszüge von einnehmendstem Ausdruck, aber leider entstellt durch die ganz erloschenen Augen. Nach der üblichen Aeußerung der Freude, mich in den Lehrerkreis der Georgia Augusta eintreten zu sehen, sprach sich der König mit großer Wärme über seine Hochschätzung der Universität aus, deren Gedeihen ihm nicht nur eine wichtige Regierungsangelegenheit, sondern auch eine Ehren- und Herzenssache sei. Politische Anspielungen auf das Verhalten der Professoren kamen nicht zum Ausdruck. Dagegen berührte der hohe Herr in freundlichster Weise meine persönlichen Verhältnisse, meine Herkunft u. s. w., und bemerkte u. A., es sei mir wohl nicht leicht geworden, aus dem schönen Heidelberg wegzugehen. Mit huldvollen Worten wurde ich entlassen.

So hatte sich die erste Begegnung mit Sr. Majestät in der erfreulichsten Weise gestaltet. Es verging eine längere Zeit, bevor ich ein zweites Mal und dann mit wenigen Unterbrechungen dauernd eines Verkehres am königlichen Hofe gewürdigt wurde. Den nächsten Anlass dazu gab eine bedenkliche Erkrankung des Schwiegervaters des Königs, des Herzogs von Altenburg, an dessen Krankenbett ich zur ärztlichen Berathung hinzugezogen wurde. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Bekanntschaft des liebenswürdigen Leibarztes, Dr. Kaufmann, und konnte mich überzeugen, dass gerade bei meiner Ankunft die Wendung der Krankheit des Herzogs zur Besserung schon durch die bisherige Behandlung herbeigeführt worden sei. Als wir dann dem König über das Ergebniss unserer Berathung Bericht zu erstatten hatten, gab ich ohne Weiteres der Wahrheit und meinem Collegen die Ehre und lehnte die Andeutung ab, als sei meiner Dazwischenkunft die günstige Wendung zuzuschreiben. Ich glaube, dass dieses eigentlich selbstverständliche ehrliche Verhalten mir die von jener Zeit an stets bewiesene Huld der Majestäten eingetragen hat.

Noch näher und anhaltender gestaltete sich mein Verhältniss am Hofe in Folge der langwierigen und leider tödtlich endigenden Krankheit (perforative Perityphlitis) der von der Königin besonders geliebten Hofdame, der jugendlichen Gräfin Anna von Bernstorff. Diese durch Geist und Herz ausgezeichnete Dame war mir schon einige Jahre früher in Heidelberg als brustkrank von ihrer Mutter zugeführt worden und in meiner längeren Behandlung gewesen. (Der Fall ist ein schönes Beispiel geheilter Tuberculose beider Lungenspitzen, wie sich später bei der Section nachweisen ließ.) Natürlich hatte ich, nach meiner Uebersiedelung in das hannoversche Land, die Bekanntschaft mit meiner

früheren Patientin erneuert. Jetzt bei ihrer plötzlichen heftigen Erkrankung fand sich für mich der Weg zu dem besonderen Vertrauen der Königin. Da sich das Leiden in die Länge zog, kam ich jeden Sonnabend nach Hannover und kehrte erst am Montag zu meinen Geschäften nach Göttingen zurück. Ich erhielt Herberge über den Zimmern des Kronprinzen im königlichen Palais. Auch nach dem Tode der allseitig geliebten Kranken musste ich mich jedesmal, wenn mich mein Weg nach Hannover führte, bei Hofe melden und wurde dann zum abendlichen Thee der Herrschaften befohlen, ja ich hatte sogar einmal die Ehre, einige Tage lang Gast in der Sommerresidenz Herrenhausen zu sein. Ich erwähne diese Dinge, um meine Berechtigung nachzuweisen, ein Urtheil über König Georg im Allgemeinen und insbesondere über seine nicht öffentliche Art und Weise in Haus und Familie abzugeben. Es liegt mir das Letztere ganz besonders am Herzen, da ich dem hohen Herrn für sein beständiges gnädiges Wohlwollen Dank schuldig bin. Bisher ist ja der König in der Oeffentlichkeit nur abschätzig besprochen worden, und, bei reichlichem Tadel, hat man ihm nicht einmal mildernde Umstände zuerkannt, ja es hat sich sogar der wohlfeile Spott der Menge an seine Fersen geheftet. Da scheint es mir Pflicht, auch die vielen Lichtseiten im Verhalten des vielbeleumdeten Herrn zum Ausdruck zu bringen. Ich fühle mich um so mehr dazu gedrungen, je weniger ich, wie ich gleich hier erklären muss, an der deutschen Politik des Königs Gefallen gehabt habe, und mit einem entschiedenen Vorurtheil gegen ihn seiner Zeit nach Hannover gekommen war.

Die eigenthümliche Liebenswürdigkeit des Königs offenbarte sich so recht, wenn er nach Erledigung der Regierungsgeschäfte am Abend seine Theegesellschaft aufsuchte,

wo er heiter und unbefangen sich einer harmlosen Geselligkeit als ein guter Hausvater hingeben konnte. Den Vorsitz am Theetisch nahm die Königin Marie ein. Sie war damals offenbar die wahre Schönheit des ganzen Hofes, eine königliche Gestalt, ihr Antlitz strahlend von Güte und Anmuth, dessen Ausdruck sich auch in der Unterhaltung nicht verleugnete und bei ihrer Umgebung Vertrauen und Verehrung erweckte. Man hat ihr oft den sehr unbedachten Vorwurf gemacht, dass sie es unterlassen habe, Einfluss auf ihres Gemahls öffentliches Wirken auszuüben. Abgesehen davon, dass ein derartiges Bestreben ganz ohne Erfolg geblieben wäre und höchstens eine Störung des häuslichen Friedens herbeigeführt hätte, mochte sie wohl mit Recht der Ansicht sein, dass sie ihre Stellung nicht an der Seite der Minister zu suchen habe, sondern in der Familie, in der Oeffentlichkeit dagegen als der edelste Schmuck des Königshauses. So war sie eine echte deutsche Frau, für das Wohl ihrer Umgebung umsichtig besorgt, und, wie eine solche nach außen vorzugsweise durch wohlthätiges Wirken hervortritt, so hat sie es auch als eine rechte Landesmutter gehalten. Hannover verdankt ihr unter Anderem die großartige Diaconissen- und Krankenanstalt des Henriettenstiftes.

Ein sehr häufiger Abendgast war der Vater der Königin, der Herzog Joseph von Altenburg, ein wohlwollender würdiger Herr, gewissenhaft ehrlich und rechtschaffen, wie die Wettiner Fürsten überhaupt. Ihn begleitete seine jüngste Tochter, Prinzessin Therese, eine Dame von freundlich herablassender Güte bei aller fürstlich vornehmen Haltung. Oft fand sich der Halbbruder des Königs, der Fürst von Solms-Braunfels, nebst Familie ein. Zwei seiner Söhne dienten in der hannoverschen Armee. — Selbstverständlich fehlten nicht die Hofdamen und die Flügeladjutanten. Von letzteren

sah ich ziemlich regelmäßig den späteren General von Slicher, einen vielgewandten Mann, der schon beim König Ernst August eine Vertrauensstellung eingenommen hatte. Dann auch den Oberstleutnant von Kohlrausch, einen von der Knabenzeit an treuen Gefährten und Diener des Königs. — Hie und da kamen auch fremde fürstliche Personen mit Gefolge zum Besuch.

König Georg war ein großer Freund, sogar wirklicher Kenner der Musik. Sie war seine beste Erholung, da ihm leider die Freude an den bildenden Künsten versagt blieb. Zu den Theeabenden wurde sehr häufig unser großer Geiger Joachim geladen und erfreute alle Anwesenden durch seine unvergleichlich schönen Vorträge. Auch fremde Künstler und Virtuosen gaben ihr Bestes zu hören. — Die Wagnerschen Opern fanden den allerhöchsten Beifall und wurden in Hannover unter Mitwirkung von Niemann vortrefflich gegeben. Als der König erfuhr, dass ich in jungen Jahren Richard Wagner persönlich gekannt hatte, fragte er mich ausführlich über ihn aus und hörte es gar nicht gern, dass ich wenig Vortheilhaftes von seiner Art und Weise zu berichten in der Lage war. Bei meinem schwachen Musikverständniss vermochte ich mich auch nicht zu der allgemeinen Wagner-Bewunderung aufzuschwingen, was dem König willkommene Gelegenheit bot, mich in harmloser Weise zu verspotten. Als dann einmal Stockhausen, der treffliche Sänger, den Theeabend verherrlichte, kam ich durch meine Freude an seinen Liedervorträgen wieder zu Ehren, ja der König befahl für den nächsten Abend die Vorführung der gesammten Müller-Lieder mit Vorlesung von Carl Devrient und Gesang von Stockhausen. Das war in der That ein herrlicher Genuss.

Die Wissbegierde des Königs knüpfte sich an manche

gerade vorkommende Ereignisse. So fragte er mich bei Gelegenheit des italienischen Krieges von 1859, während dessen einer seiner Neffen schwer verwundet worden war, ob nicht die Chirurgie, wie bei anderen Feldzügen, auch bei diesem neue Erfahrungen gewonnen habe. Ich musste dies verneinen und konnte nur von den ungenügenden Versuchen mit dem Curare bei Wundstarrkrampf berichten. Dagegen erinnerte ich an die Kämpfe in Schleswig-Holstein, wo der jetzige Generalstabsarzt der hannoverschen Armee, Stromeyer, die Resection zerschossener Knochen in so erfolgreicher Weise geübt und zu allgemeiner Anerkennung gebracht habe. Der König ließ sich das näher erklären und wurde dabei zu immer mehr Fragen nach verschiedenen anatomischen Verhältnissen veranlasst. So eifrig ging er in diese Dinge ein, dass er mir befahl, an einem der nächsten Abende einen Vortrag über Schädel- und Skelettbildung zu halten. Das war in doppelter Hinsicht eine missliche Aufgabe: einmal, weil es in Gegenwart der Königin und ihrer Damen zu geschehen hatte, und namentlich, weil ja dem hohen Herrn die bei einem solchen Gegenstande unentbehrliche Anschauung abging. Ueberdies war ich wenig vorbereitet, sofort die große Schwierigkeit eines populären Vortrages außerhalb meines eigentlichen Faches zu überwinden.

Jedenfalls verschaffte ich mir vom anatomischen Institut in Hannover ein paar recht schön ausgebleichte Menschen- und Thierschädel und Wirbel, die ich im Voraus in einem verdeckten Korbe unter die große Tafel im Theezimmer brachte. Als es nun zur Sache kam und ich eine vorbereitende Darstellung gegeben hatte, sagte ich kurzweg, ohne unmittelbare Wahrnehmung gehe es nicht, holte einen Schädel unter dem Tisch hervor und ergriff ohne Weiteres die Hand des Königs, damit er die Formen betaste. Mit wahrer Freude

fand er sich rasch zurecht und wurde nicht müde zu fragen und zu fühlen, bis er einen klaren Begriff von den einzelnen Formen ertastet hatte. Dann brachte ich ein paar Thierschädel und Wirbel hervor, Alles zur größten Befriedigung des blinden Herrn, der zu ähnlicher handgreiflicher Anschauung bisher nicht gebracht worden war. Als es aber endlich herauskam, dass hier wirkliche Schädel u. s. w. vorlagen, mag man sich den Schrecken der Königin denken. Indessen, da sie wahrnahm, wie lebhaft ihr Gemahl sich für Alles interessirte, welche Genugthuung es ihm war, eine neue sinnliche Wahrnehmung gewonnen zu haben, begnügte sie sich, mir mit dem Finger zu drohen und zu rufen, niemals solle ich ihr wieder solche Abscheulichkeiten auf den Theetisch bringen. Der König aber lachte und meinte, so eine schöne Ueberraschung habe er lange nicht gehabt. Ich bat um Verzeihung, brachte meinen Vortrag zu Ende und wurde nebst meinen Knochen huldvoll entlassen.

Bald nach diesem Erfolge fragte mich die gute Königin, ob es nicht möglich wäre, durch andere Universitätslehrer dem König eine ähnliche geistige Unterhaltung zu verschaffen. Es wurde darüber berathen: Lotze sollte zuerst aufgefordert werden, da ich von seiner fesselnden Vortragsweise das Beste erwartete. Leider trat aber eine Reihe störender Umstände im öffentlichen Leben ein, welche den schönen Plan nicht zur Ausführung kommen ließen. Die Sache kam endlich ganz in Vergessenheit.

So viele ernste und heitere Dinge an den Theeabenden verhandelt wurden, so kamen doch niemals die Politik oder die öffentlichen Geschäfte zur Sprache. Nur als gerade Neuwahlen zur Ständeversammlung bevorstanden, nahm mich eines Abends der König, bevor er sich zurückzog, bei Seite und sagte, es sei sein Wunsch, dass die Universität eine

„correcte“ Wahl treffe, ich könne darauf hinwirken und würde als beliebter Arzt einen gewissen Einfluss auszuüben im Stande sein. Ich gerieth in die äußerste Verlegenheit, fasste mich aber zu der Erwiderung, dass mich die tonangebenden Collegen, die Vertreter der historischen und staatsrechtlichen Wissenschaften wahrscheinlich mit den Worten: Schuster bleib bei deinem Leisten, zurückweisen würden. Da drehte sich der König missmuthig um und ließ mich stehen. Ich erwartete jetzt gründlich in Ungnade gefallen zu sein, allein schon am nächsten Tage konnte ich bemerken, dass mir meine etwas plumpe Ausrede verziehen worden sei. Uebrigens fiel glücklicher Weise die betreffende Wahl, wenn auch nicht ganz correct, doch nicht mehr scharf oppositionell aus *.

Wie am Theetisch der Königin, gab sich der hohe Herr auch bei dem fast alljährlichen Besuche des Seebades auf Norderney von seiner liebenswürdigsten Seite. Er mochte sich da fühlen, als wenn er in Ferien wäre. Die Seeluft und die Bäder thaten ihm wohl, nicht minder die freie Bewegung, wie sie in Badeorten auch einem König zu statten kommt. Er führte einen gastfreien Haushalt, lud sich Gäste und mischte sich mit seiner Familie unter die bunte Welt

---

* Man kann fragen, wie ich, als Professor der Medicin, mich zu dem königlichen Herrn stellte, der ein Anhänger der Homöopathie war und sogar dem zahlreichen Zuge zu dem Goslarer Adepten Lampe folgte. Ueber diese Dinge wurde lange eine rücksichtsvolle Zurückhaltung beobachtet. Als aber doch einmal die Sprache darauf kam, hielt ich meine abweichende Meinung nicht zurück. Trotzdem gab mir der König keinerlei Unzufriedenheit zu erkennen, schnitt aber die weitere Discussion mit freundlichem Humor ab: es gebe gar Manches, was sich dem Scharfsinn der gelehrten Professoren entzöge, aber durch göttliche Eingebung in der Hand des Geringsten wirksam würde.

der Abendpromenade am Strande. Vor Allem auch liebte er es, auf seinem flinken Jachtschiffe in die hohe See hinaus zu fahren, besonders bei recht frischem Winde. Wenn es dabei einen ordentlichen Seegang gab und die Wellen zuweilen über das Deck spritzten, saß er ganz vergnügt, rauchte seine Pfeife und unterhielt sich lebhaft mit seiner Umgebung. Manche der zur Fahrt befohlenen Gäste mussten die Ehre der Einladung mit mehr oder weniger Seekrankheit bezahlen, während den König dergleichen niemals anfocht. Mit den Seeleuten verstand er sehr gut umzugehen und war unter ihnen, namentlich bei seinen eigenen Schiffern, sehr beliebt. Indessen neben aller Leutseligkeit und nachsichtigen Herablassung wies doch seine natürliche fürstliche Haltung jede Zudringlichkeit ganz von selbst ab.

Bei gar mancher Gelegenheit konnte ich die geistige Regsamkeit und das rasche Verständniss des Königs wahrnehmen und begreifen, wie er, unterstützt durch sein unglaublich treues Gedächtniss, wirklich Herr in der Führung der Regierungsgeschäfte sein konnte. — Dass er stets bereit war, den steigenden Bedürfnissen der Universität zu Hülfe zu kommen, davon geben verschiedene Neubauten und Erweiterungen mehrerer Institute redendes Zeugniss. Seinem raschen Einschreiten verdankten wir auch u. A. den Erwerb eines werthvollen Grundstückes, auf dem später der Bau einer Augenklinik zu Stande kam.

Wie ernst er es aber nehmen konnte, wenn es sich unter schwierigen Umständen um eine wesentliche Förderung der Universität handelte, ergab sich, als die Erbauung einer neuen Landesirrenanstalt in Frage kam. Diese nach

Göttingen zu bekommen und mit ihr eine psychiatrische Klinik zu verbinden, war ein großer Wunsch der medicinischen Facultät. In der That wurden auch Anfangs Versuche gemacht, einen passenden Bauplatz in der Nähe der Stadt zu finden. Sie schlugen fehl, und da sich zugleich in gewissen Kreisen Vorurtheile gegen eine Verwerthung der Anstalt für den Unterricht geltend machten, so schien es, als ob Göttingen übergangen werden solle. Die ganze Angelegenheit gehörte in den Geschäftskreis des Ministers des Inneren, des der Universität sehr abgeneigten Herrn von Borries. Ueberdies lag der Fall auch in anderer Beziehung sehr ungünstig. Göttingen und Hildesheim, letztere Stadt der Sitz der bisher einzigen staatlichen Irrenanstalt, liegen ziemlich nahe bei einander, die erstere sogar in dem südlichsten Winkel des Landes. So war es natürlich, dass sich viele Stimmen für die Errichtung der Anstalt in den westlichen Landestheilen, und namentlich in Osnabrück erhoben. Wollte man nach beiden Seiten berechtigten Wünschen genügen, so blieb nichts Anderes übrig als der Bau zweier neuer Irrenhäuser. Für diesen Plan war auch der König gewesen, nachdem sich, auf Anregung des Curatoriums, die medicinische Facultät in einer Denkschrift und durch eine Deputation (aus Baum und mir bestehend) unmittelbar an Se. Majestät gewendet hatte. Allein der Minister von Borries trat jetzt mit Entschiedenheit für Osnabrück auf und behauptete, dass es unmöglich sein werde, von den Landständen die Bewilligung der erheblichen Mehrkosten für zwei Anstalten zu erhalten. Es war ihm auch gelungen, im Landes-Medicinalcollegium eine Majorität für seine Ansicht zu gewinnen. Gegen die psychiatrische Klinik waren die Vorurtheile ebenfalls nicht verstummt, und da nun endlich, bei der Ueberfüllung der Hildesheimer Anstalt, die Noth zu einem

Entschlusse drängte, so wurde der Minister beauftragt, die Forderung der Mittel für eine große Irrenanstalt in Osnabrück an die Stände zu bringen. Da fand ich Gelegenheit, den König nochmals zu sprechen. Ich brachte die alten Gründe zu Gunsten der psychiatrischen Klinik wiederum vor, widerlegte die Vorurtheile gegen diese durch das Beispiel von Erlangen, Würzburg und Prag u. s. w., hob hervor, dass man von ärztlicher Seite gegenwärtig allgemein kleinere Heilanstalten den allzu großen vorziehe u. s. w. Der König hatte mich aufmerksam und geduldig angehört; am anderen Morgen ließ er mich rufen. Er war allein und sagte, er habe sich Alles überlegt und sehe wohl ein, wie nothwendig es sei, dem Bedürfniss eines gründlichen psychiatrischen Unterrichtes zu entsprechen, er könne aber nur dann seinem Minister die betreffenden Weisungen geben, wenn das Landes-Medicinalcollegium für eine Aenderung seiner Ansicht über den vorliegenden Fall zu gewinnen sei. Ich möge daher die Herren aufsuchen und mit ihnen in diesem Sinne unterhandeln. Würde ich bei ihnen den gewünschten Erfolg haben, so solle ich zu dem gleichen Zweck bei dem Herrn von Borries vorsprechen. Ich erklärte mich zu diesem schwierigen Unternehmen bereit und bat nur, Se. Majestät möge mir erlauben, mich im Nothfall auf seinen Befehl, eine erneute Besprechung zu halten, berufen zu dürfen. Nun meinetwegen, meinte der König, Sie werden es ja so zu machen verstehen, dass es nicht aussieht, als würde den Herren befohlen, ihre Ueberzeugung zu ändern. Drei Mitglieder des Medicinalcollegiums hatten die oben erwähnte Majorität gebildet, und es gelang mir, zwei derselben zu meiner Anicht umzustimmen. Der Dritte, allerdings kein Freund der Universität, beharrte bei seinem Widerstande und war unhöflich genug, mir zu sagen, ich hätte mich nicht in

eine abgemachte Sache zu mischen. Ich verbat mir diese Bemerkung und erklärte, die Sache sei noch nicht abgemacht, da ich sie auf Befehl Sr. Majestät mit ihm zu besprechen gehabt habe. Damit empfahl ich mich. — Als ich mich bei dem Minister von Borries anmeldete, wurde ich zweimal abgewiesen und war genöthigt, mich wiederum auf den König zu berufen, um mir Zutritt zu verschaffen. Meine Ansprache unterbrach der Minister ziemlich barsch und völlig zurückweisend. Darauf erlaubte ich mir die kleine Bosheit, zu sagen, ich sei überzeugt, dass ihm, wie jedem Hannoveraner, das Gedeihen der Landes-Universität am Herzen liege, und ich daher hoffen dürfe, er werde mein Begehren anhören und wohlwollend bedenken. Herr von Borries ließ sich aber nicht bewegen, auf die Sache weiter einzugehen.

Als ich dann dem König über den Erfolg berichtete und ihm sagte, dass nur ein einziges Mitglied des Medicinalcollegiums in unangenehmer Weise eigensinnig geblieben sei, rief er aus: Das war gewiss der Dr. Kr.! So genau kannte er seine Leute, sogar in einem ihm fernliegenden Geschäftszweige. — Sehr empfindlich war es ihm, dass der Minister sich auf gar nichts hatte einlassen wollen. Er dankte mir freundlich für meine Mühe, und ich wurde mit dem Versprechen entlassen, dass die ganze Angelegenheit einer erneuten Behandlung unterworfen werden solle.

In der That berief der König schon nach wenigen Tagen einen großen Cabinetsrath, an dem die Minister, das Medicinalcollegium, der Director der Hildesheimer Anstalt, Snell, und von der medicinischen Facultät Baum und ich sich zu betheiligen hatten. Sämmtliche medicinische Sachverständige (auch Dr. K.) sprachen sich mit Wärme dafür aus, dass Göttingen in der angegebenen Weise zu berücksichtigen sei. Snell hob sehr richtig hervor, eine psychiatrische Klinik

dürfe, wenn sie wirklich nützen solle, nicht auf eine kleine Krankenzahl beschränkt werden, man müsse ihr eine größere Anstalt zur Verfügung stellen.* Er bemerkte dann ferner, man solle nicht vor dem Plane, zwei neue Anstalten zu errichten, zurückschrecken, denn bei der fortschreitenden Zahl der psychischen Erkrankungen würden wahrscheinlich in nicht zu langer Zeit alle beide nicht mehr ausreichen.** Aus den Kreisen der Minister kamen wieder die Bedenken zum Ausdruck, als ob bei Einführung der Studirenden in die Anstalt weder die nöthige Rücksicht auf die Kranken genommen, noch die Verschwiegenheit in Bezug auf zarte Familienverhältnisse gewahrt werden könne. Wolle man durchaus in Göttingen eine Irrenklinik haben, so dürfe die Anstalt nur für Kranke der niederen Stände bestimmt werden. Diesen letzteren Gedanken verwarf der König sofort als dem allgemeinen menschlichen Gefühl zuwider. Minister von Bothmer äußerte sich in demselben Sinne. Er fügte hinzu, vor Indiscretionen, welche der klinische Unterricht herbeiführen könne, habe er keine Furcht, da er auf den Tact und die Einsicht der klinischen Lehrer vertraue, wohl aber fürchte er die viel größeren Nachtheile und Gefahren, welche das Wohl ganzer Familien treffen könne, wenn bei civil- und criminalrechtlichen Fällen die entscheidenden Gutachten von ungenügend im psychiatrischen Fache ausgebildeten Aerzten

---

* Diese Bemerkung bezog sich auf den mehr als wunderlichen Vorschlag, man solle eine Einrichtung treffen, wonach etwa zwölf Geisteskranke aus Hildesheim nach Göttingen zu schicken seien, mit welchem Bestand nach Bedürfniss gewechselt werden könne!!

** Dies hat sich leider buchstäblich bestätigt, denn schon seit Jahren haben drei Privatanstalten für die öffentliche Irrenpflege zu Hülfe genommen werden müssen. Gegenwärtig ist außerdem noch eine vierte Staatsanstalt in Lüneburg hergestellt worden.

abgegeben würden. Wie viel schlimmer noch müsste sich das bei den schwurgerichtlichen Verhandlungen erweisen.

Der König, der die Sitzung mit einer klaren Darstellung der Sachlage eröffnet hatte, fasste jetzt die verschiedenen Vota übersichtlich zusammen und erklärte schließlich: die Einstimmigkeit der Sachverständigen, die mehrfachen im Verlaufe der Verhandlung zu Tage gekommenen Aufklärungen, insbesondere diejenigen des Herrn von Bothmer, hätten ihn von der Nothwendigkeit einer psychiatrischen Klinik überzeugt, die gegentheiligen Ansichten könne er nicht für zutreffend halten, zugleich aber scheine es ihm Pflicht, den gerechten Ansprüchen der westlichen Landestheile durch den Bau einer Irrenanstalt in Osnabrück zu entsprechen. Er entscheide sich daher für zwei mittlere Anstalten, und zwar sei in der Göttinger eine psychiatrische Klinik einzurichten. Er beauftrage daher hiermit seinen Minister des Innern, die bisherige Vorlage an die Stände zurückzuziehen und eine andere im obigen Sinne ihm alsbald vorzulegen. Endlich habe der Minister des Innern sich mit dem Universitätscuratorium darüber zu verständigen, dass als Director für die Göttinger Anstalt ein Mann von bewährter Lehrkraft berufen werde.

Solche gewissenhafte und bedächtige Art, wichtige Fragen zu behandeln, führte in unserem Falle zu einem Ergebniss, das heute von Jedermann im Lande als gelungen und segensreich anerkannt wird.

Soll ich nun zu allgemeineren Betrachtungen übergehen. die sich mir bei näherer Bekanntschaft mit den Verhältnissen am hannoverschen Hofe aufgedrängt haben, so muss ich vor Allem hervorheben, dass der König Georg wie durch

Abstammung, so durch angeborene Anlage und endlich auch durch Erziehung durch und durch Welfe geworden war. Mit dem bekannten hohen Selbstgefühl dieses Geschlechtes verband sich der Stolz des englischen Prinzen und der starre Sinn des niedersächsischen Stammes. Dies und das Bewusstsein einer unleugbar großen Begabung hätte den König wahrscheinlich schon zur Ueberschätzung seiner Machtstellung führen können. Nun kam das Unglück hinzu, das ihn zu einer Zeit des Augenlichtes beraubte, in der die geistige Entwickelung erst recht sich entfaltet. Das lange dauernde Leiden nebst Curen und Operationen fesselte den jungen Prinzen an den beschränkten Kreis des älterlichen Hofes, schloss ihn Jahre lang von der Außenwelt ab, gab ihm statt klaren Lichtes nächtliches Dunkel, was Alles die bereits vorhandene Neigung zu einer phantasiereichen Auffassung der Verhältnisse noch mehr begünstigen musste. Was wäre aus dem geistig so begabten Jüngling geworden, wenn er durch einen regen und vielseitigen Verkehr nach außen Charakter und Einsicht hätte durcharbeiten und erweitern können. So aber schwächte sich sein Urtheil über das Maß der Außendinge ab, und er täuschte sich in dieser Richtung um so leichter, je weniger das über ihn gekommene Unheil seine Energie und Thatenlust zu beugen im Stande gewesen war. Sein Ideal fand er in der Größe und Macht des Welfenhauses, sein Vorbild war Heinrich der Löwe, als dessen politischen Erben er sich ansehen mochte. Wie er, nachdem er den Thron bestiegen, keine Mühe scheute, alle Erinnerungen an den Ahnherrn in den Schätzen des Welfenmuseums zu vereinigen, so hat er sich vielleicht auch wohl dem Traume hingegeben, den einstigen Länderbesitz des großen Welfen unter seinem Scepter wieder zu vereinigen. Dagegen war ihm der Gedanke, sich jemals auch nur eines

Theiles seiner königlichen Macht zu begeben, wahrscheinlich ganz unfassbar, höchstens würde er vielleicht ein Verhältniss wie im alten deutschen Kaiserreiche haben über sich ergehen lassen. Dass die romantische Denkweise und das ausgesprochene particularistische Selbstgefühl im ärgsten Widerspruch zu den thatsächlichen Verhältnissen, zu dem Entwickelungsgang der deutschen Geschichte und zu den immer drängender sich geltend machenden idealen Wünschen der großen Mehrheit des deutschen Volkes stand, das wurde dem König entweder nicht klar bewusst, oder er beachtete es nicht. Die lebhafte Phantasie des Blinden überwog dessen sonst so scharfe Einsicht.* Es ist begreiflich, dass ein solcher Mann durch bloße Ueberredung nicht dazu gebracht werden konnte, sich kleiner machen zu lassen. Seinem tragischen Geschick musste er unaufhaltsam verfallen. — In ruhigen Zeiten hätte dieses Alles wenig zu sagen gehabt, allein beim Eintreten schwerer politischer Verwickelungen musste ein Verkennen der wahren Lage der Dinge die größten Gefahren mit sich bringen.

Und als nun das Verhängniss wirklich immer näher und deutlicher herantrat, vermochten keine Vorstellungen, die zahlreich und dringend an den König gelangten, seinen festen Willen zu überwinden. Leider hatte er sich auch zu Berathern lauter Männer gewählt, die entweder seine politischen Ansichten wirklich theilten, oder sich schweigend ganz unter seinen geistigen Einfluss stellten, oder endlich

---

* Dass nicht nur ein Fürst in angeborener oder anerzogener Befangenheit die Forderungen der Zeit unbeachtet ließ, sondern dass dies auch bei ganzen Bevölkerungen der Fall war, das zeigte Schleswig-Holstein, wo die große Mehrheit lange Zeit hindurch hartnäckig den particularistischen Sinn über die größeren nationalen Ziele setzte.

ihren Vortheil darin fanden, den Herrn auf seinen Irrwegen zu begleiten. Freilich wäre er unter allen Umständen unbeugsam geblieben, selbst wenn, wie es die Legende von seinem Ahnherrn Heinrich dem Löwen meldet, ein Kaiser vor ihm gekniet hätte. — In dem gegebenen Falle, 1866, kam noch hinzu, dass, wenn man die politische Lage einseitig vom juristischen Standpunkte beurtheilte, der König Georg sich dem Buchstaben nach im Rechte befand. Dachten doch bei den Ereignissen jenes Jahres viele ernste und patriotische Männer ebenso. Als sich der König in Göttingen bereits auf dem Kriegspfade befand, ließ er sich von dem Professor des Staatsrechtes eine Darlegung der rechtlichen Verhältnisse des damaligen Standes der Dinge vortragen. Zachariä bewies ihm die vollständige Correctheit seiner Handlungsweise zur sichtlichen Genugthuung des österreichischen Gesandten, des Grafen Ingelheim, der den König damals nicht aus den Augen ließ.

Während jener Tage in Göttingen fühlte wohl Jedermann, dass jetzt die Entscheidung über die ganze Zukunft des Landes und der Dynastie auf dem Spiele stehe. In Folge dessen waren Alle, die ein unbefangenes Urtheil über die Verhältnisse besaßen, von banger Erwartung erfüllt. Mit fieberhafter Eile und mit äußerster Anstrengung suchten die Führer des Heeres die bis anhin verschobene Kriegsbereitschaft herzustellen. Man konnte ihnen die schwere Sorge um ihre Verantwortlichkeit bei der geringen Aussicht auf Erfolg anmerken. — Inmitten dieser allgemeinen Unruhe verlor der König keinen Augenblick den Gleichmuth. Mit freudiger Zuversicht sah er den kommenden Ereignissen entgegen, seine ideale Anschauung von der hohen Zukunft des Welfenhauses beherrschte ihn ganz, und in gehobener Stimmung sprach er es aus, wie er hoffe, dass ihm in dem

Kampfe für seine Ueberzeugung und für das Recht der göttliche Beistand nicht fehlen werde.

Trotz der Anforderungen, die jetzt unaufhörlich an seine Zeit und Kraft gemacht wurden, blieb dem König noch Sinn und Geistesfrische, um über den Drang des Augenblickes hinaus Bedacht zu nehmen. Zu der Stunde des Mittagsmahles erließ er täglich Einladungen an die Spitzen der örtlichen Behörden, an Mitglieder der Universität und Geistlichkeit und regte eine lebhafte Unterhaltung an. Keinen vergaß er dabei, für Jeden hatte er ein freundliches Wort und ließ sich auf persönliche und amtliche Verhältnisse verständnissvoll ein. Alle wusste er durch seine Huld zu gewinnen, und überall verstand er es, durch seine sichere königliche Haltung die wankende Zuversicht zu befestigen. Ich hatte täglich Gelegenheit, diesen persönlichen Einfluss des Königs auf die Gemüther zu beobachten, und konnte bemerken, dass selbst entschiedene Gegner der ganzen bisherigen Regierung und Politik dieser starken Wirkung des Augenblickes sich nicht zu entziehen vermochten; bei Vielen blieb der Eindruck davon dauernd zurück.

Nachdem man mit tiefer Rührung und mit warmen Segenswünschen den an der Spitze seines treuen Heeres abziehenden blinden Herrn begleitet hatte, machten sich die bangen Sorgen in verstärktem Maße wieder geltend. Das Verhängniss brach nun auch unaufhaltsam herein, selbst der Sieg bei Langensalza konnte den Fall des Welfenthrones nicht aufhalten. Wir sahen den König Georg nicht wieder. Mit wehmüthiger Theilnahme verfolgten wir seine weiteren Schicksale, aber mit tiefem Schmerz musste man sich abwenden, als er vergaß, dass er ein deutscher Fürst sei, und sich mit dem Reichsfeind in Verbindung setzte.

Als ich im Spätherbst 1856 mit meiner Familie in Göttingen einzog, fand ich es dort zwar nicht so öde und verfallen wie einst Haller, der nach bekannter Erzählung das Unglück hatte, auf dem schlechten Pflaster mit dem Wagen umgeworfen zu werden, wohl aber zeigte die Stadt sehr zurückgebliebene Zustände. Das Straßenpflaster war noch immer höckerig und die Fußsteige rauh, neben diesen staueten sich allerhand Abflüsse in offenen Gossen. Durch die Straßen wandelten Kühe, hie und da trieb sich auch wohl der Liebling des niedersächsischen Volkes, das Schwein, herum, so dass die Reinlichkeit viel zu wünschen übrig ließ. Seitdem hat eine höchst anerkennenswerthe Umwandlung zum Besseren stattgefunden, die hauptsächlich der durchgreifenden Wirksamkeit des Oberbürgermeisters Merkel zu danken ist. Zahlreiche, architektonisch schöne Schulhäuser sind erstanden, in denen zuerst die später anderwärts vielfach nachgeahmten Schulbäder eingerichtet wurden. Schlachthaus, Canalisation und Wasserleitung kamen zu Stande. Das liebe Vieh ist von den größtentheils besser gepflasterten Straßen, sowie von den theils asphaltirten, theils mit Cementplatten belegten Fußsteigen verschwunden. Das ehrwürdige, aber sehr vernachlässigte Rathhaus wurde außen und innen in gefälliger Weise hergestellt, so dass namentlich die große Halle eine Sehenswürdigkeit geworden ist. Es erwachte danach auch überall in der Bürgerschaft der Schönheitssinn und that sich kund theils in der Errichtung neuer Wohnhäuser, theils in stylgemäßer Wiederherstellung und Ausschmückung der alterthümlichen Holzbauten. Zuletzt ist man sogar zum Bau eines schönen Theaters geschritten. Längst schon ist der ehemalige Festungswall zu einem mit hohen Linden geschmückten Spaziergang umgewandelt, der eine weite Umschau das Leinethal entlang, selbst bis zu dem hessischen

Meißner hin bietet, während außen am Wall anmuthige Anlagen das Auge erfreuen. Zu diesen älteren Annehmlichkeiten hat auch die neue Zeit einen weiteren Gürtel von Neubauten ringsum gefügt, die sich inmitten wohl gepflegter Gärten an breiten Baumalleen entlang hinziehen. Von ganz besonderer Wichtigkeit sind aber die ausgedehnten neuen Anpflanzungen am Hainberg und auf der Kleper. Hier hat die beharrliche Thätigkeit des Oberbürgermeisters Merkel aus einem kahlen, vegetationslosen, steinigen Höhenzuge eine immer kräftiger und üppiger sich entwickelnde Bewaldung und Parkanlage zu Stande gebracht, die, ihm selbst ein Denkmal, für die Einwohnerschaft aber eine Stätte gesunder Erholung für alle Zeiten bleiben wird.

Zur Zeit meiner Ankunft in Göttingen hoben sich, neben dem Rathhaus und den stattlichen Kirchen, nur einige Universitätsgebäude über die Masse meist ganz schmuckloser, ja ärmlicher Häuser hervor. Was seitdem von der Stadt und erst von der hannoverschen, später in größerem Maßstabe von der preußischen Regierung an Baulichkeiten geschaffen worden ist, verdient die größte Anerkennung. Ich enthalte mich jedoch der Aufzählung aller dieser Leistungen und wende mich sofort zu dem, was meinen eigenen Wirkungskreis angeht.

Das Ernst August-Hospital, verflossenen Andenkens, war der Sitz der medicinischen und der chirurgischen Klinik. Ich habe schon erwähnt, dass und warum die Wahl des Ortes für dieses Haus eine so durchaus verfehlte gewesen ist, und will nur noch hinzufügen, dass es auf einem ganz versumpften Untergrunde errichtet wurde, neben der sogenannten Kuh-Leine, einer Art Abzugscanal für einen Theil der Stadt und für einen großen Wirthschaftshof. Der Brunnen lieferte ein zum Trinken und zum Kochen ganz unbrauch-

bares Wasser. Das Hauptgebäude selbst hatte man zur Zeit seiner Herstellung für etwas ganz Vorzügliches gehalten, und da es unverhältnissmäßig große Summen gekostet hatte, war das neidische Scherzwort entstanden: die ganze Universität sei durch den Bau der Kliniken ins Spital gekommen. Trotzdem fand ich sowohl am Ganzen als auch an den einzelnen Räumlichkeiten so viel auszusetzen, dass ich selbst dem alten Heidelberger Krankenhause den Vorzug vor dieser Göttinger Anstalt geben musste. Vergebens sind mehrfache Bemühungen zur Abhülfe der Uebelstände gewesen; ich konnte nur erreichen, dass dem Hause nicht durch nachbarliche Privatbauten noch mehr Luft und Licht benommen wurde. Als deshalb die Regierung auf meine Anregung einen anstoßenden Garten und Wohnhaus ankaufte, bekam ich die Nachrede zu hören, als habe ich die Erwerbung dieses Grundstückes zum Zwecke einer Dienstwohnung für mich betrieben. Seitdem habe ich mich jeder geplanten Verbesserung der Anstalt, als eines nutzlosen Flickwerkes, widersetzt, in der Erwartung, man werde endlich einsehen, dass nur ein ganz neuer Bau an geeigneter Oertlichkeit das einzig Richtige sei. Dazu ist es erst nach meinem Abgang gekommen, und den Professoren der Kliniken und der pathologischen Anatomie durch eine Reihe geräumiger Baulichkeiten in bester Lage ein beneidenswerther Wirkungskreis geschaffen worden. Professor König's Thatkraft und Einsicht hat dabei wohl am meisten geholfen.

Soll ich den Versuch wagen, Bildnisse einzelner Mitglieder der Georgia Augusta mit der Feder zu skizziren? Es ist ein Wagniss, das leicht zu Missdeutungen führen könnte, da ich nicht anders als mit voller Aufrichtigkeit meine

Eindrücke wiederzugeben vermag. Jedenfalls habe ich die Absicht, Niemandem Unrecht zu thun; aber Professoren und Gelehrte überhaupt sind, neben allen hervorragenden Eigenschaften, doch auch nicht frei von menschlichen Schwächen. Mein welterfahrener Heidelberger College Chelius pflegte naiver Weise zu sagen: an der Universität ist es wie im Mönchskloster, Parteiung, Herrschsucht, Eifersucht sind unvermeidlich, selbst Intrigue spielt unter der Oberfläche ihre Rolle. Je näher die Interessen der Einzelnen sich berühren, desto eher kommt es zu Reibungen und Anstößen. Ich muss sagen, dass diese hässlichen Züge in Göttingen weniger als vielleicht anderswo hervortraten.

Ueber meinen nächsten Collegen, den Professor der Chirurgie, Wilhelm Baum, waren mir im Voraus die widersprechendsten Urtheile zugekommen. Die Mehrzahl rühmte ihn als einen höchst liebenswürdigen und edlen Charakter und als einen musterhaften Lehrer. Andere dagegen wollten ihn als unwahr und unzuverlässig und als wissenschaftlich oberflächlich bezeichnen. Nach näherer Bekanntschaft mit Baum muss ich beide Urtheile, so allgemein gehalten, als unzutreffend bezeichnen. Ich bin überzeugt, dass in Baum der eigentliche Kern in der That ein edler war, aber durch ein unglaublich wechselvolles sanguinisches Temperament entstellt wurde. Bei einer ersten Begegnung machte schon seine äußere Erscheinung einen günstigen Eindruck. Eine schlanke Gestalt, ein feingeschnittener Kopf, regelmäßige Gesichtszüge von geistig lebendigem Ausdruck bildeten eine Persönlichkeit, die gefallen musste. Nach längerem Verkehr sagten seine oft übertrieben schmeichlerischen Reden und das glatte Benehmen ernsteren Naturen nicht zu, und da die Zärtlichkeit bei dem geringsten Anlass leicht in das Gegentheil umschlug, konnte Baum dem Verdacht der

Falschheit nicht entgehen. Damit that man ihm aber Unrecht. Er gehorchte eben jeder augenblicklichen Stimmung, jeder widersprechenden Regung, im wohlwollenden wie im abschätzigen Sinne, fast willenlos. — Ueber Baum als Chirurgen kann ich mir kein Urtheil erlauben. Jedenfalls besaß er eine gründliche Kenntniss der Geschichte und Literatur seines Faches und war unablässig bemüht, sie zu erweitern. Als Lehrer zeigte er den größten Eifer seine Schüler anzuregen und bestrebte sich, jeden Einzelnen an sich zu fesseln. So kam es, dass ein großer Theil der Studirenden (wie auch seiner Kranken) ihm schwärmerisch anhing. Viele freilich wendeten sich misstrauisch von seiner Rhetorik ab. Allerdings hatte er die Gewohnheit angenommen, wie im gewöhnlichen Verkehr so auch beim Unterricht, Ueberschwänglichkeiten der Rede zu gebrauchen, besonders auch viel zu oft der Betonung moralischer Würde, höheren Pflichtgefühles, selbst religiöser Forderung Worte zu geben. Er verfiel dadurch gelegentlich dem Spott und der Verkennung seiner wirklich guten Absicht. Einer seiner ältesten Bekannten pflegte zu sagen, Baum sei ein guter Schauspieler. In Wahrheit gab er sich nur jedem Eindruck ohne Widerstand hin. Dabei konnte es wohl geschehen, dass er sogar über die Grenzen der Wahrheit hinausging, ja auch die Würde der äußeren Haltung verlor. So ereignete es sich zuweilen in der Klinik, dass er einen widerwilligen Kranken erst schlug und gleich darauf zur Sühne umarmte und küsste. Manches in seinem unberechenbaren Wesen mochte auf dem Triebe zu gefallen und Liebe zu gewinnen beruhen oder auf den Wunsch, seine Ueberzeugung durch alle Mittel zur Geltung zu bringen, zurückzuführen sein. Zuweilen war es vielleicht auch häuslicher Verdruss, der seine natürliche Reizbarkeit absonderlich steigerte. — Ein College von solcher

Eigenthümlichkeit konnte im geschäftlichen Verkehr hie und da recht unbequem werden, indessen sind wir meistens ganz gut mit einander ausgekommen. Ich habe sein Vertrauen niemals verloren; er mochte wohl merken, dass ich seine Schwächen kannte, aber auch den guten Grund seines Wesens zu würdigen wusste.

Der Professor der gynäkologischen Klinik, Eduard von Siebold (Bruder des Zoologen Karl Th. v. Siebold in München und Vetter des „japanischen“ Franz von Siebold in Leyden) zeichnete sich durch eine liebenswürdige, heitere Lebendigkeit und durch einen Humor aus, der ihm selbst bei schwerem körperlichen Leiden nicht versagte. Vielseitig gebildet, genial, originell und durchaus harmlos, war er der angenehmste Gesellschafter. Seine rückhaltlose, zuweilen bis zum Cynismus reichende Natürlichkeit konnte freilich zarter gestimmte Seelen gelegentlich verletzen. Ed. v. Siebold war, wie auch sein Bruder Karl, musikalisch sehr begabt und handhabte verschiedene Instrumente mit großem Geschick. Man erzählte von ihm, dass er einst zu Kassel in einem öffentlichen Concert, als der Paukenkünstler sich verspätet hatte, sofort eingesprungen sei, und dass er nachher große Mühe gehabt habe, den inzwischen eingetroffenen eigentlichen Paukenspieler zu beruhigen, da dieser in Siebold, dessen trefflichen Spieles wegen, einen Rivalen seines Postens befürchtet hatte. — Der Münchener Siebold kam oft zum Besuch nach Göttingen. Da überraschte ich eines Tages die beiden Brüder, wie sie seelenvergnügt ein Duett, der eine auf einer hessischen, der andere auf einer hannoverschen alten Militärtrommel, aufführten. Ein anderes Mal traf ich Siebold am Zipperlein im Bett liegend und lebhaft mit Kastagnetten klappernd. Er meinte, um die Schmerzen zu verwinden, habe er mit diesem Instrumente den Gang

einiger schwieriger Hexameter herauszubringen versucht. Er beschäftigte sich nämlich damals mit einer metrischen Uebersetzung der Satiren des Juvenal. Man muss wissen, dass Siebold sich eigentlich am liebsten dem Studium der classischen Philologie gewidmet hätte, und dass er nur durch den väterlichen Machtspruch der Geburtshülfe zugeführt worden ist. Noch immer bildete die Beschäftigung mit den lateinischen Classikern seine liebste Erholung. Ungeachtet dieser und einiger anderer originellen Abschweifungen galt er in dem ihm aufgenöthigten Berufe als ein anerkannter Meister. Als Lehrer wirkte er mit gewohnter geistiger Lebendigkeit, und verstand es, die trockensten Gegenstände anregend zu behandeln. Er war ein fleißiger Mitarbeiter an den Göttinger gelehrten Anzeigen, und unter seinen größeren Werken zeichnete sich besonders die „Geschichte der Geburtshülfe“ aus. — Leider habe ich nur kurze Zeit die Freude gehabt, mit diesem stets liebenswürdigen Collegen zu verkehren, da ihm wiederholte Gichtanfälle, zu denen sich ein Herzleiden gesellte, den Tod schon im Jahre 1861 brachten.

Wer Rudolph Wagner, den Professor der Physiologie, nicht persönlich gekannt hat, könnte sich ihn, zufolge der Urtheile seiner Widersacher, als einen grämlichen Pietisten oder als einen verbohrten Stöckerianer vorstellen. Er war aber eine muntere gesellige Natur, voll der lebendigsten Theilnahme an den mannigfaltigsten geistigen Bewegungen. Im Gespräch ließ er sich gehen und gab sich mitunter einer ganz naiven Vorurtheilslosigkeit hin. Als einmal in seiner Gegenwart die Rede auf Karl Vogt kam, der ihn ja bekanntlich arg zerzaust hat, meinte er lachend, mit Vogt gehe es ihm sonderbar, eigentlich sollte er ihn verabscheuen, aber er könne nicht anders, Alles, was K. Vogt schreibe,

müsse er stets mit wahrem Vergnügen lesen. Man sieht, der „Kampf um die Seele“ hatte bei ihm keinen Groll hinterlassen. — Die Erscheinung von Darwin's Descendenzlehre hätte Wagner, seiner dogmatischen Richtung halber, eigentlich unangenehm berühren müssen. Aber kaum war das Buch herausgekommen, so wurde er ganz aufgeregt, kam bei jeder Gelegenheit darauf zu sprechen und verhandelte das Für und Wider der neuen Lehre mit auffallender Anerkennung derselben. Jedenfalls stand er ihr vorurtheilsfrei gegenüber und enthielt sich, wie der Abweisung, so auch der ausschweifenden Folgerungen, die andererseits aus ihr abgeleitet wurden. — Wagner soll ein sehr anregender Lehrer gewesen sein. Zu meiner Zeit hatte er wegen früher oft eintretenden Bluthustens die Gewohnheit angenommen, seine Vorträge immer häufiger und länger auszusetzen, so dass er sich entschließen musste, um eine Aushülfe zu bitten, die ihm durch die Berufung seines früheren Schülers Meißner in bester Weise gewährt wurde. — In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte sich Wagner mit der vergleichenden Wägung der Gehirne geistig hervorragender und wenig begabter Menschen, eine Sache, die mich gleichfalls lebhaft interessirte, und die wir oft miteinander besprachen. Der bekannte Bericht über die bedeutende Schwere des Gehirns von Cuvier, dann auch die Erzählung von Napoleon, dem alle Hüte eines reichen Ladenvorrathes für seinen Kopf zu eng gewesen waren, hatten ihn in der Meinung bestärkt, dass eine große Hirnmasse und geistige Ueberlegenheit sich entsprechen müssten. Eine materialistische Anschauung, die sich für die übersinnliche Richtung eines Rud. Wagner im Grunde gar nicht passte. Willkommene Bestätigung schien indessen der Befund eines ansehnlichen Gewichtes des Gehirns von Gauß zu bringen. Da fand sich aber als-

bald bei dem berühmten Mineralogen Hausmann ein Hirngewicht noch unter dem eines bekannten Proletariers von geringen geistigen Gaben. Darob große Enttäuschung, zugleich auch vorwurfsvolle Verstimmung von Seiten der angesehenen Familie Hausmann's, die in Wagner's Theorie eine nachträgliche Geringschätzung ihres Verwandten erkennen wollte. Meine Bemerkung, dass bei der vergleichenden Beurtheilung von Hirngewichten auf sehr verschiedene Umstände geistiger und körperlicher Natur Rücksicht zu nehmen sei, z. B. auf die dem Tode vorausgegangenen Krankheiten, brachte wenig Beruhigung. Hausmann starb in hohem Alter, ganz abgemagert, nach mehrjährigem Leiden, am Magenkrebs. Konnte da nicht auch das Gehirn an Masse verloren haben? Bei an langwieriger Schwindsucht Verstorbenen füllt das Gehirn auch nicht vollständig den Schädelraum aus, und es heißt dann im Sectionsbericht: reichliches Oedem der Hirnhäute, viel klare Flüssigkeit in den Hirnhöhlen, und so auch hier vielleicht Abmagerung des Gehirns selbst. Gauß hatte an Bronchialkatarrhen und, wenn ich nicht irre, an Herzvergrößerung gelitten; Dirichlet, bei dem wir ein sehr schweres Gehirn fanden, war ebenfalls an einer Herzkrankheit gestorben. Von großer Abmagerung war da keine Rede, vielmehr von Belastung aller Organe durch Blutstauung. Riemann, der dritte unserer großen Mathematiker, ging in Folge mehrjähriger Schwindsucht zu Grunde, hier wäre die Vergleichung, abgesehen von der Verschiedenheit des Alters und der Körpergröße, von besonderer Wichtigkeit gewesen. Sie hat nicht stattfinden können. Wer weiß übrigens, ob es bei der Verschiedenheit der Geisteskraft nicht sowohl auf die Gesammtmasse, als vielmehr auf die Verhältnisse einzelner Hirntheile ankommt. Wagner hatte in dieser Beziehung auch schon seine Aufmerksamkeit auf

die Hirnwindungen gerichtet und auf die Vielfältigkeit und die harmonische feinere oder gröbere Art ihrer Vertheilung Werth gelegt. Jedenfalls liegt die Sache nicht so einfach, und es wäre wohl der Mühe werth, diese Gehirnfrage mit Bedacht weiter zu verfolgen. Wagner ist im Jahre 1864 darüber hingestorben. Sein Gehirn ist nicht gewogen worden, — ich war zur Zeit von Göttingen abwesend. Es wäre übrigens dabei nicht viel herausgekommen, denn der Tod war durch mehrfache Blutergüsse in das Gehirn herbeigeführt worden.

Zu den hervorragendsten Mitgliedern der Göttinger Hochschule gehörte unstreitig der Anatom Jakob Henle. Sein Leben und Wirken ist von seinem Schwiegersohn und Nachfolger, Friedrich Merkel, ausführlich und trefflich beschrieben worden, und da uns auch eine geistvolle Abhandlung von Henke in Tübingen über Henle's wissenschaftliche Bedeutung unterrichtet hat, so habe ich mich nicht näher über ihn auszusprechen. Lange schon, ehe ich sein College in Göttingen wurde, gehörte ich zu den Hochschätzern seiner Leistungen. Gern erinnere ich mich der Freude, die ich beim Erscheinen der „Allgemeinen Anatomie“ (1841) empfand, und des Genusses und der Belehrung, die mir durch das Studium dieses bahnbrechenden Werkes zu Theil wurde. — Mit Bezug auf Merkel's biographische Arbeit möchte ich indessen eine Bemerkung nicht unterdrücken. Dort wird nämlich bei der Charakterschilderung Henle's dessen Gemüthlichkeit in nachdrücklichster Weise hervorgehoben. Wie der „gemüthvolle Gelehrte“ den verschiedensten Lebenslagen gegenüber empfunden, sich bald hochbeglückt, bald tief schmerzlich berührt gefühlt habe u. s. w. Ich muss bekennen, dass mir bei Henle immer vorzugsweise der kühl berechnende Verstand, das kluge, vorsichtige

Verhalten und ein scharfes, kritisches Abwägen aller Dinge und Verhältnisse aufgefallen ist. Ich glaube, er hat ein Vergnügen am Diplomatisiren gehabt und im Verkehr das Gemüth nicht vorwalten lassen. Nur, wenn es sich um ein Scherzwort handelte, vergaß er wohl die gewohnte Zurückhaltung. — Was von ihm als Forscher, Schriftsteller und Lehrer gerühmt wird, ist ohne Widerspruch anzuerkennen.

Zur medicinischen Facultät gehörten in Göttingen zwei Gelehrte, die an den meisten anderen deutschen Universitäten ihren Platz in der philosophischen Facultät gefunden hätten: der Botaniker Grisebach und der Chemiker Wöhler.

Grisebach hatte ganz die kluge, vornehme Haltung und das sichere Auftreten, das die meisten gebildeten Stadt-Hannoveraner auszeichnet. Zugleich war er ein Mann, auf dessen Urtheil man sich verlassen konnte, und auf dessen Theilnahme, wenn sie einmal gewonnen war, man stets mit Sicherheit rechnen durfte. Ich habe gern mit ihm verkehrt, manch nützlichen Rath bei ihm gefunden und, wenn ich von ihm ging, immer den besten Eindruck mit fortgenommen. — Auffallenderweise scheint er bei seinen Zuhörern nicht den zu erwartenden Anklang gefunden zu haben. — Mit aufmerksamer Theilnahme habe ich den glücklichen Entwickelungsgang seiner beiden begabten Söhne verfolgt.

Von Friedrich Wöhler sprechen zu dürfen, ist mir eine wahre Herzensfreude. Wer auch nur den von seiner Tochter Emilie herausgegebenen Briefwechsel zwischen ihm und Liebig kennt, wird dies begreifen, noch mehr Jeder, dem es vergönnt war, dem trefflichen Manne persönlich näher zu treten. Was soll ich zumeist von ihm rühmen? Sein ruhiges, sinniges Wesen, sein mildes und doch sicheres Urtheil, sein bescheidenes und doch bewusstes Auftreten,

die Treue gegen seine Freunde, die freundliche Bereitwilligkeit bei der Anleitung seiner Schüler? Schon seine einfache Behaglichkeit im Umgange, die ganze schlichte und dabei doch eindrucksvolle Persönlichkeit erweckten Vertrauen und Zuneigung. Was Wöhler der Wissenschaft gewesen ist: ein durchdringender Geist, ein gewissenhafter Arbeiter, ein findiger Entdecker, das steht für alle Zeiten fest. Meines Wissens gehörte er zu den wenigen Forschern, die niemals in die Lage gekommen sind, etwas von den Ergebnissen ihrer Arbeit später wieder verleugnen zu müssen.

Ein Vergnügen war es, Fragen über dunkle Vorgänge im organischen Leben, wie sie dem Arzte so oft aufstoßen, mit Wöhler zu besprechen. Da gab es seinerseits kein vorschnelles Absprechen, kein vornehmes Zurückweisen, vielmehr das bereitwilligste Eingehen auf jeden ernsthaften Versuch, die Lösung des Räthsels anzubahnen. Wenn dabei auch weiter nichts herauskam, so trug man doch manchen neuen Gedanken und manche nützliche Belehrung aus seinem Munde davon. — Wiederholt beschäftigte uns unter anderen das so merkwürdige Verhalten des Geruchssinnes bei Menschen und Thieren, die oft räthselhafte Wirkung besonderer Gerüche auf Kranke u. s. w. Wöhler hielt an der Annahme einer unendlichen Theilbarkeit der riechenden Gegenstände fest, wobei der Moschus als Beispiel dienen musste. Es gefiel ihm aber, und er ging darauf ein, wenn ich die Frage aufwarf, ob man nicht beim Riechen einen ähnlichen Vorgang wie beim Sehen und Hören vermuthen dürfe. Gleichwie leuchtende und tönende Körper in der mannigfachsten Weise, mittelst gewisser Bewegungsvorgänge, auf die entsprechenden Nerven wirken und von diesen aus bewusste Empfindungen und selbst unbewusste Stimmungen hervor-

rufen, so könne es auch bei den riechenden Körpern geschehen. Verhielte es sich auf diese Weise, so brauche man nicht jene unbegreifliche, unendliche Theilbarkeit, ein durch Wägung meist nicht nachweisbares Abgeben von Stoff seitens des riechenden Körpers anzunehmen. — Auch die höchst wichtige Aufgabe, einen wohlfeilen künstlichen Ersatz für das Chinin zu finden, kam bei Wöhler immer wieder zur Besprechung. Ich machte auf das längst als Fiebermittel bekannte, aus Weidenrinde gewonnene Salicin aufmerksam. Das gefiel aber Wöhler deshalb nicht, weil die chemische Natur dieses Stoffes von derjenigen des Chinins ganz verschieden ist. Er wandte vielmehr seine Aufmerksamkeit den mit dem Phenol verwandten Verbindungen zu, die ich dann beim Wechselfieber versuchen musste. Leider gelangten wir nicht zu den gewünschten Ergebnissen. Dass aber Jeder von uns auf der rechten Spur gewesen war, zeigte sich, als im Anfang der siebziger Jahre Kolbe mit seiner Entdeckung der künstlichen Darstellung der Salicylsäure hervortrat, und dann weiterhin die bekannte Reihe der Fiebermittel der ärztlichen Praxis zugeführt wurde. Gleichwohl ist bei alledem ein für die Behandlung der Malariafieber das Chinin vollständig ersetzendes Mittel noch immer nicht gefunden worden.

Wöhler hatte die Gewohnheit, Erholung und Sammlung nach geistiger Arbeit bei einer abendlichen Whistpartie zu suchen. Zu dieser zog er die Mitglieder seiner Familie und abwechselnd verschiedene Freunde und Bekannte heran. Es musste aber ein einfaches, flottes Spiel sein. Sobald ein Theilnehmer, wie z. B. Professor Listing, durch spitzfindiges Berechnen den Gang des Spieles verzögerte, oder, wie Professor Sartorius von Waltershausen, durch Zerstreutheit und Unentschlossenheit Störung machte, zeigte sich Wöhler

unruhig und unbehaglich, und der Betreffende wurde nicht wieder eingeladen. Keckheit und rasches Draufgehen mochte er gern beim Mitspieler, besonders wenn sich sein Gegner dadurch in Nachtheil brachte. Er hatte nach einigen Proben herausgefunden, dass sein Schwiegersohn, der Oberbürgermeister Merkel, dass ich und mein Schwiegersohn, Professor Ehlers, das Whist nach seinem Sinne behandelten, und nun war ihm der Wochentag, an dem wir uns in seinem Hause einfanden, ein Tag der Freude. Auf seinen Ferienreisen suchte er es womöglich so einzurichten, dass er sein Whist haben konnte, am liebsten mit Liebig und mit Eduard Vieweg, der Beiden zugleich Freund und Verleger ihrer Werke war.

Ich glaube nicht, dass Wöhler jemals einen Feind gehabt hat, wohl aber besaß er zahlreiche Freunde und Verehrer und dankbare Schüler in allen Welttheilen. Zu seinem Andenken wurde ein von Hartzer modellirtes bronzenes Standbild an hervorragender Stelle in Göttingen aufgerichtet, bei dessen Enthüllung sein berühmter Berliner College, A. W. Hofmann, eine glänzende Gedächtnissrede hielt. *Aere perennius* sind die Früchte von Wöhler's wissenschaftlicher Thätigkeit.

Ich wende mich hier gleich zu einem Manne, der in vieler Beziehung Aehnlichkeit mit Wöhler hatte und mit diesem auch nahe befreundet war. Ich meine Wilhelm Weber, den berühmten Physiker. Weder die ganze äußere Erscheinung dieses ausgezeichneten Gelehrten, noch der Ausdruck seines meist freundlich lächelnden Gesichtes entsprachen seiner hohen geistigen Bedeutung. Kein Versuch, durch Künstlerhand oder durch Photographie ein Bildniss von ihm zu gewinnen, das die große Begabung des Darzustellenden verrathen hätte, ist jemals gelungen. Aber die

ganze Welt weiß, dass Wilhelm Weber es gewesen ist, der, im Verein mit Gauß, zuerst die Elektricität in den Dienst der Telegraphie gestellt hat. Die Fachgenossen feiern ihn als eine ihrer ersten Größen im Gebiete der Elektrophysik und der Mechanik. Niemand indessen würde in dem stillen, bescheidenen Manne die moralische Kraft vermuthet haben, die er entwickelte, als er sich im Jahre 1837 den sechs anderen Göttinger Professoren zugesellte, die gegen den Verfassungsbruch des Königs Ernst August protestirten. Er ertrug die für seine Verhältnisse sehr empfindlichen Folgen dieses Entschlusses mit Gleichmuth. — Weber hatte, nachdem er kaum ausstudirt, bereits im Jahre 1825 mit seinem ältesten Bruder Ernst Heinrich, dem Leipziger Anatomen, meinem hochverehrten Lehrer, die Theorie der Wellenbewegung festgestellt, und im Jahre 1836 mit seinem jüngsten Bruder Eduard Weber die „Mechanik der Gehwerkzeuge“ bearbeitet. Im Jahre 1849 wurde er wieder nach Göttingen in seinen früheren Wirkungskreis zurückberufen und durch König Georg, sowie später unter der preußischen Regierung ausgezeichnet und mit den höchsten Ehren geschmückt. Er starb im 88. Lebensjahre, nachdem seine glänzenden geistigen Kräfte allmälig unter dem Drucke des Alters gelitten hatten. — Weber lebte still und eingezogen, ganz seiner Wissenschaft, er war nicht verheirathet, aber seine Nichte, Sophie Weber, verstand es, ihm eine anmuthige Häuslichkeit zu bereiten und eine ihm zusagende Geselligkeit zu vermitteln.

Während der ersten Jahre meines Göttinger Aufenthaltes traf ich noch mit Conradi zusammen, der lange in Marburg und in Göttingen Professor der medicinischen Klinik gewesen war, bis er durch Fuchs, meinen unmittelbaren Vorgänger, abgelöst wurde. Conradi, ein sehr gelehrter und namhafter Herr nach dem alten Schlage, hatte sich dem

fortschreitenden Gange der medicinischen Wissenschaft nicht eingewöhnen können und war darüber fast steif und mürrisch geworden. Er trat mit unverhehltem Misstrauen den Trägern der neuen Anschauungen gegenüber. Mit der Schönlein'schen Schule hatte er mehrfach in Streit gelegen und nicht immer den Kürzeren gezogen. Mir wäre es ganz interessant gewesen, von ihm manche Belehrung über frühere Zeiten zu erhalten, allein er war nicht, wie mein alter Gönner Kreißig in Dresden, zu freundlicher Mittheilung geneigt. Sehr bezeichnend für seinen ultraconservativen Sinn ist eine Anekdote, die bei Gelegenheit des Göttinger Universitäts-Jubiläums vorgekommen war. Damals erbot sich der König Ernst August, für die medicinische Klinik, anstatt des von ihr bisher benutzten Privathauses ein eigenes größeres Hospital bauen zu lassen. Conradi zeigte sich indessen diesem Anerbieten gegenüber so widerwillig, dass der König endlich ausrief: Nun, Herr Professor, wenn Ihnen die Wahl zwischen einer goldenen und einer tombakenen Dose gestellt wäre, für welche würden Sie sich entscheiden?

Auch Marx, der Vertreter der Arzneimittellehre, gehörte der alten Zeit an, stand jedoch der neuen ohne Verdrießlichkeit gegenüber. Er war vielmehr ein behaglicher, selbstzufriedener Mann, der auch seinen zum großen Theil veralteten Arzneivorrath in den Vorlesungen noch immer mit Nachdruck zu empfehlen wusste. Den Studirenden trat er mit freundlichem Wohlwollen gegenüber, vorausgesetzt, dass sie seinen Hörsaal nicht leer ließen. Er besaß eine große Literaturkenntniss, die er mit einem ganz genehmen, lehrhaften Pathos geltend zu machen pflegte. Als Schriftsteller hatte Marx, namentlich im späteren Alter, die Gewohnheit angenommen, seine Ansichten und Erfahrungen in der Form aphoristischer Weisheitssprüche vorzutragen. So schon früher

in einer Schrift „Akesios“, dann später in verschiedenen skizzenhaften Aufsätzen, z. B. über die Medicin in der Kunst, über Leistungen und Leben älterer Aerzte u. dergl., endlich auch in einem Buche über *Materia medica*. Unter seinen älteren, in dieses sein eigentliches Fach einschlagenden Arbeiten ist die Lehre von den Giften besonders hervorzuheben. Marx war von jeher ein fruchtbarer Schriftsteller und liebte es bis in sein hohes Alter, von Zeit zu Zeit Producte seiner unermüdlichen Feder in die Welt zu schicken. Man gönnte dem harmlosen Manne die Freude daran, obschon eine Bereicherung der Wissenschaft dabei nicht mehr herauskam. Da trat ein Werk von H. Rohlfs über Geschichte der deutschen Medicin an die Oeffentlichkeit, in welchem Marx, unter der Rubrik: „Die medicinischen Classiker Deutschlands“, neben Werlhof, Zimmermann, Wichmann u. s. w. als „Marx der Einzige“ hingestellt und in überschwänglicher Weise gepriesen wurde. Wir in Göttingen waren überrascht und erstaunt. Unser Marx ein Classiker, ein Genie, eine Leuchte der Wissenschaft! schon in der äußeren Erscheinung hochbedeutend, ein Haupt und Antlitz halb Goethe, halb Mendelssohn! u. s. w. (S. 341 bei Rohlfs). War unser Sinn und Auge so blöde gewesen, das Alles zu übersehen, — unser Urtheil so beschränkt, um so hohe Eigenschaften und Leistungen zu erkennen? Die Sache klärte sich zu unserer Beruhigung alsbald durch das Marx'sche Testament auf, in welchem der Dr. Heinrich Rohlfs zum Universalerben des nicht unbedeutenden Marx'schen Vermögens eingesetzt war.

Schon lange, ehe unser College in so merkwürdiger Weise zur Berühmtheit erhoben worden war, hatte das gemeinschaftliche Interesse an der bildenden Kunst mich ihm näher gebracht. Marx besaß eine für einen Privatmann

sehr reiche Sammlung von Kupferstichen, die er bis in die letzten Jahre seines Lebens zu vermehren eifrig bemüht war. Es gab zu jener Zeit in Göttingen, außer dem gelehrten Unger (dem Vater des berühmten Radirermeisters W. Unger in Wien) und dem geschickten Kupferstecher Lödel, kaum Jemanden, der näheren Antheil an der bildenden Kunst genommen hätte. Da war ich dem freundlichen alten Collegen sehr willkommen und habe manche Erholungsstunde bei der Durchmusterung seiner reichen Schätze zugebracht. Merkwürdiger Weise fasste Marx ein paar Jahre vor seinem Tode den Entschluss, seine Sammlung zu veräußern. Da er aber, wie die meisten Sammler, den Werth seines Besitzes überschätzt hatte, wurde er schmerzlich enttäuscht, weil bei der Versteigerung weniger herauskam, als er bei der Erwerbung aufgewendet hatte.

Marx starb hochbetagt, er zeigte während seines langen und schweren Leidens eine würdige Fassung und Ergebung.

Gleichzeitig mit mir war Hermann Sauppe nach Göttingen berufen worden, mit dem ich schon von Leipzig und Zürich her freundschaftlich verbunden gewesen. Er ist noch gegenwärtig als einer der vorzüglichsten Lehrer und hervorragendes Mitglied der Universität thätig.*

Einen anderen sächsischen Landsmann fand ich bereits in Göttingen in angesehener Stellung vor, Hermann Lotze, der von der Medicin ganz zur Philosophie übergegangen war. — Im ersten Jahre meiner Leipziger Docenten-Laufbahn war mir in der Clarus'schen Klinik ein unscheinbarer Student aufgefallen, der jeden Morgen mit einem mehr oder minder großen Pack Bücher unter dem Arm im Spital erschien, und dann beim klinischen Unterricht in gewandter

* Hermann Sauppe ist am 16. September 1893 gestorben.

Rede, mit Schärfe und Klarheit seinen Krankenbericht abgab. Neugierig sah ich mir einmal die mitgebrachten Bücher an und war erstaunt, lauter ernsthafte Werke aus den verschiedensten Wissenschaften zu finden. Hier hatte ich einen Studenten getroffen, der mit Bienenfleiß Honig von überall zusammentrug, und dabei in dem Fache, dem er sich hatte zuschreiben lassen, stets mit Ehren bestand. Es war Lotze, der alsbald neben der medicinischen auch die philosophische Doctorwürde erwarb, und sich sofort in beiden Facultäten als Docent habilitirte. Nicht lange, so trat er auch in beiden Richtungen als Schriftsteller auf; der medicinischen Praxis aber ist er stets fern geblieben. Durch das tief durchdachte, Aufsehen erregende Werk: „Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften", das vom theoretischen Standpunkte unserer praktischen Richtung entsprach, kamen C. G. Lehmann und ich näher mit ihm zusammen. Eine schon früher erschienene Schrift über Metaphysik war nicht minder bedeutend und führte Lotze durch Vermittelung seines Zittauer Landsmannes, Moritz Haupt, in den Kreis von Sal. Hirzel mit Fechner, Klee, Hartenstein u. A. — Die Doppelgestalt des Mediciner und Philosophen, die früher schon, aber jetzt lange nicht mehr dagewesen, versprach für die Förderung der abstracten Wissenschaft neue Vortheile. So drang der Ruf des jungen Schriftstellers schnell in immer weitere Kreise. Es war das Verdienst Rud. Wagner's, die Bedeutung Lotze's früh erkannt und seine Berufung auf den Lehrstuhl der Philosophie durchgesetzt, oder, wie man in Göttingen zu sagen liebte, Lotze als Philosophen entdeckt zu haben. Als ich nun mit dem alten Bekannten wieder zusammenkam, fand ich ihn als einen der beliebtesten Lehrer, dessen zunehmender Zuhörerkreis den größten Hörsaal der Hochschule in Anspruch nahm. — Lotze, an

sich schon von wenig ansehnlichem Aeußeren, verschmähte auch jede rhetorische Gefallsucht. Wenn die kleine, schmächtige Gestalt auf dem Katheder etwas seitlich gewendet saß, den Kopf in den Arm gestützt, nun mit Anfangs leiser matter Stimme zu reden begann, war der erste Eindruck unbedeutend genug. Aber mit dem weiteren Gange des formvollendeten Vortrages wusste Lotze durch völlige Beherrschung des Gegenstandes und durch die klare folgerechte Entwickelung seines Themas die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu wecken, zu steigern und dauernd zu fesseln. — Lotze war leider von zarter Gesundheit, hatte öfter mit Krankheit zu schaffen und litt besonders viel an nervösem Kopfschmerz. Trotzdem ist er ein eifriger Lehrer und, wie man weiß, ein fruchtbarer Schriftsteller gewesen. Er lebte sehr zurückgezogen; am wohlsten befand er sich in seinem ländlich gelegenen Hause auf seiner gewohnten Studirstube. Der Berufung nach Berlin ist er erst nach langem Widerstreben gefolgt, als habe er geahnt, dass ihn dort, wie es ja geschah, der Tod bald ereilen werde.

Zu den angenehmsten Erinnerungen von Göttingen gehören die an meine dortigen Zuhörer. Ich kann sagen, dass ich mit Keinem wirklichen Verdruss oder Widerwärtigkeiten erlebt habe. Mit Kummer erfüllt es mich aber, wenn ich bedenke, dass ich den früh erfolgten Tod so vieler ehemaliger Zuhörer, und zum Theil der begabtesten, zu beklagen habe. — Die Niedersachsen sind allermeist, bei großer Tüchtigkeit, mehr ruhiger, zurückhaltender Art, aber nach einmaligem Anschluss von treuer Anhänglichkeit. So sind mir denn auch Viele in den Ländern niedersächsischer

Zunge werthe Freunde geworden. Aber auch über die welfischen Nachbarländer hinaus, selbst in überseeischer Diaspora, leben mir frühere Schüler, die mich in freundlichem Andenken behalten haben. — Während meiner ersten Göttinger Jahre suchten öfter schweizerische Studenten, namentlich Baseler, meine Klinik auf. Von diesen sind fast alle tüchtig vorwärts gekommen, zum Theil in akademischen Würden, und beweisen gelegentlich, dass ich von ihnen nicht vergessen bin.

Der Bedeutendste von den aus der Göttinger Schule Hervorgegangenen ist unstreitig Robert Koch. Ich erinnere mich seiner als eines mageren, blassen, jungen Menschen von stillem, sinnig beobachtendem Wesen. Er drängte sich nicht, wie es ja oft der Fall ist, der Aufmerksamkeit der Lehrer entgegen, erwarb sich indessen um so sicherer unsere Anerkennung, als er eine schwierige anatomische Preisaufgabe mit vollständigem Erfolg löste. Nach seiner Universitätszeit blieb er lange unseren Augen entschwunden, bis er anfing, durch seine bacteriologischen Arbeiten Aufsehen zu erregen, und alsbald ein mit vollem Rechte berühmter Mann wurde. Leider können wir in Göttingen uns nicht rühmen, in der von ihm eingeschlagenen Richtung seine Lehrer gewesen zu sein. Ich selbst stand im Anfang der sechziger Jahre der Lehre von der Bedeutung der Mikroorganismen noch ziemlich skeptisch gegenüber. Zwar hatte ich vom Anfang meiner Lehrthätigkeit an die Forderung einer wohlbegründeten Aetiologie betont und die Ueberzeugung ausgesprochen, dass die bekannten scharf gezeichneten Krankheiten, insbesondere die ansteckenden, nicht anders als durch ganz eigenartige (specifische) Ursachen entstehen könnten. Es schien mir jedoch vorschnell, überall die Bacterien so ohne Weiteres als das Wesentliche der

Entstehung der Krankheiten hinzustellen. Die betreffende Theorie zeigte mir noch zu viele Lücken für eine überzeugende Erklärung der gesammten Krankheitsvorgänge. Und nun waren es erst die schlagenden Beweisführungen Koch's und der Nachweis, dass es die durch die Mikroben erzeugten giftigen Zersetzungsproducte seien, welche die Krankheitserscheinungen hervorrufen, was mich vollständig bekehrte. So kann ich mich nicht den Lehrer, sondern einen überzeugten Schüler Koch's nennen. Was Koch wirklich bedeutet, das ist er ganz durch sich selbst, und so unser Aller Lehrer geworden. In meiner Klinik kann er höchstens das ehrliche Suchen nach Wahrheit bei pathologischen Fragen gelernt haben.

Ebenso wenig als Robert Koch, darf ich Ernst Ehlers meinen Schüler nennen, obschon auch er meine Klinik besucht und einen regelrechten medicinischen Cursus bis zur Erlangung der Doctorwürde durchgemacht hat. Ehlers wandte sich ganz der Zoologie zu, habilitirte sich als Docent für diese Wissenschaft in Göttingen, wurde als ordentlicher Professor nach Erlangen und schon nach wenigen Jahren wieder nach Göttingen zurückberufen. Seit mehr als 25 Jahren ist er durch Verheirathung mit meiner ältesten Tochter Marianne nicht nur mein Schwiegersohn, sondern auch mein vertrauter Freund geworden.

Endlich möchte ich auch nicht unerwähnt lassen, dass mein lieber Neffe Wilhelm Engelmann, der berühmte Physiolog in Utrecht*, als solcher nicht eigentlich mein Schüler ist, trotzdem er den practisch-medicinischen Cursus durchgemacht hat. Wenn er selbst sich wiederholt meinen Schüler nannte, so geschah dies vielleicht auf Grund von

* Jetzt in Berlin als Nachfolger von Johannes Müller und Du Bois Reymond.

Ehrlichkeit und Nüchternheit im Beobachten und Urtheilen, was er in meiner Klinik gelernt haben könnte.

Jeder Professor der Klinik weiß den Werth zuverlässiger und geschickter Assistenten zu schätzen. Da konnte ich wohl von Glück sagen, dass sich mir fast immer sehr brauchbare junge Leute anschlossen, die sich später in den verschiedensten Stellungen bewährt haben. Einmal aber kam ich beinahe in die große Verlegenheit, von allem Beistand verlassen zu werden. Es war im Beginn des französischen Krieges, als unsere ganze deutsche Jugend theils zu den Waffen gerufen wurde, theils sich sonst in den Dienst des Vaterlandes stellte. Vorzugsweise fanden alle in der Ausbildung bereits vorgeschrittenen Mediciner Beschäftigung. Da ließen sich meine Assistenten durchaus nicht zurückhalten. Glücklicherweise befand sich unter meinen älteren Zuhörern ein getreuer Baseler, Robert Ronus, der mir aus der Verlegenheit half, und während der ganzen Kriegszeit, sowie auch später ausgezeichnete Dienste leistete. Denn auch wir in Göttingen bekamen reichlich mit kranken Soldaten zu thun, von denen Tag und Nacht Eisenbahnzüge vom Kriegsschauplatze Zufuhr brachten.

Der letzte meiner Assistenten, bevor ich meinem Lehramt zu entsagen in der Lage war, wurde später mein zweiter Schwiegersohn. Es ist der Dr. Hermann Schläger, gegenwärtig in Hannover ein sehr gesuchter und bewährter Arzt, mir aber in meinem Alter der trauteste Freund und der treueste Pfleger.*

* Hermann Schläger ist nach langer Krankheit, vor seinem Schwiegervater, am 3. Februar 1902 in Hannover gestorben.

Aus dem stillen Göttingen führten mich die Anforderungen des ärztlichen Berufes hie und da nach auswärts. Da war es mir immer eine Freude, frühere Schüler in einem gedeihlichen Wirkungskreise zu treffen. So geschah es u. A., dass ich nach langen Jahren in Oldenburg mit einem Züricher Schüler, E. D. Müller, zusammentraf, der inzwischen in seiner Heimath ein angesehener Militär- und großherzoglicher Leibarzt geworden war. Natürlich konnte ich mich in Hannover, Braunschweig, Hamburg ähnlicher Begegnungen erfreuen. — In dem benachbarten Kassel war mir der öftere Verkehr mit Stilling besonders werthvoll. Dieser bei Berathungen bescheidene und umgängliche College war zugleich ein emsiger und gewissenhafter Forscher in dem verwickelten Bau des Gehirns und Rückenmarkes. Leider hat der Tod zu früh seine Arbeiten unterbrochen. — Einen traulichen Kreis von Collegen, unter denen ich den bereits verstorbenen älteren Laurent und den gleichfalls verstorbenen Pletzer hervorheben möchte, lernte ich in Bremen kennen. — Auch die Bäder Pyrmont, Oeynhausen, Eilsen, Rehburg waren zuweilen das Ziel meiner Ausflüge. Letzterer Ort, in geschützter Thalmulde zwischen waldigen Höhen eingebettet, ist so recht eine Zufluchtsstätte ruhebedürftiger Kranker. Hier hat sich nun schon seit Jahren einer meiner begabtesten Schüler, R. Michaelis, einen schönen Wirkungskreis geschaffen.

Zweien kleinen Fürstenthümern, die in dem Sprengel meiner berathenden ärztlichen Thätigkeit lagen, möchte ich endlich gern einige Worte der Erinnerung widmen.

Das Fürstenthum Schaumburg-Lippe ist ein kleines, aber von der Natur besonders begünstigtes Land. Man kann fast sagen, es biete Alles, was man sich nur wünschen mag: einen Boden, dessen Anbau reichlich lohnt, pracht-

volle Eichen- und Buchenwälder mit wohlbestandenen Jagdgründen, — felsige Höhen, von denen man eine weite Umschau über die malerische Wesergegend genießt, während im Norden der Blick über die Ebene bis zum Kloster Loccum streift, — unter der Erde ergiebige Kohlenflötze, — vor Allem endlich eine arbeitsame, tüchtige Bevölkerung. Am steilen Abhange der Weserberge, allerdings schon jenseits der Landesgrenze, lehnt das Stammschloss der Schaumburger Grafen und schaut weithin über das Thal der Weser. Im Norden ragt das Schloss Hagenburg am Saume des Marschbodens des Steinhuder Binnensees. Hier hatte mitten im See der berühmte Graf Wilhelm (bekannt unter dem Namen des portugiesischen Marschalls Schomburg) auf einer kleinen Insel die Miniaturfestung Wilhelmstein angelegt, und damit eine Militärschule verbunden, aus der seinerzeit der preußische Feldmarschall Scharnhorst hervorgegangen ist. Im bergigen Theile des Landes erhebt sich auf einem Felsenvorsprung aus dem Thalkessel das malerische Schlösschen Arensburg, es blickt auf ein stilles Wasser und ausgedehnte Wiesengründe, die von waldreichen Bergen eingefasst werden. In grüner Abgeschiedenheit ein reizendes Stück Romantik. Verfolgt man das weit sich öffnende Wiesenthal, so trifft man auf die Gebäude des fürstlichen Bades Eilsen, berühmt durch seine Schwefelquelle und seine Moorbäder. Als beliebter Bade- und zugleich fürstlicher Leibarzt wirkte hier Schönian, ein mir sehr lieber, auch nun längst verstorbener Freund. — Mitten im Lande, da, wo am Fuße der Berge die Ebene sich auszubreiten anfängt, liegt die freundliche Residenz Bückeburg. In dem architektonisch bemerkenswerthen Schlosse daselbst waltete ein Fürstenpaar, umgeben von einem Kranze stattlicher Prinzen und liebenswürdiger Prinzessinnen. Seither sind von diesen mehrere theils aus dem Vaterhause,

theils auch aus der Heimath geschieden, einen eigenen fürstlichen Herd zu gründen.

Eine andere fürstliche Residenz, Arolsen, der Hauptort von Waldeck, thront in ländlicher Einsamkeit auf bewaldeter Höhe und schaut auf die fruchtbaren Niederungen an der Diemel hinab. Diese kleine saubere Stadt ist mir durch die Bekanntschaft mit dem dortigen fürstlichen Leibarzt Kreusler besonders lieb und werth geworden. Der liebenswürdige alte Herr hatte in Folge seiner Stellung bei Hofe vielfache Anknüpfungen an manche bedeutende Menschen in weiteren Kreisen gehabt und besaß das Talent, davon auf das Anmuthigste zu erzählen. Mir war es besonders interessant, von ihm zu erfahren, dass der seinerzeit durch die Kämpfe um die Erregungstheorie viel genannte Professor Marcus in Bamberg aus Arolsen stammte, wo noch bis vor Kurzem Glieder der Familie gelebt haben. Ueber diesen Marcus und von dessen Sohn, dem mir von Würzburg her bekannten Kliniker, und von den Beziehungen beider zu der Familie Schönlein konnte mir Kreusler manche werthvolle Mittheilung machen. Ebenso über den gleichfalls hier geborenen berühmten hannoverschen Arzt Stieglitz. — So klein Arolsen ist, so besaß es doch den Vorzug fürstlicher Residenzen, ein Sammelpunkt vielseitig gebildeter Menschen und geistigen Lebens zu sein. Durch Kreusler machte ich unter den höheren Beamten angenehme Bekanntschaften. Bei einem späteren Zusammentreffen in Bad Wildungen lernte ich auch die Familie Speyer kennen, aus welcher mir Otto Speyer durch sein schönes Buch „Bilder italienischen Landes und Lebens“ bereits dem Namen nach nicht fremd war. — Arolsen ist nicht nur der Geburtsort der zwei berühmten Maler W. und Fr. Kaulbach, in München und in Hannover, sondern auch des berühmtesten der deutschen Bildhauer,

Rauch, von dessen Hand die Stadtkirche einige schöne Arbeiten besitzt. Ein ausgezeichnetes Werk von E. Rietschel, Rauch's kolossale Marmorbüste, ist bei dem Rauch'schen Vaterhause vor einem Hintergrunde dichtbelaubter Bäume köchst wirkungsvoll aufgestellt. Ein anderes bemerkenswerthes plastisches Kunstwerk, die etwas idealisirte Marmorbüste des jugendlichen Goethe von Trippel, birgt das fürstliche Schloss. Hier findet auch der Archäologe außer anderen römischen Alterthümern eine reiche Sammlung antiker Bronzen, die von Gädechens in Jena beschrieben worden ist. — Man sieht, das kleine weltentlegene Arolsen konnte schon früher manche willkommene geistige Anregung bieten. Jetzt ist es durch Eisenbahnverbindung dem allgemeinen Verkehr näher gebracht.

Von der Stadt Hannover kann man wohl nicht behaupten, dass sie jemals ein geeigneter Platz für Vertreter der romantischen Schule gewesen sei. Ihre Bewohner haben sich von jeher mehr durch scharfe Beobachtungsgabe, praktischen Verstand und nüchternes Urtheil ausgezeichnet als durch Schwärmerei. Wenn zufällig Romantiker, wie z. B. die Gebrüder Schlegel, hier geboren wurden, so fanden sie ihren eigentlichen Wirkungskreis außerhalb ihrer Vaterstadt. Und doch bestand hier vorübergehend in traulicher Zurückgezogenheit eine Stätte poetischer Romantik — das von Arnswaldt'sche Haus am Schäferdamm.

Dieses Haus lag etwas zurück von der Straße, vornehm zwischen einer breiten Auffahrt und einem großen Garten. Unter dessen alten prächtigen Bäumen wechselten weite Rasenflächen mit Beeten von buntem Blumenflor ab, und man fand sich hier abgeschieden von dem Lärm des

städtischen Betriebes. Das Wohnhaus, dessen Raumeintheilung keine ängstliche Beschränkung verrieth, war gefüllt mit schönem alterthümlichem Geräthe, die Wände schmückten, neben Familienbildern und allerlei alten kirchlichen Kunstwerken, treffliche Gemälde von Koch, Overbeck und verwandten Künstlern. Man fühlte sich durchaus angeheimelt, wenn auch wie in einer von ganz eigenartigem Geiste belebten Welt. — Als ob Hannover sich mit einem von seinem Charakter so verschiedenen Wesen nicht vertragen könne, hat die neue Zeit dieses schöne Besitzthum gänzlich umgewandelt und nebst seinem geistigen Inhalte zerstreut und zerstückelt. Moderne Neubauten bedecken den weitläufigen Raum, und eine breite mittendurch gelegte Straße allein erinnert durch ihren Namen an den früheren Bestand.

Allerdings war die Romantik in jenes nun verschwundene Haus hauptsächlich erst von westphälischer Erde her eingeführt worden. Der Freiherr August von Arnswaldt, aus einer hannoverschen Familie, die dem Staate Minister und der Universität Curatoren geliefert hat, verheirathete sich mit der westphälischen Freiin Anna von Haxthausen, — er ein gläubiger Protestant, fast ein gelehrter Theologe*, — sie eine fromme Katholikin aus dem Bischofslande Paderborn und Höxter. Eine gemischte Ehe, aber, wie Umbreit schreibt, ein himmlischer Bund gegenseitiger Ergänzung auf dem einen Boden von Glaube, Liebe und Hoffnung. — Als

* Mein früherer Heidelberger College Umbreit hat dem verstorbenen von Arnswaldt in den „theologischen Studien und Kritiken vom Jahre 1856“ einen warmgefühlten Nachruf gewidmet, in welchem neben den Angaben über seines Freundes Lebensgang und theologische Richtung wichtige Charakterschilderungen von der Göttinger Gelehrtenwelt aus den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts vorkommen.

ich in das Arnswaldt'sche Haus eintrat, war der Herr desselben bereits verstorben, aber aus der Denkschrift von Umbreit ersah ich, dass er, von Natur ernst und sinnig, während seiner Studienzeit, die unmittelbar nach den Befreiungskriegen fiel, von der herrschenden romantischen Richtung beeinflusst worden ist. Nicht nur hatten ihn die Poesien von Novalis, Tieck und Brentano lebhaft angezogen, sondern er war auch der Mystik, einestheils von Kreuzer, anderentheils von Hamann und verwandten Geistern, nicht fremd geblieben. Seine äußeren Verhältnisse hatten ihn auf die juristische Laufbahn gewiesen, die er auch Anfangs erfolgreich betrat. Jedoch schon auf der Universität gab er nebenbei dem inneren Drange zu den philosophischen und theologischen Studien nach und widmete sich in der Folge diesen ausschließlich. So ernst und gründlich ist dies geschehen, dass von ihm sogar schriftstellerische Leistungen über schwierige Aufgaben in diesen Gebieten vorliegen.

Hatte sich Herr von Arnswaldt die tiefsinnige und gelehrte Richtung der Romantik zu eigen gemacht, so war die heitere und poetische Seite derselben seiner Gemahlin angeboren. Diese treffliche Frau stammte aus einem jener geistlichen Fürstenthümer Westphalens, die noch bis in unsere Zeit manches Alterthümliche bewahrt haben, und deren Bewohner, neben aller praktischen Tüchtigkeit, eine phantasiereiche Seelenstimmung besitzen, oder vielmehr besaßen, denn die Gegenwart schmilzt allmälig jede landesübliche Eigenart ein. — In der ländlichen Abgeschiedenheit des Haxthausen'schen Familiengutes Bökendorf verlebte Frau von Arnswaldt ihre Jugend, als die jüngste einer zahlreichen Schaar von Brüdern und Schwestern. Es herrschte da ein einfaches patriarchalisches Wesen, das die Kinder der Gutsherrschaft mit der übrigen ländlichen Bevölkerung in ein

natürliches näheres Verhältniss brachte. Die Herrin und die Fräulein spannen vereint mit dem weiblichen Gesinde am häuslichen Herde. Ein dauernd mit der Familie verschmolzener Caplan unterrichtete die nach und nach heranwachsenden Kinder, bis die Knaben behufs weiterer Ausbildung das Aelternhaus verlassen mussten. — Als später die älteren Söhne in der Zeit der Napoleonischen Herrschaft verschiedentlich politisch und militärisch sich bethätigten, und endlich auch an den Befreiungskämpfen theilnahmen, schlugen die Wellen ihres bewegten Lebens bis in das abgelegene Vaterhaus. Die Beziehungen nach außen wurden lebhafter und mannigfaltiger. Nach eingetretenem Frieden war es der jüngste Sohn August (der nachmals berühmte agrarische Schriftsteller), der neue Anregungen aus seiner Göttinger Studienzeit heimbrachte und den Familienkreis durch Einführung seiner Freunde geistig belebte. So kam auch der junge von Arnswaldt mit seiner nachherigen Frau zuerst in Berührung. — Von allen anderen neuen Bekanntschaften waren es die damals in Kassel lebenden Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, mit denen sich das dauerndste und fruchtbarste Verhältniss entwickelte. Die gemeinsame Freude an dem Lieder- und Sagenschatz des westphälischen Volkes verband die Geschwister Haxthausen mit den berühmten Brüdern, die einen guten Theil ihrer Sammlungen der eifrigen Thätigkeit ihrer Freunde in Bökendorf verdankten.

Eine lange Reihe von Briefen voll Reiz und Liebenswürdigkeit von den Brüdern Grimm an die Geschwister Haxthausen giebt Zeugniss von dem schönen Freundschaftsverhältniss.* Dieses setzte sich, namentlich mit Frau von

* Siehe die Schrift: Freundes-Briefe von J. und W. Grimm. Herausgegeben von Reifferscheid. Heilbronn 1878.

Arnswaldt, auch nach deren Verheirathung fort. Den letzten Brief an sie hat Wilhelm Grimm im Jahre seines Todes geschrieben, und bis an ihr Lebensende bewahrte auch sie in treuem Herzen das Andenken an die Freunde. Den dritten Bruder, Ludwig Grimm, den Künstler, hielt sie gleichfalls in Ehren; sie hatte die ganze Reihe seiner Radirungen und Kupferstiche sorgfältig gesammelt. — An der Entdeckung und Wiedergabe von Sagen und Märchen hat Frau von Arnswaldt wohl einen namhaften Antheil gehabt, denn ihre Schwestern klagten einmal, sie nähme ihnen das Beste weg, sie verstünde es gar so gut, die Leute zutraulich und mittheilsam zu machen. Noch im Alter hat sie sich ihre gesunde Einbildungskraft erhalten, die ihr selbst die einfachsten Vorkommnisse zu heiteren farbigen Bildern gestaltete, besonders wenn es sich um Erinnerungen aus ihrer Heimath handelte. Ihr lag es im Blute, das Gewöhnliche zu beleben und ihren Erzählungen einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen. Man erkannte dann, dass es zugleich eine Bluts- und eine Geistesverwandtschaft sei, die sie mit ihrem Bruder, dem ebenso klugen als phantasievollen August*, dem Herrn

---

* Ausführliches über die Familie Haxthausen, Bökendorf und die Sonderbarkeiten von Thienhausen giebt die Schrift eines Ungenannten: „Franz Ludwig August Maria Freiherr von Haxthausen, ein photographischer Versuch von Freundeshand. Hannover 1868.“ Leider nur als Manuscript gedruckt. Ich verdanke die Mittheilung der Güte des Grafen von der Asseburg. — Auch auf ein Büchlein: Margarethe Verflassen, ein Bild aus der katholischen Kirche von A. G., 2. Aufl., Hannover 1871, möchte ich aufmerksam machen wegen der Beziehungen zu Westphalen und den Haxthausen's. Die Schilderung einer Reise nach Nizza, auf der Grethchen Verflassen eine Nichte der Frau von Arnswaldt begleitete, versetzt geradezu in längst entschwundene Zeiten, wo Reisende von einem Kloster oder einem Priesterhause zum anderen Herberge und ihren Weg suchten. — In Romanform hat Levin Schücking in den „Ritterbürtigen“

auf Thienhausen, und mit ihrer Nichte, der Dichterin Annette von Droste-Hülfshoff, verband.

Mich hat zunächst mein ärztlicher Beruf in das von Arnswaldt'sche Haus gebracht, in welchem die Wittwe mit vier Söhnen und drei Töchtern lebte. Die ersteren habe ich nur flüchtig gekannt, da sie sich ihrer Studien wegen meist auswärts aufhielten und nachher alsbald einen eigenen Herd gründeten. — Nach damaligem Gebrauche waren die Söhne, dem Vater nach, protestantisch erzogen, die Töchter aber der Mutter in dem katholischen Bekenntniss gefolgt. Als letztere zu selbständiger Entscheidung herangewachsen waren, traten die beiden ältesten zum Protestantismus über, während die jüngste dem Glauben der Mutter treu blieb. Diese Verhältnisse hatten, was heutzutage wohl unmöglich wäre, keinerlei Störung des äußeren oder inneren Friedens der Familie herbeigeführt. Alle blieben in gleicher Liebe und Vertrauen mit einander verbunden, und ein Jedes achtete die gewissenhafte Ueberzeugung des Anderen.

Die älteste Tochter, Marie, war vielseitig begabt. Sie besaß ein schönes Zeichentalent, von dem man nur bedauern musste, dass es nicht nachdrücklich ausgebildet worden ist. Ein kleines Blatt von ihr, der Einzug Christi in Jerusalem, wurde für einen milden Zweck vervielfältigt. Musikalisch war sie durch die Gabe einer zwar schwachen, aber schön durchgebildeten Singstimme ausgezeichnet. Sie hatte in ihrem ganzen Wesen und besonders in der Frische und Anmuth der mündlichen Mittheilung viel Aehnlichkeit mit ihrer Mutter. — Dagegen schien die zweite Tochter, Therese, mehr von dem ernsten Sinn des Vaters geerbt zu

---

Geschichten aus dem Münsterlande erzählt, deren Absonderlichkeit mir unglaublich schien, bis mir Frau von Arnswaldt versicherte, dass sie zum Theil thatsächlich wahr seien.

haben. Sie sprach wenig, war namentlich in Gesellschaft so still, dass Jakob Grimm einstens im Scherz von ihr sagte: Therese schweigt in sieben Sprachen. Um so mehr war sie innerlich im Geiste beschäftigt und verarbeitete ihre Gedanken mit Ernst und Gründlichkeit. Im vertrauten Einzelverkehr überraschte sie zuweilen durch einen beredten Ausdruck ihres Nachdenkens. — Diese Beiden trugen von früh an den Keim zur Schwindsucht in sich und waren öfter leidend. Zuerst unterlag Marie. Wenige Jahre vor dem Tode der Mutter starb auch Therese. Sie hinterließ aus der Ehe mit dem Minister von Hodenberg zwei Kinder in zartem Alter. Die dritte Tochter, Anna, verheirathete sich mit einem Herrn von Waldheim, sie hatte einen scharfen Verstand und eine mehr nach außen gerichtete Sinnesweise. Erst vor Kurzem ist sie gestorben, nachdem sie in ihren letzten Lebensjahren mancherlei schwere Schicksale getroffen, bei denen sich die vorzüglichen Eigenschaften ihres Charakters in vollem Maße bewährt haben.

Mit Frau von Arnswaldt bin ich bis zu ihrem im Jahre 1877 erfolgten Tode in freundschaftlicher Verbindung geblieben. Jedesmal, wenn ich nach Hannover kam, suchte ich das Haus am Schäferdamm auf. Hier bin ich oft mit liebenswürdigen und bedeutenden Menschen aus der Stadt und von auswärts zusammengetroffen, denn dieses Haus übte bis zuletzt seine Anziehungskraft auf verwandte Geister aus. So lernte ich auch hier Hermann Kestner kennen, einen Enkel von Charlotte Kestner, geb. Buff, Wetzlarer Andenkens. Dieser übrigens so treffliche Mann besaß nichts von der frischen Natur und Lebhaftigkeit jener „Lotte“. Er lebte als Junggesell im Hause seines 90jährigen Vaters, wo er, im Gegensatz zu diesem, in seinem mehr als 50jährigem Alter noch immer „der junge Herr“ genannt wurde. Später,

nachdem ich mich nach Hannover zurückgezogen, bin ich mit ihm nahe befreundet worden und habe ihn aufrichtig schätzen gelernt. Seiner Obhut waren die reichen Kunstsammlungen seines Onkels, des sogen. „römischen Kestner", anvertraut, die er bekanntlich vor einigen Jahren seiner Vaterstadt Hannover geschenkt hat. — Auch Kestner hatte sich in das Studium der Märchen und Volkslieder vertieft und machte sich besonders verdient um die richtige Herstellung der plattdeutschen Texte, sowie um die musikalische Fixirung der Melodien. Hierin begegnete er sich mit dem Freiherrn August von Haxthausen, der in seinem hohen Alter nochmals auf die Jugendliebhaberei zurückgekommen war und Volkslieder der romanischen Völker sammelte. Glaubten die beiden Herren Musik und Text richtig beisammen zu haben, so musste das betreffende Stück unter dem Beistand von Marie v. Arnswaldt am Piano probirt werden. Es war ein komischer Anblick, wenn der nach der Mode von vor 40 Jahren gekleidete Kestner und der berühmte stramme Agrarier Haxthausen der guten Fräulein Marie spanische und andere Liebeslieder einübten. Sie trug sie mit ihrer lieben hellen Stimme endlich zur Zufriedenheit des kritischen alten Onkels vor, nachdem vorher Kestner mit seinem dünnen Tenor öfters verbessernd eingetreten war.

Nun sind sie Alle todt, die damals das Haus belebten! Die junge Nachkommenschaft hat sich zerstreut und ist mir ganz aus den Augen gekommen. Bald wird Alles, was ich mit erlebt, ganz vergessen sein. Mir aber haften die alten Erinnerungen noch frisch im Gedächtniss und gerne habe ich ihnen hier schriftlichen Ausdruck gegeben.

Als ich nach langjähriger akademischer Wirksamkeit in die Lage kam, mein liebes Lehramt in Göttingen aufzugeben, wurde mir eine Ehrung zu Theil, die ich neben dem Ehrenbürgerrecht von Zürich als die höchste schätze. Meine jetzigen Schüler vereinigten sich mit meinen früheren, um eine Portrait-Büste von mir anfertigen zu lassen. Sie wurde von dem Bildhauer Hartzer in Berlin trefflich in Marmor hergestellt. Die Behörde gestattete es, dass dieses Bildwerk neben mehreren anderen weit bedeutenderer Mitglieder der Georgia Augusta in der Kgl. Universitätsbibliothek aufgestellt werden durfte.

Zeitvertreib des Achtzigjährigen.

Galgenhumor.

Seit vielen Jahren bin ich mit einem alten Herrn genau bekannt, der inzwischen weit über das biblische Alter hinaus fortgeschritten ist. Zu so hohen Jahren ist er trotz mannigfacher körperlicher Leiden gelangt. Vielleicht aber gerade wegen dieser, weil sie ihn nöthigten, auf sein leibliches Verhalten zu achten, rechtzeitig Vorsicht zu üben und in allen Dingen Maß zu halten. Immerhin ist er mit allerhand Gebrechen belastet und sein Körper bietet so viele echte Währschaftsmängel, dass er, auf dem großen Markte des Lebens als völlig werthlos bezeichnet, unverkäuflich bleiben müsste.

Natürlich quält er sich und seine Freunde gar oft mit Klagen und wird, wenn er von Schmerzen zu leiden hat, oft wirklich recht unleidlich. Er hat freilich gar viele Ursache zur Unzufriedenheit mit seinem Zustande. Schon lange hört er schlecht, auf dem einen Ohr gar nicht, auf dem anderen nur schwer. Dazu kommt noch, dass ihm seit einigen Jahren die Augen immer mehr ihren Dienst versagen, und er schon seit Jahren weder Geschriebenes noch Gedrucktes mehr lesen kann. Da würde ihm nun das Vorlesen aushelfen können, wenn nicht die Schwerhörigkeit auch dabei große Hindernisse brächte. Wenn er den

Vorleser verstehen will, muss er sein Ohr genau in der Richtung der Schallwellen, die aus dem Munde des Lesers kommen, halten und mit gespannter Aufmerksamkeit hinhorchen. Ein wahrer Segen, dass seine freundlichen Helfer in ihrer Speisekarte weder Zwiebeln noch Meerrettig haben.

Zuweilen überkommt ihn das Gefühl der Lebensmüdigkeit. Seiner Zeit soll er ein sehr geschäftsreiches Leben geführt haben. Jetzt, wo er nichts mehr leisten kann, fühlt er sich unnütz und meint, es sei schon längst für ihn Zeit gewesen, auszutreten. Es ist fast unmöglich, für ihn Beschäftigung zu finden; er steht vor seinem Schreibtisch, vor dem Büchergestell, vor dem Kunstschrank und muss sich jede Anregung, Belehrung und Genuss, den er hier finden könnte, versagen.

Der alte Herr will regelmäßig seine Zeitung haben; denn wie so Viele, hat er das Gefühl, als könne das Vaterland Schaden erleiden, wenn er sich nicht um die Welthändel bekümmere; so wird ihm die Zeitung zum Bedürfniss. Mit besonderer Genugthuung verfolgt er die Vorgänge um Kreta. Wie schön erscheint ihm das Benehmen der Großmächte. Früher hätte der erste Beste dort gewaltthätig zugetappt, um Ruhe zu stiften. Jetzt sind die Großmächte rücksichtsvoller; keine ist so unhöflich, der andern bei diesem Geschäft vorzugreifen, — oder sollte keine der andern dasselbe gönnen und alle sich gegenseitig auf die Finger sehen, damit sich keine hinterrücks allein in die Sache menge? Es giebt solche politische Don Juans, fremder Inseln und Länder Liebhaber, die dem Drange nicht widerstehen können, ihre „Civilisation“ denselben aufzudrängen. Beispiele der Art sind ja bereits ganz in der Nähe von Kreta vorgekommen. Genug, jetzt sind die Schiffe der meisten Nationen versammelt und berathen, was zu thun sei. Mittlerweile geht

das Morden auf der Insel weiter und nur, wenn die Leute es zu arg treiben, werden ein paar Kanonenkugeln dazwischen geschossen. Am Ende könnte gar die Ruhe dort zu Stande kommen nach dem bekannten Präcedenzfalle der beiden Löwen, die sich gegenseitig bis auf die Schwänze auffraßen, wenn nämlich der letzte Türke und der letzte Grieche einander erwürgen würden. In diesem Falle möchte ich dem Sultan den Rath geben, die Insel meistbietend zu veräußern. Vielleicht bemächtigte sich die Dynastie Rothschild des Geschäftes, gründete auf Kreta eine Secundogenitur und siedelte die verfolgten Juden aller Länder daselbst an. Wir in Deutschland verlören allerdings dabei am meisten; denn wir würden mit der politisch so wichtigen antisemitischen Partei auch noch die interessante Figur des Ahlwardt einbüßen.

In neuester Zeit haben wir ein großartiges Seitenstück zu dem moralischen Eindruck erhalten, den uns Kreta bot. Es ist der paneuropäische Feldzug nach China. Bei diesem hat es der alte Herr sehr bedauert, dass die meisten kleineren europäischen Staaten es versäumt haben, sich dabei zu betheiligen. Der Fürst von Monaco mit seinen reichen Mitteln hätte es gekonnt, und so Andere auch. Selbst die kleine baskische Republik Andorra in den Pyrenäen würde wohlgethan haben sich anzuschließen. Sicherlich wäre ihr alsdann ein Stücklein der reichen Beute in den Schoß gefallen.

Bei dieser Gelegenheit kann der alte Herr es nicht unterlassen, an eine schwere Unterlassungssünde in der europäischen Politik zu erinnern. Seit 1866 befindet sich das Fürstenthum Liechtenstein, seines Wissens, noch immer im Kriegszustande mit Preußen-Deutschland. Es wäre hohe Zeit, hier zu einem Abschluss zu gelangen; denn wie leicht

könnte es sonst durch irgend einen Zufall zu den schwersten Verwicklungen kommen. Vergessen wir ja nicht den wichtigen Grundsatz unserer geistreichen und vorsichtigen Juristen: *Non est in mundo, quod non est in actis!*

In neuester Zeit haben wir ein ganz besonderes Zeichen der wohlwollenden Gesinnung der Völker gegen einander erlebt. Bei der Besetzung von Kiautschau warnten uns die Engländer vor unserer unersättlichen Ländergier. Sicherlich haben sie so schlechte Erfahrungen in dieser Richtung gemacht, dass sie es für Christenpflicht halten, uns vor ähnlichen Uebelständen zu behüten. Sie befinden sich hier in Uebereinstimmung mit den einsichtsvollsten Parteien unseres Parlamentes, und wir haben deshalb volle Ursache, ihre freundlichen Warnungen zu berücksichtigen.

Mit fast noch regerer Theilnahme als die auswärtige Politik verfolgt der alte Herr die Zeitungsberichte über heimische Zustände, insbesondere der parlamentarischen Verhandlungen. Wie oft bewunderte er früher den seligen Windhorst, der mit kluger Zurückhaltung im gemüthlichsten Tone seine Zuhörer für sich zu gewinnen wusste und oft mit feiner Selbstironie die schwierigen Fragen bald zu ver-, bald zu entwickeln verstand und endlich immer Recht zu behalten schien. Sein Nachfolger in der Führung des Centrum, dessen Brustorgane wahrscheinlich unter der Wirkung der „Lieber'schen Kräuter" besser gekräftigt sind als die des seligen Windhorst, hält länger auf der Rednerbühne aus. Er versteht es fast ebenso gut als sein Vorgänger im Flusse der Rede ein Hin- und Herwogen zwischen Ja und Nein durchzuführen, aber bei längerer Dauer dieser Kunstübung überkommt den Zuhörer doch endlich ein Gefühl wie bei beginnender Seekrankheit. Man weiß zuletzt nicht mehr, woran man eigentlich ist. Da findet sich indessen bald

Gelegenheit, sich an der Charakterstärke zu erholen, mit der Eugenius Richter für alle Vorlagen der regierenden Kreise ein energisches Nein einzusetzen weiß. Begegnet es ihm einmal, in der Zerstreuung ein Ja zu votiren, so entschuldigt man dies gern als unabsichtliches Versehen. Selbst wenn Entwürfe eingebracht werden, die ihm sonst gefallen würden, bleibt er vorsichtig abweisend, indem er das *timeo Danaos et dona ferentes* der Aeneide seines Virgil beherzigt. Und so muss man es auch als lobenswerth und nothwendig anerkennen, wenn uns Richter bei jeder passenden Gelegenheit das drohende Gespenst der Reaction mahnend vorhält. Die Geschicklichkeit, mit der er bei Budgetverhandlungen mit den verwickeltsten Zahlen umzuspringen weiß, erinnert in erfreulichster Weise an das anmuthige Spiel des Gauklers, der fünf Kugeln auf einmal in die Luft wirft und wieder auffängt.

Auch Bebel versteht es, sich die Anerkennung des alten Herrn zu erwerben. Stundenlang weiß Bebel den Reichstag angenehm zu unterhalten, indem er die in allen Bierstuben des Deutschen Reiches mühsam gesammelten Geschichten von Uebergriffen, Misshandlungen und anderen Unthaten der Civil- und Militärbehörden in ergreifender Weise mittheilt. Mit Bedauern erfährt der alte Herr am anderen Tage aus seiner Zeitung, wie den meisten dieser Geschichten vom Regierungstische aus den Akten der eigenthümliche Reiz wieder entrissen wird.

Begreiflich füllt neben den kleinen Anforderungen des täglichen Lebens die Politik die Zeit des alten Herrn nicht vollständig aus. Manche Stunde flüchtet er in einen alten Lehnstuhl, den er mit dem Delphischen Dreifuß zu vergleichen pflegt. Zwar haben weder diese beiden Möbel mit einander, noch der alte Herr mit der Pythia eine große

Aehnlichkeit. Allein wie bei dieser die vieldeutigen Prophezeiungen von ihrem Sessel zum Ausdruck gelangen, so finden sich bei ihm auf dem seinigen allerlei sich durchkreuzende Gedanken ein. Hier werden von ihm gar manche Windeier ausgebrütet, die sich in seinem Gehirn angesammelt hatten. Dass dabei nichts herauskommt, irrt ihn nicht. Er hat ja während seines langen Lebens schon oft *pro nihilo* gearbeitet.

Ihm ist es immer merkwürdig vorgekommen, dass die Mehrzahl der Menschen einen unwiderstehlichen Trieb nach Veränderung und eine ebensolche Nachahmungssucht besitzt. Der bunteste Wechsel findet vor Allem in Bezug auf die Bekleidung und Ausschmückung des äußeren Menschen statt. Zur Zeit des Klärchen im „Egmont“ verlangte man, dass die Männer in spanischer Tracht erscheinen sollten, später aber und zum großen Theil noch bis jetzt musste Alles französischer Art sein. Nur hier und da haben die Engländer den Schneidern eine mehr praktische Richtung auferlegt. Der alte Herr weiß sich aus seiner Knabenzeit zu erinnern, dass die Damen hohe Taillen, kurze Kleider trugen und sandalenartige Schuhe anhatten, die mit zierlichen Kreuzbändern bis über die Knöchel befestigt waren. Lösten sich wie oft diese Bänder, so pflegten die Straßenbuben nach der Melodie der Barcarole von Rossini zu singen: „Madame, Madame, Ihr Schuhband schleppt“. Jetzt werden Knöpfstiefelchen getragen; dagegen müssen die Kleider so lang sein, dass sie die Straße gründlich fegen können. Einst bedeckten die jungen Mädchen im Sommer ihr Haupt mit Strohhüten mit sehr breitem Rande, der vorn mit einem Blumensträußchen geschmückt war. Dies gab beim Gehen eine schwankende Bewegung, nach welcher diese Hüte von boshaften Menschen den Namen „Herrenwinker“ erhielten. Später einmal verlangte die Mode so kleine Kopfbedeckungen, wie sie

kaum genügt hätten, die Tonsur eines Kapuziners zu schützen. Merkwürdig ist der große Wechsel der Haartracht bei den Männern. In der Zeit der Allongeperrücken wurde der Schädel, die Schläfe, das ganze Haupt bis über den Nacken hinab von künstlichem Haarschmuck umwallt. Dagegen musste das Gesicht mit Ausnahme der Augenbrauen bis unter das Kinn hinunter glatt und haarlos gehalten werden. Und heute gerade umgekehrt, der Haarwuchs über dem Schädeldach wird so kurz wie möglich geschoren, im Gesicht aber muss ein möglichst reicher Vollbart stehen gelassen werden. In England allein lässt man auch jetzt sowohl den Vorsitzenden im Unterhause, als auch den Richterstand unter der Last schwerer Perrücken seufzen.

Das sollte man aber kaum glauben, dass auch in so ernsten Dingen wie die Krankenbehandlung Aehnliches zu beobachten ist. Und doch hat es der alte Herr im Laufe dieses Jahrhunderts zu beobachten Gelegenheit gehabt. Im Anfang des Jahrhunderts erscheint in Schwaben Mesmer und bezaubert die Menschen, namentlich die höhere Weiblichkeit mit dem thierischen Magnetismus. Jetzt ist der „Hypnotismus“ an dessen Stelle getreten, und was Wahres daran ist, wird bereits durch die spekulative Vorführung berühmter „Medien“ vor ein schaulustiges Publicum entstellt.

In den zwanziger Jahren brütet Hahnemann in Schrift und Wort die Homöopathie aus und welche Verirrung dadurch in die medicinische Praxis gekommen ist, weiß Jedermann. Und siehe da, ein schlesischer Bauer (Prießnitz) weiß die schon oft geübte Wasserbehandlung mit größter Energie zum Allheilmittel zu erheben. Der Humor bleibt nicht aus. Ein Nachbar des Wasserheilandes (Schroth) findet ein Publikum für seine Methode, die Kranken durch

möglichste Entziehung von Flüssigkeit und durch Ernährung mit trockener Semmel zu heilen. In Goslar fühlt sich später der Schuster Lampe berufen, die Kranken dadurch zu beglücken, dass er ihren inneren Menschen gründlich ausfegt. Er verschwindet vom Schauplatz, aber bald ersetzt ihn der bayrische Pfarrer Kneipp in der verehrenden Anerkennung der Krankenwelt. Se. Hochwürden führt die verwöhntesten Damen und Herren früh am Morgen mit nackten Füßen durch das thaufrische Gras und labt sie hinterher mit rechter Drescherkost.

Hinter einigen dieser Heilmethoden verbirgt sich mehr als ein Körnchen Wahrheit, aber auch die einfältigste mit Zuversicht und Energie auftretende Charlatanerie findet zahlreichste Gefolgschaft. Gleich der Herde des Panurgius (siehe Rabelais) stürzt sich die urtheilslose Menge in den bodenlosen Abgrund des Unsinns und Aberglaubens.

Nach solchen Erinnerungen fühlt sich der alte Herr zur Bewunderung der Widerstandsfähigkeit des menschlichen Organismus hingerissen, welcher nicht nur der Kälte des Polarkreises und der Hitze am Aequator Trotz bietet, sondern sogar den Eingriffen aller möglichen Medicaster ohne zu erliegen zu widerstehen vermag.

Meine Heimath.

Der Jugend ist kein Ziel zu hoch, beinahe ist ihr sogar die Welt nicht weit genug, um sie mit ihrer Thatenlust zu füllen. Bald aber mehrt sich der Schatz der Erfahrungen, und mit dem Anwachsen der Erkenntniss findet der Mann, trotz aller Anstrengung zur Erweiterung seiner Kreise, die Grenzen seines Könnens und Wissens. Wie bald endlich erreicht ihn auch die fortschreitende Abnahme seiner Thatkraft. Der Greis zieht sich in die Enge zurück. Wohl dem, der alsdann über einen Schatz von Erfahrungen zu verfügen hat, an dem er während des Restes seines Lebens zehren kann; wohl dem auch, der sich die Empfänglichkeit bewahrt hat für die kleinen Freuden, die sich ihm innerhalb der enger gezogenen Grenzen seines Gesichtskreises bieten.

Ein starker Zug aber in die Ferne der Zeit und des Raumes macht sich gerade im hohen Alter geltend, es ist der des Heimathsgefühles. Je weiter die Jugendzeit zurück liegt, desto mehr wird alles, was sie erfüllte und sie belebte, in der Erinnerung verschönert.

Wie fernes Glockengeläute am Sommerabend nach heißer Arbeit, so wohlthuend wirken die alten Erinnerungen auf den müden Greis im Sorgenstuhle. Seine Seele sucht sich an den bunten Bildern aus der Jugendzeit auf's Neue zu erwärmen. Aus der Tiefe des Gedächtnisses tauchen die

mannigfaltigsten Bilder auf von Menschen, von Oertlichkeiten, von Gutem, von Schlimmem, und merkwürdig ist es, das Letztere tritt nur verschwommen und halbvergessen auf, während das Erstere in hellen Farben strahlt. Allmälig erweitert sich das Bild; der nähere und fernere Schauplatz der Jugendzeit, das ganze Heimathland tritt hervor. Wem es nun vergönnt war, in schöner landschaftlicher Umgebung heranzuwachsen, der erfreut sich dessen in erhöhtem Maße. Mir ist so wohl geworden; denn ich bin in Dresden geboren.

Da sehe ich sie vor mir, die liebe alte Stadt, ausgebreitet in der Ebene, weithin umzogen von sanft geschwungenen Höhenzügen, getheilt durch den belebten Elbstrom. Jedes Dresdener Kind hält ihn hoch als das lebendigste Wahrzeichen der Stadt, der er so viel Licht, Luft und freien Blick gewährt.

Die Elbe.

Die Elbe ist ein Kind des schlesischen Riesengebirges. Hoch oben am südlichen Rande des Kammes quellen die ersten Wässer hervor; kleine Rinnsale auf einer sumpfigen Wiese sind die ersten Anfänge des künftigen Stromes. Pflanzen des Hochgebirges, Eisenhut, Steinbrech, Gentianen schmücken das Quellgebiet. Sehr bald vereinigen sich die einzelnen Wasserfäden zu einer größeren Masse, die sich dann über den steilen Bergabhang in mächtigem Fall in das tiefe Thal hinabstürzt. In schäumendem Lauf stürmt der junge Strom bei Hohenelbe aus dem Gebirge hervor. In Pardubitz besinnt er sich auf seinen deutschen Ursprung, kehrt in weitem Bogen in der Richtung nach Nordwest herum. Noch im Tschechenlande bei Melnik kommt ihm

seine Schwester, die Moldau, entgegen, die aus dem deutschen Gebirge des Bayrisch-Böhmischen Waldes entspringt. Beide vereint erreichen bei Leitmeritz das deutsche Sprachgebiet und nehmen dort die das ganze westliche Deutsch-Böhmen durchströmende Eger auf. Jetzt durchbricht die also verstärkte Elbe die Bergmassen des Böhmischen Mittel- und des Sandsteingebirges, der sogenannten Böhmisch-Sächsischen Schweiz. Bei der gewerbreichen Stadt Außig steigert sich der Wasserverkehr; mit ihm wetteifern bald am rechten, bald am linken Ufer Landstraßen und Eisenbahnen, Tetschen mit dem stolzen Schlosse der Grafen Thun wird erreicht, und endlich tritt der Fluss hinter Herrnskretschen in das deutsche Reich ein, eilt bei dem gastlichen Bade Schandau vorüber, drängt sich zwischen den Felskolossen der Festung Königstein und des Liliensteines hindurch und verlässt bei Pirna die Enge der Berge, um im weit geöffneten Thale Dresden zu erreichen.

Auf dem Thalwege durch das Gebirge folgen sich vielfach abwechselnd gar manche schöne Landschaftsbilder. Linkerseits zeichnen sich merkwürdige Basaltgebilde, weiterhin ragt in der Nähe von Außig die Ruine des Schreckensteines aus dem Wasser auf felsiger Höhe empor, wohlbekannt durch ein Gemälde von Ludwig Richter. Hie und da hat sich am Ausgange eines Seitenthales ein von Fruchtbäumen anmuthig beschattetes Dörfchen hingelagert. Die schöne Lage von Herrnskretschen ist durch A. Zingg in einem seiner besten Aquatinta-Blätter wiedergegeben worden, und endlich hat Canaletto in mehreren Gemälden die Umgebungen der Stadt Pirna und den Sonnenstein verewigt.

Auf diesem Wege aus Böhmen nach Sachsen hat die Elbe im Laufe der Zeiten gar manche blutige Kampfgefilde berührt; bald drängten die Tschechen, bald die Deutschen

über das Grenzgebirge hinüber. Von deutschen Befestigungen finden sich noch zahlreiche Reste, die z. B. bei Dohna, Rathen und Wehlen bis zur Unscheinbarkeit zerfallen sind, bald wie am Schreckenstein als malerische Ruinen die Landschaft zieren, bald zu friedlichen Herrenschlössern umgestaltet worden sind, wie Tetschen, Lauenstein, Wesenstein u. a. Lange erhielt sich der Sonnenstein als stark befestigte Abwehr über der Stadt Pirna, der jetzt als Irrenanstalt dient. Nur die trotzige Festung des Königstein hat sich auf unnahbarer Felsenhöhe als solche erhalten.

Allerdings haben ihrer Zeit die Heeresmassen der wilden Hussiten alle Hindernisse des Gebirges durchbrochen, und weithin Tod und Verwüstung in die sächsischen Lande getragen. Auch das Hin- und Herwogen der Kämpfe im dreißigjährigen Kriege hat diese Gegenden schwer betroffen, und manche Felsenklüfte und Höhlen werden noch heute als Zufluchtsplätze vor den schwedischen Plünderern bezeichnet.

Die Kriege Friedrichs des Großen brachten die Schlacht bei Lowositz, seinen ersten Sieg in Böhmen, die Gefangennahme der sächsischen Armee im Lager auf der Ebene unter dem Lilienstein, sowie den sogenannten Finkenfang bei Maxen.

Die großen Kriegsereignisse des Jahres 1813 spielten sich vorzugsweise bei Dresden in zweitägiger blutiger Schlacht ab. Die geschlagene verbündete Armee suchte ihren Rückweg nach Böhmen über den Geiersberg. Dort sollte ihnen Vandamme zuvorkommen und die vereinzelt vom Gebirge herabkommenden Alliierten vernichten. Unter heftigen Kämpfen drang er wirklich bis Kulm vor. Da erschien das preußische Corps Kleist im Rücken von Vandamme, was die Gefangennahme der ganzen französischen Heeresabtheilung herbeiführte.

Aus der neuesten Zeit sind die großen Kämpfe und Schlachten bei Gitschin und Königgrätz bis an den Bogen der Elbe bei Pardubitz bekannt.

Jetzt herrscht Friede in diesen Gefilden, hoffentlich auf lange Zeit. Jetzt trägt die Elbe auf ihrem Rücken eine Fülle von den Erzeugnissen friedlicher Kultur. In großen Massen werden die Produkte der Waldungen und der fast unerschöpflichen böhmischen Braunkohlenwerke verschifft. Die Sandsteinfelsen liefern aus zahlreichen Steinbrüchen für die stromabwärts bis zur See gelegenen großen Städte die Massen der Bausteine, aus denen jene zum Teil erbaut sind. Stromaufwärts aber bringt der Fluss den Anwohnern bis tief in das Böhmerland hinein, was aus dem Niederland und von der See her an Waaren mit Vortheil zugeführt werden kann.

Dresden.

Weit entfernt, eine Beschreibung der lieben Vaterstadt geben zu wollen, schreibe ich hier nur lose nieder, was mir so gerade in Erinnerung kommt.

Ich bin in der Neustadt geboren, am rechten Ufer der Elbe. Wir Neustädter behaupteten immer, den eigentlich ältesten Theil der Stadt zu bewohnen, wofür sich auch manche Historiker aussprachen; jedenfalls aber besitzt unsere Neustadt keine Spuren älteren Datums, fast die ganze Anlage dieses Stadttheils und alle öffentlichen Gebäude sind neueren Ursprungs. Wir hatten den Vortheil voraus, dass die Elbseite unserer Neustadt gegen Süd-Osten gerichtet ist, so dass wir im hellen Sonnenlicht lagen und gegenüber die Altstadt im Schatten sahen. Aber wie anziehend war der Blick nach dieser Altstadt. Da lag die Elbe vor uns, an deren gegenüberliegendem Ufer der Landungsplatz der Handels-

schifffahrt sich befindet. Von den früheren Befestigungen streckte die sogenannte Zwingerbastion ihren Fuß bis an das Wasser. Links davon stand früher eine große Zuckerraffinerie, jetzt Hotel Bellevue; von da ab bis zur Brücke zog sich eine kleine Häuserreihe, das sogenannte italienische Dörfchen, auf hohem Ufer hin. Die Brücke übersahen wir aus unserem Mansardenfenster zum großen Theil und freuten uns des Gewimmels von Fußgängern und Wagen, die sich auf dem damals einzigen Verbindungswege der beiden Stadthälften drängten. Hinter dem Uferrande ragt zunächst die katholische Kirche, ein stolzer Bau der italienischen Spätrenaissance mit ihrem schönen lichten und luftigen Thurme empor. Ehemals erklang an jedem Morgen das prächtige Glockengeläute über das Wasser zu uns herüber und mahnte die Knaben, sich rasch auf den Schulweg zu machen. Gleich hinter der katholischen Kirche streckt der Thurm des königlichen Schlosses seine etwas plumpen Formen in die Lüfte. Es war ein beliebtes Vergnügen der höheren Schuljugend, diesen Thurm zu besteigen, von dem man in der That eine prachtvolle Umsicht hatte, und wo wir mit besonderer Neugier auf das mächtige flache Dach der katholischen Kirche herabsahen. Mitten auf diesem Dache stand, was man von unten nicht sehen konnte, ein kleines Wohnhäuschen für den Kirchenwächter, der sich selbst dort oben mit etwas Grün umgeben hatte. Es wurde uns bedeutet, dass eine ähnliche Anlage sich in vergrößertem Maßstabe auf dem Dache der Peterskirche in Rom befinde.

Da wir einmal bei den Kirchen sind, gedenke ich der ältesten Dresdener Kirche, der Kreuzkirche. Sie sei gegründet worden, so hieß es, als noch ein wendisches Dorf an der Stelle der jetzigen Altstadt sich befand. Bei einer Ueberschwemmung soll ein Crucifix an das Ufer getrieben und

ein Kirchlein zur Aufnahme desselben erbaut worden sein. Später ist daraus ein mächtiger mittelalterlicher Kirchenbau geworden, ähnlich den altsächsischen Kirchenbauten von Soest. Im siebenjährigen Kriege wurde dieser ehrwürdige Bau bei der Belagerung von Dresden in Trümmer geschossen. Zwei Gemälde von Canaletto zeigen uns, das eine die Kirche, wie sie war, das andere als Ruine. Sie wurde im steifen Spätrenaissancestyle neu aufgebaut. Eine bequeme Ansicht von ihr ist nicht zu gewinnen, da sie von Häusern eingeschlossen hinter dem Altmarkt steht*). Noch eingeengter ist die Lage der Sophienkirche, der früheren protestantischen Hofkirche. Diese ist zu verschiedenen Zeiten durch Um- und Anbauten verändert worden, und da sie einige schöne Reste gothischen Styles enthielt, versuchte man, sie in diesem Sinne zu erneuern. Namentlich wurden zwei Thürme angesetzt, die in ödester Langweiligkeit gen Himmel ragen. Als eigenartigster und wirklich prächtiger Bau erhebt sich die Frauenkirche in einer Ausbuchtung des Neumarktes. Ihr Schöpfer war der Dresdener Maurermeister Bähr. Er hatte bei der Ausführung seines Planes mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Seine Gegner behaupteten, die hochgewölbte Kuppel werde sich nicht halten, sondern bei gelegentlicher Erschütterung zusammenstürzen, und siehe da, bei der Beschießung, durch welche der massige Bau der Kreuzkirche gänzlich zerschmettert wurde, prallten die Bomben an den festgefügten Steinplatten der kühnen Kuppel schadlos ab. Einst in einer Winternacht hatte ein starker Frost die ganze Kirche mit Reif überzogen, so dass sie sich am hellen Morgen wie ein stolzer Marmorbau ausnahm. Im Widerschein der Sonnenstrahlen funkelte es hie und da wie

---

* Diese Kirche ist kürzlich bis auf die Grundmauern abgebrannt.

von Millionen Sternen. Leider vernichtete die höher steigende Sonne den wunderbaren Anblick.

Die meisten öffentlichen Gebäude in Dresden tragen das Gepräge der italienischen Spätrenaissance. Vom deutschen Styl des 16. und 17. Jahrhunderts waren damals nur wenige Privathäuser zu finden, und auch diese sind wohl jetzt verschwunden.. Das einzige große Bauwerk aus jener Zeit ist der große viereckige Hof im königlichen Schlosse mit seinen vier prächtigen Treppenthürmen.

Zahlreich sind die Bauten aus der Zeit des Rococo- und Barockstyles. Von den letzteren zeichnet sich als eine wirklich großartige Schöpfung der Zwinger aus, ein Werk des Baumeisters Pöppelmann. Hier tritt uns ein unglaublicher Reichthum phantasievoller Gestalten entgegen, der trotz aller Ueberfülle im großen und ganzen einen ebenso wohlgefälligen als imposanten Eindruck hervorbringt. In neuerer Zeit ist diesem Bauwerk durch Semper mit großem Geschick die Gemäldegalerie angefügt worden, sowie weiterhin das neue Theater.

Ein reizendes Beispiel des Ueberganges der italienischen Renaissance in das Rococo bietet das Schlösschen im königlichen großen Garten, dessen Schönheit noch besonders durch die groß gedachten gärtnerischen Anlagen gehoben wird. Habe ich eine große Wirksamkeit der italienischen Architectur während des Zeitalters der Auguste in Dresden hervorzuheben gehabt, so kann von einer nachhaltigen Wirksamkeit italienischen Einflusses in Werken der zeichnenden und plastischen Kunst später kaum die Rede sein. Was die Malerei betrifft, so ist es um so auffallender, als die dortige Bildergalerie einen so großen Reichthum an italienischen Werken besitzt. Und noch mehr, da hier bis zum Ende des 18. Jahrhunderts drei Italiener als Direktoren der Maler-

akademie angestellt waren, worunter Casanova und Grassi die namhaftesten gewesen sind, und vorher schon R. Mengs, obschon ein Deutscher, doch der italienischen Kunst angehörig, treffliche Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen hatte.

Durch die Hand des Canaletto (Bernardo Bellotti) als Hofmaler ist Dresden und Umgegend in zahlreichen trefflichen Gemälden verherrlicht worden. Keiner von diesen Meistern hat hier eine Schule zu bilden verstanden. Unter späteren deutschen Künstlern ist vielleicht nur Vogel von Vogelstein zu nennen, bei dem in seiner reichen Ausschmückung der Pillnitzer Sommerresidenz von entschiedenem italienischen Einfluss die Rede sein kann.

Die Plastik der Italiener hat gar keine Nachwirkung hinterlassen.

In der neuesten Zeit ist eine ursprünglich deutsche statuarische Kunst durch die drei Meister Rietschel, Hähnel und Schilling in zahlreichen Werken zu heimathlicher Blüthe gelangt.

Seit den Zeiten, deren ich mich aus meinen Knaben- und ersten Jugendjahren erinnere, hat sich der ganze bauliche Charakter meiner Vaterstadt vollständig verändert. Die gründliche Umwandlung begann sehr bald nach dem Abschluss der großen Napoleonischen Kriegszeit, nach welcher Dresden aufhörte Festung zu sein. Noch habe ich eine dunkle Erinnerung von dem Gürtel hoher Wälle und fester Mauern, der die engere Stadt umgab, zu der man nur durch gewaltige Thorbauten, deren jedes selbst eine trotzige Burg darstellte, Eintritt gewann. Die Abtragung dieser Befestigungen war eine gewaltige Arbeit, die sich durch eine Reihe von Jahren hinzog. Lange Zeit noch gaben einzelne Theile der Wälle und Wallgräben und Reste von Casematten den Knaben herrliche Tummelplätze und namentlich im Winter zu Schnee-

und Eisvergnügungen Gelegenheit. Gegenwärtig sind alle Spuren der großartigen Vertheidigungswerke verschwunden. Die Vorstädte, die sich schon früher außerhalb jener bedeutend entwickelt hatten, sind weit über ihre früheren Grenzen hinausgewachsen, ja haben bereits einige benachbarte Dörfer in sich aufgenommen, entsprechend der um mehr als das vierfache vermehrten Einwohnerzahl. Nur wenige Dresdener mögen noch leben, welche sich erinnern, aus der Neustadt durch das schwarze oder das weiße Thor, durch Felder und Wiesen nach den Dörfern Neudorf und Pieschen gepilgert zu sein. Das Dorf Plauen, jetzt ganz mit der Stadt verbunden und selbst städtisch geworden, erreichte man früher nur nach mehr als halbstündiger Wanderung aus den alten städtischen Grenzen.

Bei dieser so übermäßigen Ausdehnung des Häusermeeres der Stadt ist es eine große Wohlthat, dass von früherer Zeit her schöne Plätze und Gartenanlagen mitten in der Stadt geblieben sind, so in der Neustadt der sogenannte Palaisgarten, der sich hinter dem japanischen Palast bis an die Elbe erstreckt, und der vernünftiger Weise bei der Beseitigung der dort gelegenen Festungswerke bedeutenden Zuwachs erhielt. Aus den hohen Wällen wurde ein gärtnerisch geschmückter Hügel abgespart, für jeden Besucher eine Augenweide prächtiger Aussicht. Dieser Garten war von jeher ein wahrer Kindergarten, auch mir ein reizender Spielplatz in der Kinderzeit. Des Zwingers und seiner Umgebung wurde schon gedacht. Und wer kennt nicht die Brühl'sche Terrasse mit ihrem freien Ausblick über den Fluss, die Brücken, die jenseitige Stadt und die schönen Höhenzüge am rechten Ufer entlang. Kaum wird sich eine andere Großstadt einer solchen Anlage rühmen dürfen, die ebenfalls aus früheren Befestigungswerken erwachsen ist.

In neuerer Zeit hat die Seevorstadt an der Stelle des ehemaligen Jüdenteiches und der Bürgerwiese einen prächtigen parkähnlichen Schattenplatz erhalten, und so sind noch verschiedene andere kleine grüne Anlagen vorhanden. Am großartigsten ist in der Neustadt an Stelle des schwarzen Thores und seiner Umgebung ein weiter Platz mit zwei schönen Springbrunnen geschmückt worden.

Zu meiner Jugendzeit war Dresden arm an Statuen. Das kolossale eherne Reiterstandbild August des Starken auf dem Neustädter Markte war beinahe das einzige derartige hervorragende Monument. Es trägt zwar ganz den Charakter der Zopfzeit, ist indessen von großartiger Auffassung und wurde deshalb mit Recht von den Technikern bewundert, weil das bäumende Pferd mit seinem Reiter seinen einzigen Stützpunkt in den Hinterbeinen und dem wuchtigen Schweife findet.

Ich sehe hierbei von Arbeiten ab, die ganz von italienischen Händen, im Geist des Bernini, herrühren. So der statuarische Schmuck der katholischen Hofkirche, dessen Hauptstücke die kolossalen vier Evangelisten sind. Dahin gehören ferner die Bildwerke im Garten des Marcolinischen Palastes. Hervorragende Stücke davon sind sehr wirkungsvoll in dem königlichen großen Garten später aufgestellt worden.

Nur die berühmte Neptunsgrotte ist an ihrem früheren Platze geblieben. Gern erinnere ich mich der anmuthigen Hochreliefs, die ehemals an Giebeln von Gebäuden des Marcolinischen Feldgrundstückes an der jetzigen Schillerstraße angebracht waren, der müde Schnitter und die Kuh mit dem Kalbe, ganz im Geschmack und möglicher Weise nach einem Vorbilde des Mailänder Malers Londonio.

Bei der Einebnung der Festungswerke kam aber zum

freudigen Erstaunen der Bevölkerung ein schönes Denkmal deutscher Renaissance zum Vorschein, das bisher in irgend einem Winkel der Befestigungen verborgen geblieben war. Es stellt auf dem Hintergrunde einer gefälligen architektonischen Umrahmung den Abschied des Kurfürsten Moritz dar, als er zu dem Feldzug in Niedersachsen zog, der ihm in der Schlacht bei Sievershausen den Tod brachte. Der Kurfürst, hinter dem bereits der Tod als Gerippe sichtbar wird, reicht seinem Bruder August das Kurschwert. Zu beiden Seiten sieht man in etwas zurücktretenden Nischen die Gemahlinnen der beiden Fürsten. Das ganze Monument versinnlicht ein bedeutendes Ereigniss in ebenso wohlgefälliger als würdiger Weise.

Die äußerste westliche Vorstadt, die Friedrichstadt, ist durch einen kleinen Fluss von der eigentlichen Stadt getrennt. Es ist die Weißeritz, die vom Erzgebirge her durch den Plauenschen Grund die Stadt erreicht und fast bis zu ihrem Ausfluss in die Elbe die Art eines Bergwassers behält, ein breites Bette bildend, das bald überreich gefüllt ist, bald halb trocken liegt. Dadurch bekommt diese Gegend der Stadt reichlich Licht und Luft. In diesem Stadttheil befindet sich neben verschiedenen öffentlichen Anstalten der Marcolinische Palast. Hier hatte 1813 Napoleon sein Hauptquartier aufgeschlagen, und hier fand die entscheidende Zusammenkunft Napoleons mit Metternich statt, das Vorspiel zu dem Uebertritt Oesterreichs zu den alliirten Mächten und des Napoleonischen Niederganges.

Seit längerer Zeit schon ist dieses große Marcolinische Grundstück als städtisches Krankenhaus eingerichtet worden.

An der westlichen Grenze der Friedrichstadt gelangt man

zu einer vielleicht von den meisten heutigen Einwohnern Dresdens vergessenen Anlage — dem Ostravorwerk. Es ist eine Gründung der Kurfürstin Anna aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Diese Fürstin betrieb als Liebhaberei die Landwirthschaft, um deren Entwickelung im ganzen Lande sie sich große Verdienste erworben hat. Das Vorwerk war der Gegenstand ihrer fast täglichen Pflege. Hier waltete sie unter dem Namen Mutter Anna und betrieb persönlich eine großartige Milchwirthschaft. Für diesen Zweig der Landwirthschaft war der Ort vortrefflich geeignet. Es dehnt sich hier nämlich nach Westen eine Ebene aus, welche, von der Elbe in weitem Bogen umflossen, wie eine Halbinsel daliegt. Diese Lage brachte beim Frühlings-Hochwasser Ueberschwemmungen der tiefer gelegenen Theile zu Wege, machte dieselben aber für Wiesencultur besonders geeignet. Die Wiesenfläche ist von Lindenalleen durchschnitten, von denen eine gerade durch von dem Vorwerk bis zum Scheitel des Bogens der Elbe führte. Dort ist am anderen hohen Ufer später ein heiteres Rococoschlösschen, Schloss Uebigau, erbaut worden, zu dessen Terrasse man vom Landungsplatz auf zierlicher Doppeltreppe hinaufstieg. Der Besuch des Ostravorwerkes war an schönen Sommerabenden eine herrliche Sache. Unter den schattigen Bäumen des Gartens bekam man die trefflichste Milch, und wenn man nun die große Allee hinabschritt, wie herrlich war der Blick über die weiten üppigen Wiesenfluren; und nun gar zur Zeit der Heuernte, wo die ganze Luft von Wohlgeruch erfüllt war. Die schönen Linden, die zu meiner Zeit großen Theils zu Riesenbäumen erwachsen waren, sind leider vielfach dem Untergang verfallen. So nützlich nämlich die Ueberfluthungen bei Hochwasser durch die Niederschläge, welche sie hinterließen, den Wiesen waren, so gefährlich wurden sie den

Bäumen, wenn bei gleichzeitigem Eisgang die Schollen die Rinde der Bäume verwundeten. Ich weiß nicht, ob neuerdings Nachpflanzungen stattgefunden haben.

Der Plauensche Grund.

Nach allen Richtungen lockt die Umgebung der Stadt zu Ausflügen, die eine große Mannigfaltigkeit bieten. Folgt man zunächst der Weißeritz, die wir nahe ihrem Ausfluss in die Elbe kennen lernten, so begegnet man verschiedenen gewerblichen Anlagen, welche die Wasserkraft des Flusses benutzen, und erreichte in meiner Jugendzeit erst nach halbstündigem Marsche durch üppige Felder das Dorf Plauen, jetzt eine Vorstadt von Dresden, damals ein Dörfchen, das sich gerade erst von den zerstörenden Drangsalen des Krieges zu erholen begann. Gleich hinter diesem Ort tritt der kleine Fluss aus seinem Felsenthale hervor, dessen schroffe Höhen nur Raum für die Straße und den Fluss gestatten. Weiter aufwärts weichen linkerseits vom Wanderer die Felsen in weitem Bogen zurück. Dort kreuzt die Straße auf schöner steinerner Brücke den Fluss und setzt sich rechterseits weiter fort, der Fluss aber hat sich nun auf der entgegengesetzten Seite an den Bogen der Felsen geschmiegt. An dieser Stelle ist durch ein hohes Wehr das Wasser für die große Mühle des Dorfes abgedämmt. Dort stand früher ein kleines Forsthaus, der „Hägereiter“, zugleich eine Gastwirthschaft, die fleißig von Dresdenern besucht wurde. Im Frühjahr, bei hohem Wasserstande des Flusses, war es für uns eine besondere Freude, die bedeutende Holzflößerei zu beobachten. Unter gewaltigem Tosen trieben die sich drängenden Holzklötze und Scheite durch die Brücke und polterten über das Wehr hinab, häuften sich bald da, bald dort auf und lösten

sich wieder, ein Schauspiel, das schon seit langer Zeit nicht mehr vorkommt, aber damals eigenartig das Auge fesselte. Blickt man von der Brücke aus nach aufwärts, so hat man die reizende Ansicht der Felswände, eine Mühle belebt die Erweiterung des Thales, und wo am anderen Ufer des Flusses sich ein Bächlein aus dicht bewaldeter Schlucht ergießt, sah man früher die hübsche kleine Villa des Malers Grassi aus dem Grün hervorleuchten.

Geht man im Thale weiter aufwärts, so begegnet man noch, wo irgend der Raum es gestattet, einzelnen Mühlen; nach etwa einstündigem Marsch aufwärts erweitert sich auf einmal das Thal, und man tritt in den Bereich des ergiebigen Steinkohlenbeckens von Potschappel ein. Da, wo die Anhöhen wieder näher an einander rücken, ist der Vereinigungspunkt der rothen und wilden Weißeritz, deren eine von Rabenau, die andere von Tharandt herabkommt. Dieses letztere freundliche Städtchen sei das letzte Ziel unserer Wanderung. Es liegt mitten im grünen Kranze schön bewaldeter Berge und ist der Sitz einer berühmten Forstakademie, sowie es auch durch eine schwache Eisenquelle als Badeort bekannt ist.

Dieses Thal und seine Seitenschluchten gaben uns Gelegenheit zu kindlichen Entdeckungsreisen und unserer Sammellust reiche Ausbeute für das Herbarium und die Mineraliensammlung. Welche Freude, die weiße, die blaue, die gelbe Anemone, das grüne Moschusblümchen, die auf den feuchten Wurzeln der Bäume schmarotzende Orobranche und viele andere Ausbeuten einzuheimsen!

Da war am rechten Ufer der Weißeritz versteckt ein merkwürdiger Bau, ein ursprünglich eleganter Pavillon, der brückenartig über dem abfließenden Bache stand, offenbar ein Luxusbau der Zopfzeit, jetzt verlassen, vergessen und

in Verfall gerathen. Wir stiegen durch eine offene Fensteröffnung hinein und fanden, dass das Ganze fast nur aus einem Saal und ein paar kleinen Seitengemächern bestand; aber jener war an der Decke und den Wänden durch Stuckaturen geschmückt, und die Pfosten von Fenstern und Thür zeigten noch Spuren von Vergoldung, ebenso die zerbrochenen Reste eines in die Wand eingesetzten hohen Spiegels. Gar manche Gedanken machten wir Knaben uns über den Ursprung und Zweck dieses verödeten Baues.

So war es in diesem Thale vor 70 Jahren, jetzt ist alles verändert. An der schönen Ausbuchtung bei Grassis Villa erheben sich die riesigen Gebäude und Schlote der großen Felsenkellerbrauerei und füllen alles mit Rauch. Zahlreich folgen sich andere Fabrikanlagen. Jene weit ausgebreitete Fläche des Kohlenbeckens ist mit industriellen Anlagen gefüllt und dicht bevölkert. Ländlichkeit, Einsamkeit und Romantik sind verschwunden. Auch zweifle ich, ob man jetzt noch beim „Hägereiter“ ein Gericht schmackhafter Forellen bekommen kann, welches früher aus dem klaren Gebirgswasser entnommen wurde.

Loschwitz vor 70 Jahren.

Unter den Bäumen, zwischen den Reben
Fröhliches Leben.
Unten die Elbe, droben die Haide,
Ausblick ins Weite.

Jenseits der Berge, sagen die Leute,
Sei Glück und Freude.
Wer es versuchte, konnt' es erfahren
In manchen Jahren.

Unter den Bäumen, zwischen den Reben
Möcht' ich im Alter einmal noch leben.

Da liegt es, das liebliche Dorf am Elbufer, angeschmiegt an die ausgebreiteten Rebengelände, die sich von hier ununterbrochen bis Pillnitz erstrecken. Ein steiler Fußweg, die Plattenleite, führt zwischen den Weinbergen hinauf nach dem weißen Hirsch. Auf halbem Wege nach letzterem befindet sich das Weinberggrundstück, das ein paar Sommer lang der geliebte Schauplatz der Freuden meiner Knabenzeit war. Vor seiner Pforte beschatten alte Nußbäume den Kreuzweg, an dessen einer Ecke das Winzerhaus steht. Der kleine Vorplatz ist anmuthig mit ein paar Blumenbeeten und Hollundersträuchern geschmückt. Das bescheidene Haus enthält unten die Wohnräume der Winzerleute, einen Stall für zwei Kühe und eine Weinpresse, aus der ein sehr fragwürdiges Getränk im Herbst hervorquillt. Gleich hinter dem Hause zieht sich ein ziemlich umfangreiches Weingelände an der steilen Berglehne hinauf, bis wo der Abhang flacher zu werden anfängt, so dass es möglich wird, etwas Feldbau zu treiben, der unserem Winzer Roggen und Kartoffeln und seinen Kühen Klee bringt. Ein tiefer Ziehbrunnen oberhalb des Hauses versorgt die Wirthschaft mit dem reinsten und frischesten Wasser. In diesem seinem kleinen Reiche regierte der Hausvater, der alte John, wie er von allen Leuten genannt wurde, mit großer Einsicht und unermüdlicher Thätigkeit. Er war ein getreuer bibelfester Mann und hatte aus der langen Reihe seiner Erlebnisse einen geistigen Vorrath zu sammeln gewusst. Die Noth der langen Kriegsjahre hatte er muthig überstanden und wusste nun die Friedenszeit zu schätzen und zu verwerthen. Seiner Nachbarschaft war er ein bereitwilliger Berather. Wir Knaben lauschten gern seinen Erzählungen aus der Franzosenzeit und den einfachen moralischen Folgerungen, die er sich aus dem Gange der Welthändel gebildet hatte. Seine Frau und

seine Kinder zeigten sich ebenfalls jedes nach seiner Art und Weise tüchtig, zutraulich und vertrauenswerth. Von diesen Leuten wurde sowohl Haus als auch Weinberg und Feld reinlich und in gutem Stande erhalten. Mein Bruder und ich fanden an dem jüngsten Sohne August, der eben die Volksschule verlassen hatte, einen willkommenen bescheidenen Kameraden.

Wir konnten damals weit herum in der Umgegend streifen, in welcher das John'sche Haus das einzige ordentlich bewohnte war. Ein paar Wohnhäuser standen zwar in der Nachbarschaft, aber seit dem Kriege waren sie leer und verlassen geblieben. Das nächste geräumige Gebäude stand wüst und leer, die Fenster mit Brettern vernagelt, die Hausschwelle von Schutt überlagert, der ausgedehnte Weinberg in wilder Vernachlässigung; Weinpfähle und Baumwuchs hatten die Wachtfeuer des Krieges verzehrt. Da auch die umschließenden Mauern verfallen waren, konnten wir überall eindringen, und da gab es kein Vogelnest, das wir nicht kannten, keine sonnige Halde, die vor unserer Schmetterlingsjagd verschlossen gewesen wäre, keine wilde und keine Zierpflanze, die zu pflücken uns versagt werden konnte. So vereinsamt war weithin der ganze Bergabhang, dass aus dem Walde oberhalb der Weinberge sogar der scheue Kukuk am frühen Morgen in der Nähe des Hauses zuweilen gesehen wurde. Unmittelbar nach den langen Napoleonischen Kriegszeiten hatten die früheren städtischen Bewohner der Umgegend von Dresden sich nach allen Richtungen einschränken müssen, so dass sie an die Wiederherstellung des während des Krieges Verfallenen noch lange nicht denken konnten, da auch jeder Unternehmungsgeist gelähmt war. Einen um so erfreulicheren Eindruck machte das kleine Besitzthum des alten John. Er mit den Seinigen brachte unter harter Arbeit

Haus, Feld und Weinberg wieder in den alten Stand. Fruchtbäume wurden gepflanzt, die Reben gepflegt, und aus allem gelang es bei den genügsamen Lebensgewohnheiten der Leute einen gewissen Ertrag zu erzielen, der die Familie leidlich ernährte.

Und das Schönste war ja geblieben, die reizende Lage des ganzen Anwesens; denn fernhin überschaut man von hier das Elbthal, rechtshin bis da, wo die Thürme von Dresden emporragen. Tief unten erblickt man das Dorf, neben welchem sich einzelne Häuser eine Strecke weit am Elbufer hinziehen. Unter diesen werden wir auf ein mehr städtisches Gebäude aufmerksam. Es ist das Körner'sche Haus, wo Schiller Gastfreundschaft fand, und wo Theodor Körner aufwuchs. Oben im Weinberge steht noch das Sommerhäuschen, in welchem, wie man uns sagte, Schiller seinen „Don Carlos" dichtete. Jenseits der Elbe liegt malerisch das damals nur aus wenigen Häusern bestehende Blasewitz mit seiner schattigen Schillerterrasse. Darüber hinaus dehnt sich ganz allmälig ansteigend das Gelände hinauf zu dem Rande des Gebirges, in der Luftlinie wohl neun Stunden weit. Unmerklich erhebt sich das Land; wer es nicht kannte, konnte kaum glauben, dass die Grenze am Horizont hinter Altenberg bei Zinnwald eine Höhe bis nahezu 1000 m erreicht. Nur ein paar besondere Erhöhungen zeichnen sich ab, wie der Kegel des Wielisch und die sargähnliche Basaltmasse des Geising. Prächtig ist das Gesammtbild mit seiner reichen Cultur und zahlreichen Dörfern und Städtchen. Da ist Dohna, der ursprüngliche Sitz des berühmten Grafengeschlechtes. Dort Nöthnitz, hier waltete Winkelmann einige Jahre in der Bibliothek des Grafen Bünau und fand auch wohl in den Dresdener Kunstsammlungen einen Vorgeschmack dessen, was ihn in Rom erwartete. Weiterhin zeigt sich

das Herrenhaus zu Maxen, dessen Besitzer in der Mitte unseres Jahrhunderts alle Berühmtheiten der damaligen Zeit in edler Gastfreundschaft bei sich zu versammeln liebten.

Bei dem ganzen prächtigen Ausblick in die weite Landschaft entzieht sich eines unserem Auge. Einmal unter der Erde der Bergbau auf Zinn bei Altenberg und Geising, dann in den tief eingeschnittenen Thälern die zahlreichen gewerblichen Anlagen, unter denen die berühmten Uhrenfabriken zu Glashütte am meisten bekannt sind.

Wie haben sich jetzt nach 70 Jahren die Verhältnisse dieser so überaus anmuthigen Landschaft von Loschwitz gestaltet. Sie haben sich ganz umgekehrt. Zahlreiche neue Ansiedelungen sind an den Bergabhängen bis zum weißen Hirsch entstanden; zierliche Landhäuser, wohlgepflegte Gärten beleben die ehemalige Einsamkeit. Wo früher Verfall und Vernachlässigung herrschte, zeigt sich jetzt überall sorgfältige Cultur, reicher Anbau und blühendes Leben. Den Bedürfnissen der wohlhabend gewordenen Städter, die sich hier niederließen, erscheint vollkommen Rechnung getragen.*

Wo aber ist das trauliche Winzerhaus des alten John geblieben? Da steckt es noch hinter seinen alten Nussbäumen am sonnigen Abhang. Aber während ringsum alles im Aufblühen begriffen ist, finden wir hier das Gegentheil.

---

* Aber auch hier wie im Plauenschen Grunde hat die Neuzeit mit ihren praktischen Bedürfnissen zu einer Entstellung des Landschaftsbildes geführt. Blasewitz und Loschwitz sind stark bevölkerte Villenstädte geworden und haben es für nöthig erachtet, eine plumpe eiserne Gitterbrücke über den Fluss zu legen, die wegen des hässlichen smalteblauen Anstrichs als das „blaue Wunder“ verspottet wird.

Die Nachkommen des alten John haben es nicht verstanden, sich in die neue Zeit zu schicken. Das alte Wohnhaus steht wie ein Bettelmann unter den Reichen, die Sauberkeit im Aeußeren und Inneren ist verschwunden. Statt der früheren einfachen Blumengärtchen ist überall Gerümpel und Unordnung. Der Stall ist leer, der Weinberg unordentlich gehalten, die Felder oberhalb desselben sind an die städtischen Zuwanderer verkauft. Mein früherer Spielkamerad August, der jetzige Besitzer, und seine Nachkommenschaft sind, da sie von dem Ertrag des Land- und Weinbaues nicht leben konnten, genöthigt worden, anderweitigen Erwerb zu suchen. Sie haben aber bisher mit anerkennenswerther Treue an ihrem Familienbesitz festgehalten, obschon wegen der günstigen Lage desselben hohe Angebote zum Verkaufe an sie herangetreten sind. August ist altersschwach geworden, sitzt als pensionirter Straßenaufseher hinter dem Ofen, vielleicht dass seine Nachkommenschaft sich besser in die neue Zeit zu schicken wissen wird.

Moritzburg.

(1899.)

Die alte prächtige Augustusbrücke, die beide Stadttheile Dresdens an ihren Centralpunkten verbindet, hat den besonderen Vorzug vor anderen berühmten Strombrücken, dass sich auf jedem ihrer Pfeiler ein hübscher halbrunder Ausbau befindet. Auf diesen kann sich der Fußgänger an jeder Stelle aus dem Gedränge der unaufhörlich auf der Fahr- und Fußbahn dahin fluthenden Reihe der Wagen und Menschen zurückziehen und in Ruhe den schönen Ausblick in die Nähe und Ferne genießen. Wer sich auf einem der stromabwärts gerichteten dieser Ruheplätze befindet, erblickt

in der Ferne den langen Höhenzug der Weinberge der Ober- und Nieder-Lößnitz und entdeckt an deren Ende, wo die niedrigen Hügel der Trachenberge in die weite Thalebene auslaufen, ein einsames Haus, den „letzten Heller“. Er verdankt diesen Namen dem Fuhrmanns-Humor. Wenn sich die Wagenführer hier der Stadt bereits so nahe sahen, wo sie ihre Löhnung zu erwarten hatten, so meinten sie nun den letzten Heller vertrinken zu dürfen*. Von diesem Wirthshause steigt die Straße allmählich an und führt zu einer Waldung, dem Friedwald, der sich ostwärts bis zur Dresdener Haide und nach den anderen Richtungen stundenweit ausdehnt. Mitten in einer Lichtung dieser Wälder steht auf einem Hügel zwischen zwei großen Teichen das Jagdschloss Moritzburg, ein überraschender Anblick in dieser Einsamkeit. Es ist ein mächtiges Viereck mit Eckthürmen und macht durch seine Massen und harmonischen Linien einen großen Eindruck, der in der eigenthümlichen landschaftlichen Umgebung besonders wirksam wird. Das Innere zeigt zahlreiche große Räume, deren Pracht durch die Ausschmückung mit goldgepressten Ledertapeten gehoben wird. Mächtige Spiegel und Kronleuchter fehlen nicht. Die bildliche Ausschmückung aller Räume bezieht sich auf das Weidwerk; die große Sammlung von Geweihen und anderem Gehörn von Jagdthieren soll einzig in ihrer Art sein. In der ganzen Umgebung des Schlosses ist in ausgiebigster Weise für die Jagdlust selbst gesorgt. Ein ausgedehnter Wildpark birgt alle Arten der jagdbaren Thierwelt; die reiche

---

* Ein Seitenstück hierzu ist das Wirthshaus zum „Letzten Hieb“ bei Würzburg. Es liegt auf einer Anhöhe, wo die Pferde nach Ueberwindung des steilen Anstiegs eine weitere Ermunterung von Seiten des Fuhrmannes nicht mehr zu erwarten haben.

Fasanerie ist berühmt. Sogar für den Betrieb der Fischerei wurde gesorgt. Dem Dresdener Feinschmecker sind im Herbste die Moritzburger Karpfen ein willkommener Genuss.

Die ersten Anfänge des Gebäudes waren sehr einfach; durch Kurfürst Moritz erfuhren sie eine entschiedenere Erweiterung, erreichten aber erst unter Kurfürst August dem Starken den Höhepunkt ihrer jetzigen inneren und äußeren Gestaltung. Dieser prachtliebende Fürst nahm wiederholt in seiner neuen Schöpfung einen längeren Aufenthalt. Die Waldeinsamkeit wich dann dem Pomp und Lärm einer glänzenden Hofhaltung. Die Jägerei bot alles auf, um jegliche Freude des Waidwerkes in möglichster Vollkommenheit und Abwechslung zu vollem Genusse zu bringen. In und außerhalb des Schlosses wechselten Festlichkeiten aller Art mit einander ab. Maskenfeste spielten eine Hauptrolle. Diana mit ihrem Gefolge zog durch die Wälder und Auen. Auf dem Wasser trieben Nereiden und Tritonen ihre neckischen Spiele. Am Abend hob sich das Schloss im vollen Lichterglanze von der dunkeln Waldung märchenhaft ab; buntbeleuchtete Gondeln belebten die beiden großen Teiche, während von dem Ufer her das Waldhorn der Jägerei seine Harmonien ertönen ließ.

Im Inneren des Schlosses wechselten Schauspiel, Concert, Tanz und Maskerade in bunter Folge ab.

Die gefeierte Schönheit dieser Glanzzeit war die Gräfin Aurora von Königsmarck, die später als gefürstete Aebtissin in Quedlinburg ein einsames Regiment führte, bis sie eine letzte Ruhestätte in der dortigen Stiftskirche fand*.

---

* Ihr Sohn Moritz ist der berühmte Maréchal de Saxe, der für die Franzosen die entscheidende Schlacht von Fontenoy gegen die Engländer gewann und nach ruhmreichen Thaten in seinem Schlosse Chambord bei Orléans starb. In der Thomaskirche zu

Für die Moritzburg sind ähnliche Glanzzeiten niemals wiedergekehrt. Zwar ist hier alles gut erhalten, nur das überflüssige bewegliche Mobiliar ist entfernt.

Die Zeiten und Sitten haben sich geändert. Die verschwenderische Genusssucht und die rücksichtslose überschäumende Lebensfreudigkeit haben einer ernsteren Führung Platz gemacht.

Seit jenen prunkvollen Festen hat sich nur einmal später ein größeres Ereigniss hier abgespielt. Während eines längeren Aufenthaltes des ersten Kaiser Napoleon in Dresden wurde ihm zu Ehren eine Jagd in großem Stile abgehalten.

Immer aber ist das Schloss in gutem Stande und die Jägerei in alter Pflege geblieben. Die sächsischen Fürsten nahmen hier aber nur vorübergehenden Aufenthalt zur Ausübung einfacherer Waidmannsfreuden. Der erste König von Sachsen, Friedrich August, pflegte bis in sein hohes Alter jeden Donnerstag punkt 10 Uhr zur Jagd nach der Moritzburg zu fahren. Es war für die Schuljugend der Neustadt ein Hauptvergnügen, den König im vierspännigen Wagen mit Vorreitern und Gefolge vorüber fahren zu sehen, während vor der Hauptwache am Blockhause die Mannschaft in parademäßiger Aufstellung unter Trommelwirbel zusammentrat.

In neuester Zeit ist die Moritzburg weit seltener durch fürstlichen Besuch geehrt worden, der, wenn er stattfand, auch nur vorübergehend war.

Die ursprüngliche Anlage hat sich ganz verändert. Wo früher nur einzelne Wirthschaftsgebäude und Wohnungen

---

Straßburg ist sein Andenken durch ein prachtvolles Denkmal verewigt. Die berühmte Schriftstellerin Madame Dudevant (Georges Sand) rühmt sich, eine Nachkommin von ihm zu sein.

der Forst- und Jagdbeamten zu finden waren, da ist durch fortgesetzten Zuzug von Ansiedlern aller Art eine ansehnliche Ortschaft entstanden. Nun vermittelt endlich auch ein von der Leipzig-Dresdener Eisenbahn bei Nieder-Lößnitz abgezweigter Schienenweg der zahlreich gewordenen Einwohnerschaft einen bequemen und raschen Verkehr nach außen. Vorbei ist es mit der einstigen so charaktervollen Waldeinsamkeit der Moritzburg.

Die Italiener in Dresden.

Das „italienische Dörfchen."

(1899.)

So nannte man die kleinen Häuser, die einen Raum einnahmen, auf dem sich gegenwärtig monumentale Prachtgebäude erheben. Damals stand dort noch das erste alte Theater, eine Art großer Scheune; der Zwinger war an seiner Nordseite durch eine kahle Mauer abgeschlossen, an deren Stelle sich jetzt die von Semper gebaute Bildergalerie befindet. Da wo die Fahrstraße durch den Zwinger auf den Theaterplatz durch jene Mauer führte, schloss sich eine Doppelreihe kleiner einstöckiger Häuser an, die nebst ein paar Nebengässchen eine in sich abgeschlossene kleine Ansiedelung bildeten. An der Elbseite des Platzes, die vom Fluss durch eine steinerne Quaimauer abgegrenzt ist, war ebenfalls eine Reihe solcher niedriger Häuser angesetzt worden. Diese beiden Gruppen gleichen Ursprungs erhielten sich bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts unter obiger Bezeichnung.

Woher nun dieser Name?

Während der Regierungszeit der beiden prachtliebenden

Auguste des sächsischen Kurfürstenthums zog sich durch Jahrzehnte eine rührige Bauperiode hin. Zwar war schon unter ihrem Vorgänger in dieser Richtung einiges Bedeutende entstanden, wie z. B. der Koselsche Palast an der Frauenkirche und ein zweiter auf der rechten Flussseite im Koselschen Garten mit seiner schönen Elbterrasse. Aber weit Größeres sollte erst jetzt folgen. August der Starke war bekanntlich zur Erlangung der polnischen Krone zum Katholicismus übergetreten und plante nun den Bau einer großen katholischen Hofkirche, den er von italienischen Meistern aufführen ließ. Zu gleicher Zeit begannen die umfangreichen Zwingerbauten unter Pöppelmann, ferner der großartige Umbau der alten Elbbrücke, und in der Neustadt die Hauptwache, der japanische Palast u. a. Es war wohl begreiflich, dass, da der damalige Bestand des Bauhandwerkes in Sachsen für die Herstellung so umfangreicher Werke nicht ausreichte, man sich nach auswärtiger Hülfe umsehen musste. Diese war in jener Zeit am sichersten aus Italien zu beziehen. So fand ein zahlreicher Zuzug von Italienern statt, die ja zu allen Zeiten als die geübtesten Arbeiter im Baufach galten. Nicht nur der Erbauer der katholischen Kirche bediente sich derselben mit Vorliebe, sondern sie waren auch dem deutschen Baumeister bei der Ausführung seiner phantasiereichen Pläne sowohl willkommen, als wahrscheinlich sogar unentbehrlich.

Diesen zuziehenden Arbeiterschaaren Unterkunft zu verschaffen, machte wohl Schwierigkeiten. Nun lag es auch im Interesse der Sache selbst, die Arbeiter beständig in der Nähe der meisten der auszuführenden Werke zur Hand zu haben. Andererseits mochte es zweckmäßig erscheinen, so viele ausländische Menschen in geschlossenen Massen unterzubringen, um sie leichter in Zucht und Aufsicht zu halten.

Anfangs handelte es sich dabei wahrscheinlich um ganz flüchtig errichtete Unterkunftsräume, Zelte, Baracken und dergl. Bevor sich unter diesen Leuten ein ständiger Arbeiterstamm bildete, fand vieles Hin- und Herziehen statt, insbesondere auch die noch heute bei den italienischen Arbeitern übliche Rückkehr in die Heimat während der Winterruhe. Bei der großen Entfernung aber und den damaligen Schwierigkeiten der Reise werden viele es vorgezogen haben, am Orte zu bleiben. Manche fanden im Winter anderweitige Beschäftigung daselbst. So kam es bei der durch Jahrzehnte sich hinziehenden Bauperiode dahin, dass die Verheiratheten unter den Arbeitern ihre Familien nachkommen ließen und ständige Bewohner der kleinen Ansiedelung wurden. Selbstverständlich musste nun für entsprechende sichere Unterkunft gesorgt werden. Man gestattete jedoch nur die Anlage kleiner niedriger Häuser, welche nach Ablauf der ganzen Bauzeit rasch abgebrochen werden sollten. Die Gruppe der Wohnhäuser vergrößerte sich im Laufe der Zeit durch Niederlassungen von kleinen Handwerkern und von Speise- und Schankwirthen. Das Dörfchen war fertig.

Inzwischen kam es zur Vollendung einzelner der großen Bauwerke, es traten gelegentliche Stockungen ein, es folgten große störende politische Ereignisse, die beiden schlesischen und endlich der siebenjährige Krieg, die zu einer völligen Unterbrechung aller Unternehmungen führten. Denn das Land war durch die Kriegsnoth ganz verarmt, die leeren Staatskassen füllten sich nur ganz allmälig wieder, selbst der kurfürstliche Hof musste sich auf das Aeußerste einschränken. An Ausführung kostspieliger Unternehmungen war nicht zu denken. Daher blieb auch der Zwinger unvollendet und wurde durch die früher erwähnte Mauer

abgeschlossen. Ursprünglich sollte ja dort das eigentliche große Residenzschloss aufgebaut werden, und man muss es vom künstlerischen Standpunkt aus bedauern, dass der Plan des genialen Pöppelmann nicht vollständig zur Ausführung gekommen ist. Das Ganze würde das hervorragendste Monument jenes prunkvollen Zwingerbaustyles geworden sein.

Während der schweren Zeiten hatte sich die Arbeiterschaft allmählich vermindert und zerstreut. Fast alle Italiener waren entlassen. Aber das italienische Dörfchen stand noch immer, nur hatte sich seine Einwohnerschaft verändert. Wenn ein Italiener wegzog, nistete sich alsbald ein Einheimischer ein. Von dem großen Tross der vormaligen üppigen Hofdienerschaft fanden viele nach ihrer Entlassung in den leergewordenen Häuschen ein Asyl. Der ganze dortige Grund und Boden gehörte ja dem Kurfürsten oder, wie man jetzt sagen würde, der Civilliste. Für diese wurde nach und nach bis in die neueste Zeit die Verpachtung dieser Wohngebäude eine kleine Einnahmequelle. Am meisten gesucht waren die Häuser auf der Elbseite, wegen ihrer schönen Lage, selbst Personen aus den besseren Ständen bemühten sich um sie und konnten sie nur durch besondere Vergünstigung des Kurfürsten erlangen. Immer aber durfte dort nicht höher als einstöckig gebaut werden. Ich erinnere mich, dass es noch in den zwanziger Jahren als etwas ganz Besonderes angesehen wurde, als dem Hofmaler Vogel von Vogelstein der Bau eines zweistöckigen Hauses gestattet worden war. Damals hatten auch aus besonderer Gunst des Hofes eine verwittwete Oberst aus dem Winckell und deren Tochter Therese, eine bekannte Malerin und Harfenkünstlerin, ein reizendes kleines Haus zum Wohnsitz erhalten.

Endlich erreichte das Schicksal auch das vorzugsweise sogenannte italienische Dörfchen an der Zwingermauer, es

wurde gänzlich abgebrochen, das Galeriegebäude und das neue Theater nahmen auch diese Theile des Theaterplatzes ganz in Anspruch. Nur die Häuserreihe an der Elbseite hat sich bis heute erhalten.

Die italienische Musik in Dresden.

Schon am Ausgang des 17. und noch mehr im 18. Jahrhundert gehörte es an mehreren deutschen Fürstenhöfen zu einer vollständigen Hofhaltung, eine italienische Oper zu besitzen. Der kurfürstliche Hof in Dresden blieb nicht zurück, ja er übertraf wohl unter den beiden Augusten sogar alle übrigen an verschwenderischer Ausstattung derselben. Der Prunk der Dekorationen, Costüme, die Zahl des Personales ging nach allen Berichten, die wir darüber besitzen, ins Unglaubliche. Es versteht sich, dass auch die bedeutendsten Künstler herbeigezogen wurden, zu welchem Zweck man sich ebenfalls nach Italien zu wenden hatte.

Was gegenwärtig die Scala in Mailand als entscheidender Hauptort für Einführung neuer italienischer musikalischer Künstler und Kunstwerke bedeutet, das waren damals Neapel und Venedig. In ersterem Platze beherrschte Scarlatti die ganze italienische Musikerwelt. Seine Opern wurden überall, so auch in Dresden aufgeführt. Bald aber erhob sich neben ihm sein Lieblingsschüler, der Bergedorfer Organistensohn Adolph Hasse. Er war fast ganz Italiener geworden, hatte sich in Venedig mit der damals berühmtesten Sängerin Faustina Bordoni verheirathet. Seine zahlreichen Opern entzückten ganz Italien und somit auch die übrige musikalische Welt. Dieser wurde Anfang der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts nebst seiner Gattin und einem weiteren Anhang italienischer Tonkünstler nach Dresden berufen, um

die Leitung, nicht nur der Oper, sondern auch der geistlichen Musik in der neuen katholischen Hofkirche zu übernehmen. Er entwickelte hier ebenfalls eine fruchtbare Thätigkeit. Er und seine berühmte Gattin Faustina machten Dresden zu einer Art musikalischen Mittelpunktes. Sein Aufenthalt in der sächsischen Hauptstadt nahm nach beinahe dreißigjähriger Wirksamkeit daselbst im Jahre 1763 ein Ende, und das Künstlerpaar zog sich nach Venedig zurück.

Der siebenjährige Krieg und die demselben folgende Einschränkung des Hofhaltes führte auch zum Aufgeben des übermäßigen Aufwandes für die italienische Oper. Sie bestand zwar fort, aber mit Unterbrechungen und, wie es scheint, nur mit mittelmäßigen Kräften.

Für die Kirchenmusik wurden immer noch italienische Künstler neben einem allmäligen Nachwuchs einheimischer Kräfte beibehalten. Erst unter dem Kurfürsten und nachmaligen König Friedrich August nahm die Oper einen neuen Aufschwung. Ein tüchtiger Componist Morlacchi war als Kapellmeister angestellt. Für die Ausbildung des Sängerpersonales wirkte der ausgezeichnete Gesanglehrer Benincasa mit großem Erfolge. Man erzählte sich von ihm, dass er für eine seiner Schülerinnen Pallazesi besonders schwärmte und einmal nach einem Auftreten derselben unter Applaus den Heiterkeit erregenden Superlativ: „Brava, bravissima, Pallazesissima!“ ausgestoßen habe. Noch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts fand eine ausgezeichnete Altistin Fräulein Tibaldi bewundernde Anerkennung. Ich selbst erinnere mich, sie als eine glänzende Erscheinung in der Rolle des Tancred der gleichnamigen Oper Rossini's gesehen und gehört zu haben. Wenn sie die berühmte Arie jener Oper: „di tanti palpiti, di tanti pene“, vortrug, entzückte sie alle Welt. Dieser kurze Aufschwung nahm ein

baldiges Ende; kurz nach 1830 wurde die italienische Oper aufgelöst und ist in Dresden nie wieder erstanden. Schon einige Zeit vor ihrem Erlöschen hatte die deutsche Oper immer mehr an Bedeutung gewonnen. Karl Maria von Weber, dem Morlacchi lange Zeit das Leben schwer gemacht hatte, führte sie endlich zum entscheidenden Siege durch seinen „Freischütz", der ihm als ein echt nationales Werk in ganz Deutschland und darüber hinaus den höchsten Ruhm einbrachte.

Die geistliche Musik der Italiener aber hat sich bis zum heutigen Tage in Dresden erhalten. Insbesondere üben noch fortwährend die Werke von Hasse, Oratorien, Messen u. s. w. bei ihrer Aufführung eine große Anziehungskraft auf die musikalische Welt aus. Vor allem gilt dies von einem Musikstück, das alljährlich am Ostersonnabend eine zahlreiche Zuhörerschaft in der katholischen Hofkirche zu bewundern pflegt. Die ganze kirchliche Feier an diesem Abend ist aber auch dazu angethan, den Eindruck dieses Musikstückes zu heben. Seit dem Charfreitag schon schwieg jeder Glocken- und Orgelklang und selbst von Gesang war nichts mehr zu hören. Die Priester und alle Andächtigen verharren in stillem Gebete, alle Lichter am Altar, bis auf ein einziges sind erloschen, nur aus der Ferne eines Seitenaltares schimmert schwaches Kerzenlicht um die dort aufgestellte Nachbildung des heiligen Grabes. Das letzte Licht verlöscht; es wird immer dunkler in den weiten Hallen der Kirche. Tiefes Schweigen herrscht in der versammelten Menge. Da auf einmal ertönt vom Altar her die Stimme des Priesters mit dem: „Resurrexit, er ist erstanden!" Die Lichter entflammen aufs Neue, und von dem Orgelchor herab strömt es wie eine nie endende Fluth von berauschenden Jubeltönen — das Auferstehungs-Halleluja von Hasse.

Meine zweite Heimath.

(1899.)

Ja, ich habe das Glück gehabt, eine zweite Heimath zu finden, nachdem es mir klar geworden war, dass ich in der ersten für meine wissenschaftliche Thätigkeit den rechten Boden zu behaupten nicht in der Lage sei. Und wie schön, dass die neue Heimath Zürich war. Ein trefflich ausgestattetes Krankenhaus, auf freier sonniger Höhe am Zürichberge gelegen, wurde mir zur Leitung übergeben, wo ich mit freudiger Genugthuung meinen Beruf ausüben konnte. Wissbegierige fleißige Schüler wendeten sich mir vertrauensvoll zu, und zahlreiche Kranke lernten die ihnen nach bestem Wissen geleisteten Dienste schätzen. — Lehren und Lernen, beides zugleich, verband Schüler und Lehrer im Dienste der reinsten Humanität.

Schon wenn ich von meiner Wohnung (im Olivenbaum* Stadelhofen) nach diesem Mittelpunkte meines Lebens und Schaffens in Zürich wanderte, kam ich an Stellen vorüber, die von der Bedeutung des Züricherischen Gemeinwesens Zeugniss gaben. Da stand auf sanft ansteigendem Boden

* Im Oelbaum! Unter diesem Symbol des Friedens habe ich mit den Meinigen im Hause des Oberst von Orelli und mit dessen Familie während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Zürich froh und friedlich gelebt.

die Kantonschule, ein mächtiger Bau, der mehr durch seine Größe und beherrschende Lage als durch architektonische Schönheit wirkte. Hatte ich dann die Höhe erreicht, auf der das weitläufige Spitalgebäude steht, so wandte sich der Blick zunächst auf die unterhalb gelegene altberühmte Stadt. Wie viele einzelne Punkte ließen sich da aufzählen, an die sich Erinnerungen der mannigfaltigsten Art anknüpfen. Da lag zunächst am Abhange, nah über der Stadt, in prächtigster Lage das alte Bodmer'sche Wohnhaus, in welchem Goethe wiederholt verkehrte, wo Bodmer im Verein mit Breitinger eine Wendung in der Richtung der deutschen Litteratur durch seine Opposition gegen Gottsched herbeiführte, und wo Klopstock, Wieland u. A. Gastfreundschaft gefunden haben. Nicht weit davon, neben der Blindenanstalt, sah man ein unscheinbares Häuschen, in welchem mit bescheidenen Mitteln, aber mit unermüdlicher Emsigkeit der Astronom Wolf jene werthvollen Beobachtungen zu machen begann, die er anderwärts bis an seinen Tod fortgesetzt hat. In einiger Entfernung, noch auf der Anhöhe, fiel der Blick auf das Pfrundhaus, an Lage und Größe ein Seitenstück des Kantonal-Krankenhauses. Tiefer unten am Bergabhange hat sich die Züricherische Künstlergesellschaft eine reizende Heimstätte gegründet und sowohl ihre Sammlungen untergebracht als auch gesellige Erholungsräume angelegt. Nahebei steht das Haus meines lieben werthen Freundes, des Philologen Heinrich Meyer, von dessen gründlicher Gelehrsamkeit mehrere Arbeiten in den Schriften der antiquarischen Gesellschaft Zeugniss gaben. Steigt man hinab nach der Stadt, so trifft man links das palastähnliche Haus von Schulthess-Rehberg und rechts das elegante Haus am Kronenthor, die Wohnung des Begründers der ersten Eisenbahn in der Schweiz und des Förderers der architek-

tonischen Erweiterung Zürichs, Escher-Hess. In der nun erreichten inneren Stadt fällt der spitze Thurm der Predigerkirche auf und die Gebäudegruppe des alten Spitals an der Stelle des früheren Dominikanerklosters. Diese nun verschwundene Anstalt hat ihrerzeit durch die mehrjährige Thätigkeit L. Schönlein's große Bedeutung gehabt. Erreicht man nach rechts das untere Ende der Stadt, so trifft man die ausgedehnten Gebäude der berühmten Fabrikanlagen von Escher, Wyß & Comp., aus denen neben zahlreichen anderen Erzeugnissen fast sämtliche Dampfschiffe der schweizer und oberitalienischen Seen hervorgegangen sind. Mühlwerke und andere industrielle Betriebe benutzen das klare Wasser der rasch dahinströmenden Limmath. Hier steht auch das Vaterhaus des berühmten Juristen und Staatsmannes Bluntschli.

Vom linken Ufer des Flusses erhebt sich steil emporragend der Lindenhof, das alte Turicum der Römer, die daselbst ein festes Castell errichtet hatten.

Hier oben erfreut uns der Ausblick auf die rechts vom Flusse sich ausbreitende und sanft ansteigende sogenannte große Stadt, welche dieses Beiwort jetzt wohl ganz an die früher als die kleine bezeichnete abgetreten haben wird. Der Lindenhof ist von weit aus sichtbar und gab dadurch die Veranlassung zu einer überaus anmuthigen Episode während einer Belagerung der Stadt. Der Feind vermeinte, die Stadt bald bezwingen zu können, denn er vermuthete nur eine schwache Besatzung darin. Da ermannte sich die weibliche Bevölkerung, schmückte sich mit Wehr und Waffen und zog in hellen Haufen mit wehenden Fahnen und lautem Lärm, mit Trommeln und Pfeifen auf den Lindenhof. Die Angreifenden, von den benachbarten Anhöhen das Schauspiel wahrnehmend, glaubten wirklich einen starken Zuzug

von Vertheidigern vor sich zu haben und zogen es vor, auf Unterhandlungen einzugehen. Der Maler Freudweiler hat in einem schönen Bilde dieses Ereigniss dargestellt.

Verlassen wir nun den Lindenhof nach der anderen Seite, so gelangen wir in den Rennweg, eine lange und breite Straße, auf der sich vor Zeiten die vornehmen Züricher Bürger in ritterlichen Spielen tummelten, während von erhöhter Rampe eine zahlreiche Menge zuschaute. Lassen wir die neue im gothischen Style erbaute katholische Kirche und die unscheinbaren Gebäude der Hochschule zur Seite und wenden wir uns wieder ein wenig aufwärts, so erreichen wir die Peterhofstadt. Hier in der Kirche zu St. Peter mit ihrem massigen Thurme und in dem bescheidenen Pfarrhause waltete seiner Zeit Lavater und entwickelte eine ausgedehnte einflussreiche Wirksamkeit in Wort und Schrift. Vor etwa hundert Jahren wallfahrteten hierher zu dem „Propheten“ viele geistig angeregte Männer und Frauen, um aus dem beredten Munde Lavater's phantasiereiche Anregung zu gewinnen. Hier entstanden die „Physiognomischen Fragmente“, die alle Welt lange Zeit beschäftigten, die bewundert und bespöttelt wurden (Lichtenberg) und jetzt beinahe vergessen sind. Während der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1801 wurde Lavater, zufällig vor der Thüre seines Hauses stehend, durch den Gewehrschuss eines betrunkenen französischen Soldaten tödtlich verwundet.

Nach Süden, vom Hügel des St. Peter abwärts, treffen wir das Zeughaus. Dieses unscheinbare Gebäude enthält eine Fülle historischer Denkwürdigkeiten, Zeugnisse der Kriegsthaten der Züricher, Waffenwerk und kriegerischen Schmuck aller Art, Trophäen, Ehrengeschenke an Fahnen u. dergl., besonders bemerkenswerthe Stücke aus den Kämpfen in Italien und aus den Burgunder Kriegen. Ueber diese

Schätze belehrt uns ein Prachtwerk voll trefflicher Illustrationen, das vor einigen Jahren beim Wettbewerb verschiedener Städte um den Sitz eines schweizerischen Landesmuseums herausgegeben wurde.

Wir könnten von hier aus den botanischen Garten besuchen, der auf dem früheren Festungs-Glacis angelegt wurde. Als Mars vertrieben war, zog Flora mit reichem Gefolge ein, das von unserem berühmten Botaniker Oswald Heer und dessen Gefährten Regel, dem nachmaligen Director der kaiserlichen Gärten in Petersburg, die treuste und intelligenteste Pflege erfuhr. Eine frühere Festungs-Bastion (die Katz genannt) verwandelte sich in einen blühenden und grünenden Hügel, von dem man eine prächtige Aussicht auf Stadt und Land und den Kranz der Berge genießt.

Bei der Rückkehr zur inneren Stadt begegnet uns zunächst das damals als „neu“ bezeichnete Postgebäude, und wir erreichen nachher eine Stätte aus frühester Zeit, die Frau-Münsterkirche, welche ursprünglich nebst einer klösterlichen Stiftung durch Karl den Großen für Frauen aus seiner Dynastie gegründet wurde. Aber die großartigste Erinnerung an die Zeit Karls des Großen fällt uns sofort in die Augen, wenn wir uns wieder der Limmat nähern, da wo diese den See verlässt. Es ist der romanische Prachtbau des Groß-Münsters. Ueber diese vornehmste Kirche Zürichs und namentlich über den ebenso architektonisch bedeutenden als malerisch schönen Kreuzgang hat uns Ferdinand Keller in einer gelehrten und schön illustrirten Abhandlung in den Schriften der antiquarischen Gesellschaft belehrt. Zu den Stiftungen beim Großmünster gehörte früher die berühmte Bildungsstätte des Collegium Carolinum. Diese Bauten erheben sich großartig auf der Bodenerhöhung oberhalb des „Sonnen-Quai.“ Unterhalb derselben, am Wasser, fällt der

Blick auf zwei andere wichtige Gebäude, auf das „Helmhaus“ und die mit diesem verbundene, in den See hineinragende „Wasserkirche“. An der Stelle der letzteren sollen in römischer Zeit die drei heiligen Märtyrer Felix, Regula und Exuperantius enthauptet worden sein. Als die einstigen Schutzheiligen von Zürich haben sich die drei hauptlosen Figuren noch jetzt in dem großen Staatssiegel des Kantons erhalten.

Charakteristisch ist es, dass die Neuzeit an derselben Stelle dem protestantischen Märtyrer Zwingli ein ehernes Standbild errichtet hat.

Die Wasserkirche ist der Aufbewahrungsort der reichen und sehr bemerkenswerthen Stadtbibliothek geworden.

Daneben im Helmhaus befinden sich die Sammlungen der antiquarischen Gesellschaft. Neben zahlreichen Gegenständen aus der römischen und den nachfolgenden historischen Zeiten sehen wir hier reiche vorgeschichtliche Sammlungen aus den Pfahlbauten. Dem Scharfsinn des Dr. Ferdinand Keller verdanken wir die Entdeckung der ersten bekannt gewordenen Pfahlbauten, die er im Zürich-See bei Meilen gemacht und sogleich sorgfältig beschrieben hat. Seit diesem ersten Befunde hat sich hier und anderwärts das Material ansehnlich vermehrt.

Diese aus alter Erinnerung niedergeschriebene Wanderung durch Zürich erschöpft bei Weitem nicht alles Bemerkenswerthe, aber ich gebe ja keinen Fremdenführer, sondern will nur zeigen, welche Fülle von Eindrücken und Anregungen mir die Stätte meiner zweiten Heimath gewährt hat. Vor mir hatte ich eine reiche Gegenwart und in Gedanken verfolgte ich eine nahezu zweitausendjährige Vergangenheit und

vermochte sogar einen Blick in die dunkelste Urzeit zu werfen.

So fand ich meine zweite Heimath vor mehr als fünfzig Jahren. Wie sehr hat sie sich seitdem verändert. Sie hat viel von ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit eingebüßt und ist fast ganz eine moderne Großstadt geworden.

In der Nähe des Krankenhauses steht der stolze Bau des schweizerischen Polytechnikums nebst noch anderen dem Unterricht oder der Krankenpflege dienenden Gebäuden. Unten an der Limmat, wo sich die Sihl mit ihr vereinigt, und wo früher einsam unter hohen Bäumen das einfache Denkmal Salomon Gessners stand, bemerkt man jetzt eine ganze Gruppe ansehnlicher Bauten, welche die vereinigten Sammlungen des schweizerischen Landesmuseums bergen. Weiterhin aber tritt uns die großartige Central-Bahnhalle entgegen, von der sich eine von lauter Prachtgebäuden gebildete Hauptstraße gerade aus zu dem See erstreckt. Den dortigen Landungsplatz der Dampfschiffe bewachen zwei colossale Löwen, Zürichs Wappenthiere. Ein großer Platz und breite Quais sind dem See abgerungen, und auch das „Venedigli", früher eine schilfreiche sumpfige Seebucht ist ausgefüllt. Ein kleiner Bahnhof für die Uetliberg-Bahn und einige bedeutende Gebäude haben hier ihre Stelle gefunden. Durch andere große Ausfüllungen, die bis nahe an das Zürichhorn reichen, ist dem See soviel Boden abgewonnen worden, dass nicht nur das frühere Kornhaus mit seinem kleinen Hafen, sondern sogar die „Klausstud" (ehemals für die Schiffer das Wahrzeichen einer seichten Stelle im See) jetzt tief im Lande liegen. Und so ist noch sehr vieles verändert oder ganz neu entstanden, so dass ich die alte Heimath kaum wieder erkenne. Unter den mancherlei vertrauten und anheimelnden Oertlichkeiten, die ich als alter

Züricher bei einem Besuche der Stadt vor wenigen Jahren ungern vermisste, muss ich eine vorzugsweise erwähnen, deren Verschwundensein ich besonders schmerzlich empfand. Es ist dies der „Baugarten“. Vor Zeiten befand sich da, wo der Fröschengraben, ein ehemaliger, jetzt ganz überbauter Festungsgraben, aus dem See tritt, ein an das Wasser vorspringendes hohes Bollwerk, von einem alten Wartthurm überragt. Als die Festungswerke der Stadt abgebrochen wurden, erwarb eine Gesellschaft von Bürgern diesen Theil derselben und schuf ihn zu einem gemeinsamen Vergnügungsort um. Man hätte keine schönere Stelle für einen geselligen Ruheplatz finden können. Weit schweift das Auge über den See hin, ergötzt sich an den beiderseitig reich angebauten Ufern. Am sonnigen Abhang ragt die Kirche von Thalwyl hervor, dort streckt die Au bei Horgen ihr Gelände in den See hinein. So geht es bis in stundenweite Entfernung; die Einzelheiten verschwinden.

Glücklicherweise hat sich ein ähnlicher herrlicher Aussichtsplatz erhalten, die oberhalb Stadelhofen lang ausgestreckte „Hohe Promenade“, wo man von einer anderen Seite über See und Gebirge ausschaut und den malerischen Zug der Albiskette mit dem hoch über der Stadt sich erhebenden Uetliberg vor sich hat. An dieser hervorragenden Stelle ist Nägeli, dem Componisten des weltbekannten Liedes „Freut euch des Lebens“, ein marmornes Denkmal errichtet worden. Leider vermisst man eine ähnliche Erinnerung an Martin Usteri, den Dichter dieses anmuthigen Textes.

In der ganzen Umgebung der Stadt wird das Auge, wohin es sich auch wendet, durch einen lohnenden Ausblick in die Nähe und Ferne erquickt. Die umfassendste Aussicht bietet der Uetliberg, allbekannt und jetzt durch eine Zahnradbahn auf das Bequemste zugänglich gemacht. Nicht

weniger großartig ist die Umschau von dem ein paar Stunden entfernten Pfannenstiel, einer aus der Landschaft zwischen Greifen- und Zürichsee hervorragenden Bergkuppe. Diese Stelle ist außerdem bemerkenswerth durch einen mächtigen erratischen Block, der als Zeuge vorzeitlicher allgemeiner Vergletscherung hier abgelagert ist; er wurde zu einem Gedenkstein an den berühmten Naturforscher Oken verarbeitet.

Neben diesen weiten Uebersichts- und Aussichtspunkten habe ich mit Vorliebe das geschlossene Landschaftsbild der Manegg aufgesucht. Auf einer vom Albis gegen das Sihlthal vorspringenden Anhöhe befand sich früher ein Wohnsitz des Ritters Manesse, des Urhebers der berühmten Handschrift, die früher eine Zierde der kurpfälzischen Bibliothek war. Zu meiner Zeit nur wenig besucht und den Fremden fast unbekannt, ist man auf diese Oertlichkeit jetzt aufmerksamer geworden, seit Gottfried Keller in seinen anmuthigen Erzählungen aus Zürichs Vorzeit den Ritter Manesse wieder vorgeführt hat. Auf der Stätte von dessen ehemaligem Wohnsitze schaut man in die Einsamkeit eines bewaldeten Thales. Ueber die Wipfel der Bäume ragt da und dort eine Berghöhe hervor, und aus der Ferne leuchtet durch das dunkle Grün das schneebedeckte Hochgebirge hindurch. Am Fuße der Manegg steht ein einzelnes großes Bauernhaus malerisch vor einem Wiesenplan. Der geräumige Vorplatz dieses Hauses bildet eine hohe Laube, die von einem einzigen riesigen Weinstock überwölbt und beschattet wird. Alljährjährlich treibt dieser neues Grün, aus dem eine Unzahl von Trauben herabhängt. Möge diese ehrwürdige Rebe sich noch lange erhalten und noch manchem Wanderer Labung spenden.

Der gewisse alte Herr ist leider wenig erbaut von der „zweiten Heimath“. Er findet die ganze Darstellung farblos und trocken, es fehle an lebendiger Staffage. Von dem politischen Mittelpunkt Zürichs, dem alten Renaissance-Bau, dem Rathhaus, ist nirgends die Rede. Es wäre wohl der Mühe werth gewesen, bei dieser Oertlichkeit des Schauspieles zu gedenken, das Zürich als früherer erster Vorort der Eidgenossenschaft bei dem Zusammentritt der letzten Tagsatzung nach altem Stile geboten hat. Die Väter der einzelnen Cantone mit dem Dreispitz auf dem Haupte und dem Degen an der Seite, die Schaar der Waibel in ihrer malerischen bunten Tracht mit den Farben ihrer Cantone gaben manches bewegte Bild zur Schau, bis endlich der Berner Mutz alle die Wappenthiere, den Stier von Uri, den Widder, den Steinbock u. s. w., und sogar den heiligen Fridolin zusammenpackte und in seine Residenz nach Bern entführte. Nach der Meinung des alten Herrn ist doch Zürich bei dieser politischen Neuerung nicht schlecht gefahren. Es erhielt ja die technische Hochschule, die sich zu einer ungewöhnlichen Blüthe entfaltete und eine hervorragende Bildungsstätte wurde nicht nur für die Schweiz, sondern auch weit über deren Grenzen hinaus.

Endlich setzte sich auch die liebe alte Stadt den Blüthenkranz der Künste auf das Haupt, indem sie zum Sitz des schweizerischen Landesmuseums erwählt wurde. Auf diese Weise gewann sie die Führung in einer reichen Wirksamkeit geistiger Kräfte, deren Einfluss als dauernder anzusehen ist wie derjenige der wechselnden Herrschaft dieser oder jener politischen Partei.

Der alte Herr meint zwar, das Umgehen aller politischen Beziehungen könne er allenfalls gelten lassen, aber in der gegebenen Vogelperspective über die Stadt Zürich vermisse

er doch manches. Warum wird nicht des Hauses zur Meise in der oberen Kirchgasse gedacht, an das sich die Erinnerung von Martin Usteri's anmuthigen Erzählungen der Schicksale einzelner Familien aus alter Züricherischer Zeit knüpft. Warum werden, um in ein anderes Kapitel überzuspringen, bei der Erwähnung des Zürichhorns nicht die Maler Koller und Böcklin genannt. Der erstere hatte sich dort einen schönen Weideplatz für seine Modelle aus der Thierwelt geschaffen, während sich Böcklin hier ungestört in der malerischen Einsamkeit in seinem phantasievollen Schaffen längere Zeit, ehe er nach Florenz übersiedelte, ergehen konnte. Als von dem Bodmerschen Hause die Rede war, beklagte sich der alte Herr, dass ein späterer Bewohner dieses Hauses, der Maler Ludwig Vogel, unerwähnt geblieben ist. War dieser doch vor Zeiten in Rom ein geschätzter Genosse von Overbeck und Cornelius. Wohl hat er manches Werk mit harten Contouren und grellen Farben auf die Leinwand gebracht; hätte er aber auch weiter nichts geschaffen als die treffliche Composition von „Winkelrieds Tod", oder das farbenreiche Bild der Jahresfeier der Urkantone vor der Tellskapelle auf dem Vierwaldstätter See, so hätte hier doch seiner gedacht werden müssen.

Der alte Herr hat noch manche andere Nörgelei von sich gegeben, wir wollen aber diese Blätter damit nicht weiter belasten und lieber die Erinnerung an Ausflüge in die entferntere Umgebung Zürichs zum Ausdruck bringen.

Ausflug nach Rapperswyl.

Wir fahren mit dem Dampfschiff das rechte Seeufer entlang. Jenseits des Zürichhorns gewinnt der See an Breite, und man erblickt auf der Höhe des Burghölzli die Gebäude

der kantonalen Irrenanstalt, sowie weiterhin näher am Ufer das Asyl für Epileptiker, eine Stiftung edler Menschenfreunde. Meilen, wo die ersten Pfahlbauten entdeckt wurden, vorüber folgt Herrliberg, lange Jahre hindurch der Wohnsitz eines beinahe verschollenen Schriftstellers und Staatsmannes, des Grafen Benzel Sternau. Zahlreiche Schriften, theils belletristisch in Jean Paul'scher Manier, theils politischen Inhaltes hatten ihm seiner Zeit einen Namen gemacht; bekannter aber wurde er als Minister des von Napoleon I. gegründeten ephemeren Großherzogthums Frankfurt, wo er in liberaler Richtung verdienstvoll wirkte. Nach dem Untergange des kleinen Rheinbund-Staates zog er sich in das reizend gelegene Landhaus Maria Halden am Zürich-See zurück. — Alsbald legt unser Dampfschiff bei Stäfa an, wo Goethe sich wiederholt aufhielt. Von hier holte er sich seinen Freund Meyer („Kunstmeyer") nach Weimar; hier beschrieb er in anmuthigster Weise die damals in dieser Gegend weit verbreitete Hand-Spinnerei und -Weberei und scheint sich an dem schön gelegenen Orte sowie unter dessen rühriger Bewohnerschaft behaglich gefühlt zu haben. — Das Schiff führt uns dann an mehreren Ortschaften des reich bevölkerten Seeufers vorüber, und wir erblicken endlich auf einer in den See vorspringenden Landzunge hochragend das Schloss von Rapperswyl und das zu dessen Füßen gelegene Städtchen.

Wir befinden uns jetzt im Kanton St. Gallen, und das gegenüber liegende Ufer gehört bereits dem Kanton Schwyz an. Beide Ufer sind durch eine lange Brücke verbunden, die den bedeutend größeren unteren Theil des Sees von dem oberen scheidet.

Auf dem hohen Rücken des kleinen Vorgebirges erheben sich wohlerhaltene Reste der stolzen Burg der ehemaligen

Grafen von Rapperswyl und Habsburg. Nur das Wohngebäude der Burg ist vollständig erhalten und wird noch jetzt benutzt. An die Stelle der verschwundenen anderen Baulichkeiten ist ein mit Linden besetzter Spaziergang getreten.

Wo Habsburg thront, darf das Pfäfflein nicht fehlen. Die Landzunge, auf deren Höhe das stolze Grafenschloss steht, läuft nach schroffem Abfall flach in den See aus, und hier haben sich hart am Wasser die Kapuziner angesiedelt. Die helle Gruppe ihrer Klostergebäude hebt sich mit höchst malerischer Wirkung von der klaren Fluth empor.

Oben aber von der Mauerbrüstung des Lindenhofes eröffnet sich eine unvergleichlich schöne Aussicht. Jenseits des Sees erkennt man das stadtähnliche Dorf Richterswyl, von dem über hohen Bergrücken die Wallfahrtsstraße nach Kloster Einsiedeln führt. Immer höher erheben sich vom linken Ufer des Sees die Berge. Unterhalb des Hohen Etzel liegt das schwyzerische Dorf Pfäffikon. Zwischen beiden genannten Orten fast mitten im See sind die Inseln Ufenau und Lützelau malerisch gelegen; sie gehören dem Kloster Einsiedeln. Auf der ersteren hat bekanntlich Ulrich von Hutten seine letzte Ruhestätte gefunden. Er, der im Zeitalter des Humanismus und der Reformation durch Wort und Schrift so mächtig gewirkt und u. a. namentlich das Mönchthum lebhaft bekämpft, musste unter klösterlichem Dache die ewige Ruhe finden.

Weiter aufwärts liegt in der Tiefe einer Ausbuchtung des Sees am Ausgange des Wäggithales das schwyzerische Dorf Lachen. Dort erreicht das Auge schon die eigentliche Alpenwelt.

Wer an einem Sommerabende oben auf dem Lindenhof neben der Burg weit umher schaut, wo die letzten Sonnen-

strahlen die reich gegliederten Seegestade und ihre Vorgebirge streifen, die hohen Mauern der alten Grafenburg im Abendschein wie aus Erz gegossen glühen, die schroffen Felsmassen der Wäggithaler Berge noch hellleuchtend in den blauen Himmel ragen, der wird den Ausflug nach Rapperswyl und die wunderbare Schönheit dieses Landschaftsbildes nie vergessen.

Baden.

(1898.)

Verfolgt man von Zürich aus westwärts den Lauf der Limmat, so führt uns Landstraße und Eisenbahn durch ein mehrere Stunden langes, weites, von mäßigen Anhöhen begrenztes Thal. Bei Kloster Wettingen vorüber tritt uns der schroffe jurassische Gebirgszug der Lägeren entgegen, das Thal scheint sich zu schließen, Gewässer aber haben vor Urzeiten den Bergriegel zerrissen.

Hinter diesem Durchbruch erweitert sich auf kurze Strecke das Thal und es bildet sich eine kleine Ebene. Die Limmat aber drängt sich, im rechten Winkel abbiegend, hinter die Lägeren und gräbt sich ein tiefes Bette mit steilen Ufern. Indem sie nun nach kurzem nördlich gerichteten Laufe gegen die „goldene Wand“ und den Hertenstein stößt, biegt sie wiederum im rechten Winkel ab und nimmt auf's Neue ihre ursprüngliche westliche Richtung auf. Sehr bald verengt sich weiterhin das Thal, die Berge treten so nahe zusammen, dass nur für die Landstraße, die Eisenbahn und den Fluss Raum bleibt, bis endlich die weiten Gelände erreicht werden, in denen sich Limmat, Reuß und Aar treffen, um vereint dem Rheinstrome zuzufließen.

Die Stadt Baden hat sich an dem oben beschriebenen

Durchbruche, hoch über dem steilen Ufer des Flussbettes hingelagert und breitet sich nach der dahinter gelegenen kleinen Hochebene aus. So eng ist der Raum, dass die Eisenbahn sich mittels eines Tunnels durch den Burgberg einen Weg bahnen musste. In kriegerischen Zeiten hat dieser Engpass oft Dienste geleistet. Die Stadt Baden selbst war befestigt. Unten am Flusse war an einer Brücke ein Vertheidigungswerk und oberhalb der Stadt ragte auf steilem Berge eine feste Burg empor, der „Stein zu Baden", jetzt eine malerische Ruine.

Die Bäder selbst sind etwa 10 Minuten von der Stadt wie in einem Kessel eingebettet, innerhalb des Winkels, den der Fluss hier bei der Wiederaufnahme seines Laufes nach Westen bildet.

Die Straße von der Stadt zu den Bädern senkt sich hier allmählich bis hart an die Limmat herab. Dicht gedrängt liegen im engen Raume die verschiedenen Gasthöfe und Unterkunftshäuser beisammen. So finden wir die Stadt und die großen Bäder sämmtlich am linken Limmat-Ufer, während am rechten nur eine schmale Häuserreihe sich zwischen Berg und Fluss hinzieht, Ennet-Baden genannt.

Die gegebene Beschreibung der ganzen eigenartigen Lage dieser eng zusammengedrängten malerischen Oertlichkeit stellt einen rechten Gegensatz gegen diejenige von Zürich mit dem freien offenen Blick über See und Gebirge dar. Dieser Gegensatz erklärt vielleicht die so entschiedene Vorliebe der Züricher, gerade Baden zu wählen, wenn sie Ruhe und Erholung von Arbeit und Aufregung suchten.

In diesem, vor allen kalten Winden geschützten Winkel, wo die Sonne gerade hineinscheint und das Rebenblut der „goldenen Wand" zu einem beliebten Getränke kocht, ist es im Hochsommer wohl zu heiß, aber im Vorfrühling

und namentlich im Spätjahr kann man sich keinen behaglicheren Aufenthalt denken. Alte Leute und Rheumatiker aller Art wissen diese Verhältnisse am meisten zu schätzen.

Und nun die wohlthätigen, stärkenden, erquickenden Bäder! In reichster Fülle brechen in diesem Thalkessel die zahlreichen heißen Quellen hervor. Fast jedes der Häuser hat seine eigenen Quellen, die so ergiebig sind, dass der Badegast ebenso wie sein Zimmer im Hause, so auch seine Badezelle unter dem Hause für sich angewiesen bekommen kann. Da findet er statt der engen Wanne einen $1\,^1/_4$ Meter im Quadrat messenden Behälter, in welchem das Wasser in angemessener Höhe steht. Er vermag seine Glieder behaglich nach allen Richtungen auszustrecken, die steifen Gelenke werden biegsamer, die schmerzhaften Anschwellungen schwinden allmälig, der Kranke fühlt sich leicht und wie neu geboren. Mancher Krüppel wirft bald seine Krücken weg!

Auch wer im Kampfe politischen Wirkens und unter der Sorge und der Rastlosigkeit des Geschäftslebens seine Nerven erhitzt und zum Uebermaß angestrengt hat, findet in dem heilkräftigen Wasser Ruhe und Ausspannung. Nicht minder thut es dem in anhaltendem Denken und Forschen ermatteten Gelehrten wohl, hier neue Kräfte zu erwerben.

Es ist nicht zu verwundern, dass die reiche Naturspende dieser warmen Quellen schon in früher Zeit bekannt und benutzt war. Man glaubt gefunden zu haben, dass sogar die (keltische) Urbevölkerung dieser Gegenden hier Heilung gesucht und gefunden und ihren Göttern dafür Dankopfer gebracht habe. — Die Römer aber sind es, welche die bedeutendsten Spuren ihrer Anwesenheit zurückließen. Von jeher schon wurden dem Boden dieser Gegend, beim Grund-

graben zu Neubauten, Ziegel, Geräthe, Waffen aus römischer Zeit entnommen; der Ackerbau brachte bei oberflächlicher Bearbeitung schon dergleichen zu Tage, ja, selbst an der freien Oberfläche fand man römische Meilensteine längs der Straße. In neuester Zeit sind bei tieferer Grabung die Grundmauern sehr ausgedehnter Gebäude aufgedeckt worden, die nach den dabei zum Vorschein gekommenen Geräthen auf ein hier gelegenes Feldspital der 22. Legion hindeuten. Es scheint, dass die Römer, in Rücksicht auf die ungewöhnliche Ergiebigkeit der heißen Quellen, der ganzen Oertlichkeit den einfachen aber bezeichnenden Namen Aquae gaben. Offenbar fand damals schon eine häufige Benutzung der Heilquellen durch die Bewohner des nahe gelegenen Vindonissa, der römischen Hauptstadt der Prozinz Helvetien statt.

Vielleicht war noch in römischer Zeit, nach Christianisirung der Provinz, das reiche Quellengebiet der heiligen Verena geweiht, nach welcher der über der Hauptquelle gelegene Verenahof noch heutigen Tages den Namen trägt.

Lange Zeit nach einem verheerenden Einbruch der Hunnen scheinen die Bäder wüst geblieben zu sein und erst allmälig unter dem Einflusse der fortschreitenden Cultur ihre alte Bedeutung wiedergewonnen zu haben.

Welche große Rolle Baden und seine Heilquellen in der mittleren Zeit gespielt haben, davon geben u. a. verschiedene interessante Berichte aus der Zeit des Konstanzer Conciles Zeugniss. Und von jener Zeit an blieben diese Bäder im wohlverdienten Rufe. Sie mögen wahrscheinlich dazu beigetragen haben, dass bis in das 18. Jahrhundert und darüber Baden mit Vorliebe bei politischen Versammlungen, Friedensschlüssen u. s. w., auch als Sitz der eidgenössischen Tagsatzung, als Versammlungsort gewählt wurde. Nachmals hat es unverdienter Weise viel von seiner Bedeutung

verloren, aber noch heute ist es für die deutschen, wie für die welschen Kantone der Schweiz, sowie für das nachbarliche Ober-Elsass ein mit Recht beliebter Badeort.

Früher war der gesellige Mittelpunkt des Badeortes der „Hinterhof“, ein ansehnlicher, behaglicher, altväterischer Bau, der jetzt ganz verschwunden und durch ein hochvornehmes „Grand Hôtel“ ersetzt worden ist. Das gesellige Treiben der Badegäste in dem alten Hause am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts ist von David Hess in seiner „Badenfahrt“ ebenso anmuthig beschrieben, als auch in der Art der kleinen Blätter von Chodowiecky illustrirt worden. Zu meiner Zeit bevorzugten die Züricher das „Schiff“, ein großes mehrstöckiges Gebäude, das sich an das Hochufer der Limmat anlehnt. Man betritt es von der Fahrstraße aus vom Dachgeschoss und steigt treppab durch drei Stockwerke bis an den Fluss hinab. Will man nun in den Keller, so gelangt man statt dessen in die zahlreichen Baderäume, während man jenen von einem der oberen Stockwerke aus aufzusuchen hat, wo er seitwärts in die Badhalde eingetrieben ist. Eine solche gegensätzliche Vertheilung der häuslichen Räume findet sich noch in vielen der anderen Wohnhäuser. Ich wählte den „Ochsen“ zum Hauptquartier, ein sehr behagliches, durch mehrere Generationen im Besitz derselben Familie bestandenes Haus. Es verfügte über einen bedeutenden Zufluss von Mineralwasser. Da der Ochsen-Wirth jenseits der kleinen Straße, an der das alte Haus liegt, weiteren Grundbesitz zu eigen hatte, so fand er es vortheilhaft, diesen zur Erweiterung seiner Badeanlagen zu benutzen. Dem ehrwürdigen alten gesellte sich nun ein junger eleganter Ochse zu. Beide wurden durch einen kleinen Tunnel verbunden. Das „Oechslein“ erfreute sich des besonderen Vorzuges, ein eigenes „Mätteli“

zu besitzen, eine Baum- und Gartenanlage auf einer vorspringenden Terrasse des hier sehr hohen und steilen Limmatufers. Von anmuthigen Ruheplätzen aus genoss man die Aussicht auf den unteren Theil des Badeortes und auf die jenseits des Flusses sich erhebenden, theils bewaldeten, theils felsigen oder auch mit Reben bepflanzten Bergzüge.

Aber nicht nur der überirdische, sondern auch der unterirdische „Ochse“ gewann bei der ganzen Neuerung wesentlich, indem er einestheils über eine ganze Reihe neuer Badezellen verfügen, anderntheils nun seinen Gästen auch eine Art Spaziergang in den vermehrten Badegängen und durch den kleinen Tunnel bieten konnte. An kalten regnerischen Tagen war es in diesen trockenen warmen Räumen sehr behaglich.

In der ganzen Umgebung der Stadt und der Bäder bieten sich dem Badegast mannigfaltige Spaziergänge mit schönen und überraschenden Aussichtspunkten, so z. B. vom Kamm der Lägeren und von der Burgruine ein Ausblick in's Weite bis zu den Firnen der Alpen. Vom Martinsberg auf die so malerische Lage der Stadt und ihrer nächsten Umgebung. Für Sammler von Naturgegenständen ist es eine Freude am Abhange der Lägeren, am Schlossberge, in den Weinbergshalden bei Binnensdorf jurassische Versteinerungen zu finden oder aus dem Molasse-Sand unterhalb Nussbaumen vorweltliche Austerschalen auszugraben.

Königsfelden.

Vor nun bald 600 Jahren hat in diesen Gegenden ein tragisches geschichtliches Ereigniss stattgefunden, von welchem wir noch heutzutage redende Zeugnisse vorfinden.

Dem Kaiser Albrecht, des großen Rudolph von Habsburg

Sohn waren viele Feinde erstanden. Er wurde der Herrschsucht, der Hab- und Ländergier beschuldigt. Insbesondere hassten ihn die geistlichen Fürsten des Reiches; vor allen der Erzkanzler, der Bischof von Mainz. Der Kaiser scheint die Zügel seiner Herrschaft zu straff angezogen zu haben. Ebenso mag er mit der unbotmäßigen Reichsritterschaft verfahren sein. Auch in seiner Familie hatte sich Albrecht einen Feind erzogen. Sein eigener Neffe, später unter dem Namen Johannes Parricida bekannt, der Sprössling einer Verbindung des Hauses Habsburg mit den Nachkommen des von Kaiser Rudolph niedergeworfenen Königs Ottokar von Böhmen, war in Prag aufgewachsen und erst vor wenigen Jahren an den Hof seines kaiserlichen Oheims gekommen. Der junge Fürst, der vergebens den Kaiser gebeten, ihn in den Besitz seiner ererbten Länder einzusetzen, wurde das Haupt der Unzufriedenen.

Kaiser Albrecht hatte mit Mühe und Noth die Verhältnisse im Osten des Reiches geordnet und befand sich nun, im Jahre 1308, auf dem Wege nach seinen Besitzungen im Westen. Wahrscheinlich hatten seine Feinde diese Reise als eine gute Gelegenheit erachtet, sich an dem Reichsoberhaupt zu vergreifen.

Unterwegs nach dem Ober-Elsass übernachtete der Kaiser auf seiner Burg, dem „Stein zu Baden“, und zog dann mit zahlreicher Begleitung dem Rheine zu. Als der Reisezug am Ufer der Reuß angekommen war, schien der richtige Augenblick da zu sein, den Plan auszuführen. Der reißende Strom war damals nur durch ein Fährschiff zu überschreiten und in dieses drängten sich Herzog Johann und mehrere Ritter von den Verschworenen zugleich mit dem Kaiser hinein. Als sie am anderen Ufer ankamen, fielen sie über ihren Herrn her und tödteten ihn. Im Schoße einer armen

Bauersfrau aus dem Dorfe Windisch soll der Kaiser seinen letzten Athemzug gethan haben. Es wird erzählt, dass Albrecht beim ersten Stoße, den er erhielt, ausgerufen habe: „Ach, lieber Vetter, steh' mir bei!“ Dieser Ruf erinnert an denjenigen, den Cäsar ausstieß, als er den Brutus unter seinen Mördern erkannte und rief: „Auch Du mein Sohn!“ — Offenbar hatten beide bis dahin gegen ihren nächsten Angehörigen keinen Argwohn gefasst.

Die Mörder hatten einen Akt der Tücke und Bosheit ohne alle höheren Ziele verübt. Möglich aber ist es, dass sie nur die blinden Werkzeuge einer im Hintergrunde verbliebenen mächtigen Partei gewesen sind. Ihrer That folgte die Strafe auf dem Fuße, sie wurden sofort geächtet, ihre Güter eingezogen, ihre Wohnsitze dem Boden gleich gemacht. Das Schwerste hatte der Ritter von Wart zu erleiden, ihn traf die Strafe des Räderns. Mit zerbrochenen Gliedern auf das Rad gebunden, soll er noch zwei Tage und zwei Nächte unter Qualen verbracht haben, ehe der Tod ihn erlöste, und seine Gattin, in Thränen und Gebet unter dem Galgen knieend, habe ihm keine Labung reichen dürfen.

Johannes Parricida war verkleidet über die Alpen entwichen. In einem entlegenen italienischen Kloster ist er frühzeitig aus dem Leben geschieden.

Die verwittwete Kaiserin Elisabeth und deren Tochter Agnes, Königin von Ungarn, haben, wie es scheint, ihr ferneres Leben fast ganz dem Andenken und der Ehrung des Ermordeten gewidmet.

Nahe der Mordstelle ließ die Kaiserin zwei Klöster erbauen und zwischen beiden eine Zelle für sich, wo sie der Andacht leben und auch begraben sein wollte. Dieser ganze Bereich erhielt den Namen Königsfelden.

Nach Aufhebung der Klöster ist in neuester Zeit die

Irrenanstalt des Kanton Aargau hierher verlegt. Von den alten Gebäuden ist nur weniges erhalten und dient als Aufbewahrungsort der zahlreichen Befunde aus dem römischen Vindonissa. Noch aber steht die schöne alte Kirche mit dem Grabmale des Kaisers und den prachtvollen Glasgemälden ihrer Fenster.

Thöß.

Eine zweite klösterliche Stiftung, die in Folge der Ermordung Albrechts errichtet wurde, ist gegenwärtig vollständig verschwunden. Sie lag fern von Königsfelden in der ehemaligen Grafschaft Kyburg, die durch Erbschaft an die Habsburger gekommen war. Die gleichnamige Burg ist nach mehrfachem Umbau noch immer bewohnt und schaut von ihrer Höhe in das idyllische Thal der Thöß hinab. Da wo dieses Thal in die Ebene von Winterthur ausläuft, lag ein altes Beguinenhaus, das zum Andenken des Kaisers von dessen Tochter zu einem größeren Klostergebäude erweitert wurde, in welchem sie für sich selbst eine Andachtstätte bereitete. Nachdem die Herrschaft Kyburg in den Besitz des Kanton Zürich gelangt war, ist das Kloster zur Zeit der Reformation aufgehoben worden und in Privathände übergegangen. Die Gebäude mussten Fabrikanlagen weichen, zu deren Betrieb die starke Strömung der vorüberfließenden Thöß so günstige Gelegenheit bot. Am längsten hatte sich der Kreuzgang erhalten, der mit zahlreichen Wandgemälden geschmückt war, die vermuthlich aus dem 14. Jahrhundert stammten. So habe ich ihn noch gesehen, allein bald nach meinem Besuche musste dieser letzte Rest der Vorzeit dem praktischen Bedürfnisse der Gegenwart Platz machen. Glücklicherweise hat, wie ich glaube, die Züricherische antiquarische

Gesellschaft nach den Bildern vor deren Untergange Aquarell-Copien anfertigen lassen und so das Andenken an ein werthvolles Kunstwerk erhalten.

Wettingen.

Während einer Sturmnacht auf hoher See gerieth ein aus Palästina heimkehrender Kreuzritter in große Gefahr. In seiner Noth rief er die heilige Gottesmutter um Rettung an und gelobte, ihr nach glücklicher Rückkehr ein Heiligthum zu stiften. Da plötzlich ließ die Gewalt des Sturmes nach, die dunkeln Wolken theilten sich und aus dem Riss trat strahlend ein heller Stern hervor. Der Ritter kam glücklich heim und gründete der Maria am Ufer der Limmat oberhalb Baden ein kleines Gotteshaus, er nannte es Maria stella maris. Im Laufe der Zeit entwickelte sich die ursprüngliche Anlage zu dem großen und reichen Kloster Wettingen. Das Kloster ist längst aufgehoben, seine Gebäude sind zu Unterrichtszwecken umgewandelt; aber die reichgeschmückte Kirche und der große Kreuzgang blieben erhalten. Letzterer birgt in seinen Fensterbogen einen wahren Schatz von Glasgemälden. Wer an einem hellen Sonnentage hier eintritt, wird überrascht werden von der Farbenpracht, die ihm von überall her entgegenstrahlt. Werke aus allen Perioden dieser Kunst des Farbenschmelzes sind hier vorhanden, am zahlreichsten aber diejenigen aus der Zeit ihrer höchsten Blüthe. Familien-, Städte-, Kantonswappen sind hierher gestiftet worden; es ist als wenn ein Wetteifer bestanden hätte, wo jeder das Beste zu bringen suchte. Es ist in diesen Gemälden offenbar der größte Werth auf die Farbenpracht der Wappen gelegt und hierin Bedeutendes geleistet. Allein auch die prächtigen Gestalten der Wappen-

halter (theilweise wohl nach Zeichnungen von Tobias Stimmer) fallen auf das Vortheilhafteste ins Auge. Nicht minder gelungen erscheinen endlich kleine figurenreiche Darstellungen neben den Wappen, die wahrscheinlich Bezug auf Ereignisse aus dem Leben der Wappenstifter haben. Es ist von allem so viel vorhanden, dass man hier ein Bild von der gesammten schweizerischen Glasmalerei erhalten kann.

In der Klosterkirche finden wir ebenfalls allerhand Werke, meist aus späteren Kunstperioden. Ueber alles hier Vorhandene hat Professor Rahn in Zürich eingehenden Bericht erstattet.

Außer den erwähnten Glasgemälden in Königsfelden und Wettingen giebt es noch eine andere Sammlung, die sich an dem Orte ihrer ursprünglichen Stiftung erhalten hat. Es ist die große Reihe der Wappen von Schützengesellschaften, welche in dem Schützenhaus in dem so reizend am Fuße des Hohen Klingen gelegenen Städtchen Stein am Rhein zu meiner Zeit zu sehen waren und sich wahrscheinlich noch dort befinden. — Dagegen mag wohl die große Sammlung prächtiger Scheiben im Schlosse Langenstein im Hegau aus verschiedenen Orten, vielleicht vornehmlich aus früherem Klosterbesitz zusammen gekommen sein.

Italienisches.

Skizzen aus Rom vor dem Sturze der päpstlichen Herrschaft.*

Im Jahre 1869 konnte man in Italien nach der einfachen und raschen Abfertigung an der Grenze unbehelligt überall hinreisen. Sobald man aber den damals schon arg beschnittenen Kirchenstaat erreichte, begegnete man einer misstrauischen Pass- und Zollbelästigung. Nach Ueberwindung dieser Unbequemlichkeiten hoffte ich, mich, als einziger Insass meiner Eisenbahn-Abtheilung, einer beschaulichen Ruhe hingeben zu können. Da stieg, beim Anschluss von Viterbo her, eine ganze Familie zu mir ein, ein würdiges Ehepaar, drei halbwüchsige Kinder und ein militärisch aussehender Onkel. Zuletzt wurde noch ein gewaltiger Esskorb hereingeschoben. Die Gesellschaft machte es sich alsbald behaglich und zeigte sich rücksichtsvoll und anständig. Die Herren spuckten nicht einmal auf den Fußboden, wie es sonst ja hier zu Lande leidige Gewohnheit ist. Der Esskorb wurde geöffnet, und mit der kindlichen Fröhlichkeit, die den Italienern so gut steht, ging es an das Schmausen, zu dem man mich in liebenswürdigster Form einlud. Nachdem man den leiblichen Ansprüchen genügt

* Gedruckt in Nord und Süd. Bd. 73. 1895. p. 197.

und auch meinerseits durch die Darreichung importirter Cigarren an die Herren mein Dank abgestattet worden war, kam die Frage an mich: woher des Landes? Ich bekannte mich als einen Deutschen, und zwar als einen 1866 annectirten Prussiano. Das reizte den Onkel, der sich als päpstlicher Artillerie-Offizier herausstellte, zu politischen Aeußerungen. So kam denn auch die bedenkliche Lage der weltlichen Herrschaft des Papstes zur Sprache. Durch meine Bemerkung, dass jetzt, wo dem heiligen Stuhle Streitkräfte von allen Seiten zuströmten, Schutz genug vorhanden sei, schien man nicht beruhigt. Ich wurde zuletzt geradezu gefragt, ob wohl der König von Preußen, der ja mit dem Papst manche Freundlichkeiten ausgetauscht habe, im Nothfall militärischen Beistand leisten würde. Ich konnte dies nur lächelnd verneinen und wiederholte, dass eine solche Hülfe auch wohl überflüssig wäre. Dazu schüttelten die Herren den Kopf und versanken in ein bedeutungsvolles Schweigen. So musste ich schon jetzt zu meiner Verwunderung bemerken, wie gering das Vertrauen auf die in Rom befindlichen militärischen Kräfte war.

Endlich kamen wir in Rom an, wo die erneute Pass- und Mauthplage mit Hülfe meiner neuen Freunde rasch überwunden wurde.

Eine breite von zwei antiken Löwen bewachte Treppe führt auf den Capitols-Platz. Oben angekommen steht man dem Senatoren-Palast gegenüber und hat linkerseits das Museum, nach rechts den Palast der Conservatoren, in der Mitte die Reiterstatue des Mark Aurel vor sich. Schreitet man weiter zur Ecke rechts, so führt eine Treppe zu einer Station der Feuerwehr, und nach Ersteigung einer letzten Treppe befindet man sich endlich auf dem südlichen Aus-

läufer des capitolinischen Höhenzuges. Hier ist deutsches Gebiet, der Sitz des (jetzt kaiserlich deutschen) archäologischen Institutes. Eine Häuserreihe beherbergt dessen Sammlungen und enthält die Wohnungen der Beamten. Nebenan befindet sich ein kleines Krankenhaus für Deutsche und endlich ein Anbau mit Wohnungen und einzelnen Zimmern, die an deutsche Gelehrte vermiethet werden können. So war es damals, und ich war so glücklich, daselbst Aufnahme zu finden. Ich bekam ein Eckzimmer im dritten Stock mit der Aussicht: südwärts nach dem Aventin und einem Theil des Tiber-Laufes, gegen Morgen auf einen großen Theil des antiken Rom und über den Palatin und das Colosseum hinaus auf den malerischen Zug des Albanergebirges. Zu Füßen hatte ich den steilen Absturz des Tarpejischen Felsens. Schöner als hier konnte man in Rom wohl nicht wohnen. Als Mitbewohner des Hauses traf ich einen leider früh verstorbenen Göttinger Docenten der Archäologie, ferner den mir befreundeten Baurath Köhler aus Hannover, der damals die Stanza del Eliodoro für sein schönes chromolithographisches Werk aufnahm. Vorübergehend, auf der Durchreise zum geodätischen Congress in Neapel, traf auch mein Göttinger College Professor Schering ein. — Von hier aus machte ich meine Ausflüge und Entdeckungsreisen durch Rom, zu denen ich mit noch anderen Landsleuten (Professor Gusserow-Berlin, dem Ehepaar Blasius von Braunschweig u. A.) zusammentraf.

Außer der Casa Tarpeja und der prächtigen Residenz der deutschen Botschaft im Palast Caffarelli war auf dem Capitol das deutsche Element noch anderweitig und eigenthümlich vertreten. Wenn ich in der Frühe auf den Capitols-Platz hinabkam, traf mich meistens ein doppelter deutscher Morgengruß. Der erste kam von der Hauptwache der päpst-

lichen Zuaven, die der Mehrzahl nach Deutsche waren. Den zweiten Zuruf brachte mir der Hausmeister des Conservatoren-Palastes, ein deutscher Schweizer, der nach langem Dienst in der vaticanischen Palast-Garde hier einen Ruheposten bekommen hatte. Seine Söhne waren geschickte Arbeiter im Fache der römischen Schmucksachen, Cameen, Broschen, Ketten etc., welche aus doppelfarbigen Muscheln und Steinen geschnitten werden. Dadurch war ich mit ihnen und durch sie auch mit den Zuaven bekannt geworden. Der Commandant der Letzteren, ein Sergeant, zeigte sich als ein sehr gebildeter Mann, von dem ich vergebens zu erfahren suchte, wie er nach Rom und zu den Zuaven gekommen sei. Die Offiziere kamen nur selten zur Hauptwache, die zahlreiche Posten auf der Strecke zwischen dem Capitol und dem Lateran zu stellen hatte. Die Bekanntschaft mit dieser Truppe war mir nicht ohne Nutzen. Sie kam mir u. a. zu statten, als ich mit mehreren Freunden die merkwürdigen antiken Bauten, die unter dem Namen der Sette Sale gehen, besuchen wollte. Diese Bauten befinden sich ganz am Ende der weitläufigen Gärten, die dem Convent und der Kirche von S. Pietro in Vinculis gehören. Bei der Anfrage um Zutritt wurden wir von dem geistlichen Aufseher entschieden zurückgewiesen. Einer von unserer Gesellschaft hatte von einem anderen Eingang zu den Gärten gehört, und wirklich fanden wir diesen in einer einsamen Gasse weit hinten nach dem Colosseum zu. Aber auch hier stand eine Schildwache, die uns abwehrte. Es war jedoch ein Zuave, und indem wir mit ihm verhandelten, trat der Führer des Postens hinzu und rief: „Sie sind es, Herr Doctor, ja, Sie lassen wir hinein, aber Sie müssen mit Ihrer Gesellschaft auch hier bei uns wieder herauskommen“. So wirkte die landsmännische Gemüthlichkeit dieser Söldner zu unseren Gunsten.

Ich fragte später meinen Sergeanten, warum man jenen abgelegenen Winkel so sorgfältig bewache. Er erwiderte, es geschehe, gerade weil er so abgelegen sei. Das heilige Collegium fürchte nämlich, neben dem äußeren Feinde auch die Gegner in Rom selbst. Es sei deshalb der päpstliche General Schmidt angewiesen worden, alle Oertlichkeiten innerhalb der Stadt, von denen anzunehmen sei, dass sie zu geheimen Versammlungen, Waffen-Niederlagen und dergl. dienen könnten, militärisch zu überwachen. Gerade solche einsame alte Bauten seien zu Schlupfwinkeln ganz geeignet.

Aehnliche ängstliche Vorsichtsmaßregeln hatte ich bereits bei einem Besuche des Aventin wahrgenommen. Nach meinem Stadtplan führte eine bequeme Straße auf den freistehenden Hügel, als ich aber dieser nachging, fand ich sie plötzlich durch eine tiefe und breite Abgrabung unterbrochen und war genöthigt, von entgegengesetzter Seite auf einem schmalen Pfad die steile Anhöhe zu ersteigen. Fürchtete man etwa, das aufrührerische Volk werde, wie vor ungefähr zweitausend Jahren den heiligen Berg, so jetzt den Aventin besetzen, und es werde sich kein Menenius Agrippa finden, dem es gelänge, die Plebejer durch seine Beredsamkeit wieder zur Ordnung zurückzuführen?

Eines Morgens sah ich beim Ueberschreiten des Capitolplatzes den Sergeanten bei den Trophäen des Marius in eifrigem Gespräch mit zwei Leuten. Er rief mich an und bat mich, ihm zu helfen, diese Menschen zu belehren. Es waren deutsche Handwerksburschen, die in den päpstlichen Dienst treten wollten. Abgewiesen, wären sie immer wiedergekommen und ohne Mittel in bedrängter Lage. Zum Dienst fehle ihnen die rechte Körperstärke, zudem wären sie Protestanten. Früher habe man auch solche angenommen, jetzt sei aber ihre Truppe vollständig, und der Papst habe be-

fohlen, ferner nur Katholiken einzustellen. Die mitleidigen Zuaven hatten schon zweimal ihre Mahlzeiten mit den armen Burschen getheilt und auch für sie etwas Geld zusammengeschossen. Ich konnte nichts Anderes thun, als ebenfalls einen Beitrag zu leisten und den Beiden zu rathen, sich um Beistand an die Gesandtschaft zu wenden, wohin ich ihnen den Weg zeigte. Dieses Beispiel kopfloser Reisläuferei zu sehen, war mir sehr schmerzlich, den Zuaven indessen schien dergleichen nichts Neues zu sein.

Bei meinen Streifzügen durch Rom fand ich ein paar Male Gelegenheit, mich auch mit Soldaten von der Legion von Antibes zu unterhalten. Auf dem Monte testaccio, von dem man einen so schönen und eigenartigen Rundblick hat, saß ein junger Soldat und schaute traurigen Sinnes auf die melancholische Umgebung der Porta San Paolo, er schien Heimweh zu haben. Das unfehlbare Mittel des Geschenkes einer Cigarre und eine freundliche Ansprache löste ihm die Zunge. Aber er brachte es nur zu Klagen, wie schlecht er es hier habe, und wie übel er und seine Kameraden von der hiesigen Bevölkerung angesehen würden. Ein anderes Mitglied dieser Truppe, zu dem ich mich auf eine Bank in der Villa Borghese setzte, war mittheilsamer. Er klagte in ähnlicher Weise wie Jener. Als ich aber erwiderte, die Zuaven schienen zufriedener zu sein, brach er erst recht in Vorwürfe aus. Ja, diese reichen Schlucker würden ihnen vorgezogen, sie hätten besseren Sold und bequemeren Dienst, sie würden herausgeputzt wie die Herren. Dabei strich er verächtlich über seine allerdings einfache, doch zugleich etwas lotterig gehaltene Uniform. Aber, fuhr er fort, wenn es einmal ernsthaft losginge, da werde man sehen, wer die richtigen Leute seien. Jene Puppen möchten sich dann nur selbst helfen, die Seinigen würden kein Glied für sie rühren.

So prahlte dieser Legionär von Antibes, der, wie sich ergab, aus Südfrankreich stammte.

Der eigentliche Zweck meiner Romfahrt war gewesen, Erholung durch Natur- und Kunstgenuss zu suchen. Nach beiden Richtungen gewährte Rom und seine Umgebung überreiche Befriedigung. Zugleich aber konnte man sich den Eindrücken nicht entziehen, welche die augenblicklichen öffentlichen Zustände boten. Dass Kämpfe mit weltlichen Waffen zu fürchten seien, verrieth schon die Anhäufung von Soldaten in Stadt und Land. Eben so offen aber traten die Vorbereitungen zu geistigen Kämpfen dem Beobachter entgegen. Die vom Papst berufene Kirchenversammlung sollte in der Peterskirche abgehalten werden, und zwar wurde für diesen Zweck die letzte Seitencapelle vom Eingange rechts hergerichtet. Da wurde gesägt, gehämmert, und es erhoben sich ringsum die amphitheatralisch geordneten Sitze für die geistlichen Würdenträger der katholischen Welt und an der Altarwand der Capelle der hohe Unterbau für den Thron des Stellvertreters Christi. Um eine unmittelbare Verbindung zwischen diesem Raume und dem Vatican zu gewinnen, musste eine Wand durchbrochen und eine Treppe umgebaut werden. Den Blicken der neugierigen Menge wurde später die Capelle durch eine hohe Bretterwand gegen das Kirchenschiff abgeschlossen.

Bekanntlich hatte der Papst Alles aufgeboten, um sich im Voraus eine Majorität bei den bevorstehenden Abstimmungen im Concil zu sichern. Da nun manche hohe Geistliche, namentlich aus den orientalischen Ländern, auf deren richtige Abstimmung gerechnet werden konnte, in ihren Mitteln ziemlich beschränkt waren, so suchten die päpstlichen Behörden ihnen möglichste Erleichterung zu verschaffen. Zu diesem Behuf ließ auch der Papst alle verfügbaren

Räume seines Palastes zu Wohnungen für solche Prälaten einrichten. Zahlreiche Arbeiter wurden hierbei beschäftigt und gingen ungehindert im Vatican aus und ein. Diesen Umstand benutzte ich, um mir den Zutritt zu einem Kunstwerk zu verschaffen, den ich bisher vergeblich angestrebt hatte. Es handelte sich um das Badezimmer des Cardinal Bibiena, das bekanntlich von Raphael und seinen Schülern mit malerischem Schmuck ausgestattet worden ist. Ein freundlicher, mit den Räumen des Vaticans vertrauter Genius übernahm die Führung zu dem verborgenen Schatze. Im dritten Stock, ungefähr oberhalb des Constantin-Saales, gelangten wir von einem Seitengange durch ein Vorgemach vor die Thür des erwähnten Zimmers. Es war verschlossen; — glücklicher Weise entdeckten wir den versteckten Schlüssel und traten erwartungsvoll ein. Der Raum sah wüst aus, Alles verstaubt, am Boden Tapetenfetzen und abgebröckelter Gyps. Indessen war von den Malereien doch so viel erhalten, dass der Plan des Ganzen in seiner ursprünglichen Schönheit deutlich genug hervortrat, namentlich die Decoration der Zimmerdecke leuchtete noch in Färbung und Vergoldung hervor. Die größten Schädigungen fanden sich in den Ecken und oberen Wandgesimsen. Es schien, als seien dort einmal Tapeten befestigt gewesen, um die Malereien zu verbergen. Einzelne Reste davon hingen dort noch herab. Von den Bildern waren einige fast unkenntlich geworden, so die größeren an der Decke zwischen den gut erhaltenen Ornamenten des Kreuzgewölbes. Ein paar der nach Raphaels Zeichnungen ausgeführten Venusbilder traten noch schön hervor, andere waren mehr oder minder beschädigt. Ebenso verhielt es sich mit den reizenden sechs Amorinen mit ihren phantastischen Gespannen. Es schien mir aber, als ob eine geschickte Reinigung noch manches scheinbar ganz Ver-

schwundene wieder zu Tage fördern könne. Jedenfalls gewährte die Betrachtung dieses Kunstwerkes auch in seiner jetzigen Vernachlässigung noch immer großen Genuss.

Zögernd verließen wir den in so hervorragender Schönheit geschmückt gewesenen Raum, konnten indessen wohl begreifen, warum man im Vatican diese heidnischen Malereien verleugnete oder doch den Zutritt zu ihnen verweigerte. Man muss sich in die Zeit ihrer Entstehung versetzen, um zu verstehen, dass ein Cardinal seine Wohnung mit solchen Darstellungen schmücken ließ.

In jener denkwürdigen Zeit, in der Julius II. mit dem Schwert in der Hand dem Kirchenstaat eine Erweiterung seiner Macht zu erstreiten suchte und zugleich die Würde und den Glanz seiner Hauptstadt durch Heranziehung von Kunst und Wissenschaft zu erhöhen verstand, — wo sein Nachfolger Leo X. die feinen Formen, sowie die poetische und künstlerische Genussfähigkeit seiner florentinischen Heimath nach Rom übertrug, — setzte man sich unbedenklich über entgegenstehende Rücksichten hinweg. Die damalige gebildete Welt schwelgte in der Freude an der wiedererstandenen Erkenntniss des Alterthums. Dessen Staatsformen, die menschlich nahen Götter seines Olympes, seine Dichtungen, seine malerischen und plastischen Kunstwerke wurden der Gegenstand allgemeinster Bewunderung. Wohl hatte der ernste, fast asketische Michel Angelo die mächtigen Gestalten der Propheten und Sibyllen, sowie die Schrecken des jüngsten Gerichtes der übermüthigen und genusssüchtigen Gesellschaft gegenüber gestellt; aber er selbst hatte ja seinen Formensinn an der Antike herangebildet. Die führenden Geister jener Zeit fuhren fort, sich dem Reiz der Poesie und Kunst des Alterthums hinzugeben und sich von ihm wie mit einem Rausche zu erfüllen. So war es mög-

lich, dass die Götter Griechenlands ihren fröhlichen Einzug in die Hochburg der katholischen Christenheit halten konnten. — Die Ernüchterung blieb nicht aus, die eingedrungenen Gäste wurden verleugnet, man schämte sich ihrer und hielt sie versteckt. Nur Raphaels Name vermochte sie bisher nothdürftig zu schützen. Möge er es noch ferner thun und jene Perle der Renaissance der Nachwelt erhalten bleiben.

Der Papst Pius IX. widmete, wie man weiß, der heiligen Jungfrau eine besondere Verehrung und pflegte an Marientagen die der Heilandsmutter geweihten Kirchen durch seine persönliche Gegenwart auszuzeichnen. Im laufenden Jahre hatte er am Feste Mariä Geburt die Kirche S. Maria del popolo am Platze gleichen Namens dazu auserwählt. Dies gab eine gute Gelegenheit, den Pomp einer öffentlichen Auffahrt des Papstes zu schauen.

Meine deutschen Freunde und ich fanden eine etwas erhöhte Stelle da, wo der Zug aus einer engeren Straße in den großen Platz einzutreten hatte. Der Andrang der Menge war nicht allzu groß. Ueber den weiten Raum bis zur Kirche bildeten die Zuaven und die Legion von Antibes in Gala-Uniform doppeltes Spalier.

Endlich erschien der Zug, dem zwei päpstliche Stallmeister vorausritten. Es folgte ein ansehnlicher Trupp Reiter in glänzenden Uniformen, wie es hieß von der päpstlichen Nobelgarde; dann der Papst selbst in einer mit sechs prächtigen Rappen bespannten Staatskutsche. Mit der ihm eigenen freundlichen Würde spendete Pius nach rechts und links den Segen. Ein zweiter Reitertrupp schloss sich an, und hinter diesem eine lange Reihe altväterischer, mit Roth und

Gold geschmückter Wagen der Cardinäle, hintenauf mit zwei bis vier Lakaien, die eigenthümliche sonderbare Sonnenschirme trugen. Den Beschluss des Zuges machte eine Abtheilung berittener Gensdarmen. — Rauschende Musik und allgemeines Präsentiren des Militärs empfing den Papst und wiederholte sich bis zu dessen Eintritt in die Kirche.

Es war ein glänzendes Schauspiel, dieser Zug des Knechtes der Knechte Gottes, wie sich die Päpste oft zu nennen pflegen. Wir fremden Zuschauer aber nahmen mit Erstaunen wahr, wie lau das Volk den heiligen Vater begrüßte. Wo waren die Zeiten hin, in denen ganz Italien von dem Evviva Pio Nono wiederhallte und dieser Ruf an allen Mauern groß angeschrieben stand. Selbst den Segen des Papstes nahmen nur Wenige knieend hin, während früher bei ähnlichen Gelegenheiten Alle auf den Knieen lagen.

In der Kirche war es gedrängt voll von Menschen. Mit Mühe vermochten die Schweizer den Weg frei zu halten, auf dem der Umgang der Procession stattfinden sollte. Diese ging in bekannter Weise vor sich. Der Papst, im vollen pontificalischen Schmucke, die Tiara auf dem Haupte, im hocherhobenen Sessel von rothgekleideten Dienern getragen, umgeben von den Diakonen mit den hohen Wedeln von weißen Pfauenfedern, gefolgt von einer langen Reihe geistlicher Personen, — das Alles gab ein farbenreiches Bild. Der Umzug endigte auf dem erhöhten Altarplatze, wo der Papst das Gewand wechselte, um in einfacherer Kleidung seines priesterlichen Amtes zu walten. Die etwas ungeschickte Handreichung bei diesem Acte erregte sichtlich die Ungeduld des heiligen Vaters.

Das Gedränge und die Hitze in der Kirche machte, dass wir alsbald das Freie suchten. Hier zeigte es sich, dass meinem Göttinger Collegen in den heiligen Räumen die

Brieftasche entführt worden war. Der Dieb wird enttäuscht gewesen sein, denn er hatte nur den Reisepass erobert. Uns aber kostete es mancherlei Mühe und Zeitverlust, bis durch die Gesandtschaft und auf Monte Citorio, wo damals die Polizei ihren Sitz hatte, unser Freund wieder legitimirt war.

Es ist nicht zu verkennen, dass Pius IX. während seines langen Pontificates fortwährend bestrebt war, die Macht des heiligen Stuhles zu stützen und zu erweitern. Die ganze Entwicklung der Neuzeit hat ihm aber das tragische Geschick bereitet, seine Anstrengungen fast gänzlich zu vereiteln. Anfangs versuchte er es mit dem Liberalismus. Vielleicht hoffte er, der politischen Strömung der Zeit folgend, ganz Italien unter dem Banner des heiligen Petrus zu vereinigen. Es ist bekannt, wie bald solche Bestrebungen mit der schmählichen Flucht des Papstes aus Rom ihr Ende erreichten. Nach der mit Hilfe ausländischer Truppen erfolgten Rückkehr wandte sich Papst Pius immer entschiedener der Reaction zu und gab sich ganz dem jesuitischen Einfluss hin.

Wie im Cinquecento die erneute Kenntniss des Alterthums die Geister beherrschte, so hat dies in unserem Jahrhundert der rasche Aufschwung der Naturwissenschaften gethan. Dem aber vermochte das Papstthum nicht zu folgen und setzte ihm vielmehr die entschiedenste Verdammung entgegen. Nur der Pater Secchi durfte seine Forschungen in der Sternenwelt ungehindert fortführen. — Ein schönes Denkmal aber setzte sich Papst Pius durch seine eifrige Förderung der christlichen Archäologie. Die Forschungen Rossi's in den Katakomben und das Museum im Lateran geben davon ein glänzendes Zeugniss.

Von der Pflege künstlerischen Schaffens während seiner so langen Regierung ist nur wenig zu melden. Das Wichtigste ist die Wiederherstellung der theilweise durch Brand zerstörten Basilica des heiligen Paulus. Mit aller Pracht ihrer Marmorsäulen und Mosaikbilder ist diese Kirche wieder erstanden, allerdings mehr einem mächtigen Prunksaal als einer heiligen Stätte gleichend. — Die berühmte Anstalt für musivische Kunst im Vatican fand förderliche Beschäftigung. Die trefflichen Mosaiken, hauptsächlich Copien nach alten Gemälden und Ansichten römischer Denkmäler, dienten zu Geschenken an auswärtige Potentaten, die sich Verdienste um den heiligen Stuhl erworben hatten. — Von der Errichtung der großen Mariensäule in der Nähe des spanischen Platzes ist aber nichts Rühmliches zu sagen. Ebenso wenig von den Gemälden, die im Vatican in ein paar neben den Raphaelschen Stanzen gelegenen Gemächern ausgeführt worden sind.

Mit heiligem Eifer bemühte sich der Papst, das geistliche Rüstzeug der katholischen Kirche zu verstärken. Den Schlussstein verschiedener vorausgegangener Maßnahmen sollte die Aufstellung des Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit bilden. Ein Plan, der wenig zeitgemäß war und, mit geringen Ausnahmen, von der gebildeten Welt mit abweisendem Befremden begrüßt wurde. In Glaubenssachen sollte die Entscheidung des Papstes bindendes Gesetz sein. Als ob der Glaube, seinem Wesen nach eine ganz subjective Angelegenheit, durch Befehl übertragen werden könnte. Genug, das vaticanische Concil wurde einberufen, um das bedenkliche Dogma durch das Ansehen von Vertretern der gesammten katholischen Christenheit zur Geltung zu bringen. Mit Hilfe einer durch zum Theil sehr zweifelhafte Mittel zusammengebrachten Mehrheit kam es zur feierlichen Ver-

kündigung des erwähnten Dogma. War aber dieser große Erfolg nicht eigentlich ein Pyrrhus-Sieg?

Auch das zweite Schwert Petri wurde kampfbereit gemacht. Zwar hatte es schon einmal in der Hand des französischen Generales Lamoricière versagt, aber nun sollte der Versuch in verstärktem Maße wiederholt werden. Durch eigene Mittel und durch die Beihilfe der Ultramontanen der ganzen Welt war eine große Schaar von Streitern für den heiligen Stuhl zusammengebracht worden. Die französische Regierung hatte sogar gestattet, in Antibes einen Werbeplatz zu errichten. Hier sammelte sich eine besondere Truppe, größtentheils Franzosen, mit Zuzug aus anderen Völkern romanischer Zunge. Die Offiziere dieser Legion sollen fast sämmtlich Franzosen und Spanier gewesen sein. Für den eigentlichen Kern der päpstlichen Streitmacht wurden die Mannschaften der Zuaven-Regimenter angesehen. Unter ihnen befanden sich zahlreiche Deutsche, aber auch viele andere Leute aus aller Herren Länder: Belgier, Holländer, Irländer u. s. w., selbst Amerikaner. Ebenso gemischter Herkunft schienen die Offiziere zu sein, darunter viele junge Herren vornehmen Standes und mit reichen Mitteln versehen. Jedenfalls traten sie in der Oeffentlichkeit sehr herrisch und selbstbewusst auf und begegneten der nicht uniformirten Welt mit sichtlicher Ueberhebung. Im Kaffeehaus waren drei Stühle für sie gerade genug, um sich auszustrecken und die Füße auf die Lehne zu stützen. Solche Gewohnheiten verletzten das feinere Formgefühl der Römer nicht wenig.

Doch das sind Aeußerlichkeiten von an sich geringer Bedeutung; offenbar aber trugen sie dazu bei, die Abneigung der Italiener gegen diese Fremden zu steigern, welche sie ohnehin als Feinde ihrer nationalen Wünsche ansahen.

Es bestand übrigens im Allgemeinen nur eine geringe Meinung von der päpstlichen Heeresmacht, die zwar an Zahl bedeutend, ihrem inneren Werthe nach aber für unzureichend gehalten wurde. Das bunte Gemisch aller Nationalitäten bei den Soldaten, die ungleichartige Ausbildung, die mangelhafte Gliederung der Truppentheile, endlich die zweifelhafte Befähigung der Anführer mussten als bedenkliche Uebelstände angesehen werden. Im Kampfe gegen die ganz national zusammengesetzte, gleichmäßig durchgebildete italienische Armee war jenen Truppen ein Erfolg nicht zu versprechen. In der That unterlagen sie schon beim ersten Anprall.

Im nächsten Jahre ging der Kirchenstaat an das Königreich Italien über, und Rom wurde dessen Hauptstadt.

Die Centesimina.

Hoch oben über dem Arnothale liegt das uralte Städtchen Fiesole, die Mutterstadt von Florenz. Die Ruinen eines Amphitheaters und manche andere Alterthümer geben Zeugniss von der Römerzeit. Die Kirchen bewahren Kunstwerke der Früh-Renaissance, Arbeiten von Mino, der hier geboren ward, und Gemälde des Fra Angelico, der seiner hiesigen Thätigkeit den Beinamen Fiesole verdankt. Den Hauptreiz des übrigens sehr unscheinbaren Ortes bietet seine herrliche Lage und die prachtvolle Aussicht von der Terrasse des Kapuziner-Klosters. Weithin nach allen Richtungen bieten sich dem Auge die schönsten Landschaftsbilder. Zu unseren Füßen breitet sich die Stadt Florenz zu beiden Seiten des Arno aus, sie steigt uns gegenüber bis auf die Höhe hinter San Miniato und Bellosguardo an,

aus ihrer Häuser Masse ragt stolz die mächtige Domkuppel und der schlanke Thurm des Giotto hervor. Oberhalb der Stadt scheint sich das Arnothal sehr bald durch höhere Gebirgszüge abzuschließen, während unterhalb der Lauf des Flusses weithin verfolgt werden kann. Das Thal erweitert sich nach Westen zu immer mehr und verliert sich in weiter Ebene. Der diesseitige Bergzug wendet sich in entsprechend nordwestlicher Richtung immer weiter ab bis in die Gegend von Pistoja; ganz fern im Westen ragen die schroffen Gipfel des apuanischen Gebirges empor, auf dessen der See zugekehrter Seite sich die Steinbrüche von Carrara befinden. Ueberall an den Abhängen der Berge, im Thale und in der weiten Ebene zeigt sich der reichste Anbau. Rebengelände, Oelbaum-Pflanzungen, Wiesengrün, Garten- und Feldfrüchte aller Art. Aus dem Grün heben sich Dörfer und Städte, Landhäuser und Klöster, umgeben von Pinien und Cypressen wirkungsvoll heraus. Wir haben den „Garten Italiens“ vor uns.

Wenn man Florenz durch die Porta San Gallo verlässt, so bieten sich zwei Wege zum Aufstieg nach Fiesole. Der weitere ist eine Fahrstraße, die rechterhand abgehend in weitgeschwungenem Bogen die Höhe bequem erreichen lässt. Der andere, ein Fußsteig, führt Anfangs ganz gemach einem Einschnitt in den Berg entlang, wendet sich aber bald fast gerade aufwärts und bringt den Wanderer über steile Treppenstufen endlich zum Ziele. Man kommt auf diesem Wege an manchem schön gelegenen Landhause vorüber, geht immer zwischen Gärten, Weinbergen und Oelbaum-Pflanzungen. Ueber die Mauern ragt hie und da der hochaufgeschossene Blüthenstengel einer Agave, in wilder Fülle ranken sich Weinreben über die von Epheu üppig bekleideten Mauern. Ein größerer ebener Absatz am Berg-

abhange ladet zum Ausruhen im Schatten alter Bäume ein. Hier steht eine große Kirche und eine Gruppe stattlicher Gebäude. Es ist die Badia, in alten Zeiten ein Benediktiner-Kloster, später ein vielgenannter Sommersitz der ersten Mediceer. Cosimo der Alte und Lorenzo Magnifico versammelten hier die geistigen Größen von Florenz zu heiterem Genuss und anregendem Verkehr.

Auf dem ganzen Wege begegnete ich keinem Menschen mit Ausnahme eines Kapuziners, der mich überholte, und dem ich im Vorübergehen nur eben ein „auf Wiedersehen" zurufen konnte, was er hastig weiter steigend freundlich mit Hand und Mund bestätigte. Nach Uebersteigung der letzten Treppenstufe befand ich mich fast unmittelbar auf der „Piazza" von Fiesole und war höchlich erstaunt, sie ganz menschenleer zu sehen. Ebenso verhielt es sich in den nächsten Straßen, das ganze Städtchen schien in der Sonnengluth des Sommer-Nachmittages wie ausgestorben. Man hatte mir gesagt, dass ich bei der Ankunft in Fiesole sofort von einem Schwarm Bettelkinder überfallen werden würde, die den Fremden in unverschämt zudringlicher Weise kleine Strohflechtereien anzubieten pflegten. Es bliebe meist nichts Anderes übrig, als sie mit dem Stocke abzuwehren. Zu meinem Erstaunen blieb mir Alles dies erspart; gern aber würde ich irgend einen Menschen angetroffen haben, der mir, der ich durch die beschwerliche Wanderung müde und durstig geworden war, den Weg zu einem Wirthshaus gezeigt hätte. Ueberall fand ich verschlossene Thüren und von Läden verdeckte Fenster. Als unerfahrener Fremdling hatte ich nicht mit der Siesta gerechnet, die um solche Tageszeit den Italiener in festem Schlaf gefangen hält. Mein Suchen nach einem wirthlichen Dache blieb zunächst vergeblich. Im lieben Vaterlande

würde an einem solchen Orte in der Nähe einer großen Stadt mehr wie ein Wirth dem müden Gast hülfreich entgegen kommen. Als ich wieder auf die Piazza zurückgekehrt war, fand ich eine offene Thür, ein Schuhmacher hatte dort seine Werkstatt, ich begrüßte den Meister und trug ihm mein Anliegen vor. Da könne er mir selbst helfen, meinte er und lud mich ein, sein Haus zu betreten: er könne mir einen guten Landwein anbieten, Brot und Schinken sei auch vorhanden. Gern folgte ich dem freundlichen Anerbieten des braven Mannes. Wir setzten uns in der kühlen Hausflur nieder, aßen und tranken und Alles schmeckte vortrefflich. Die italienische Unterhaltung war etwas schwierig, aber es ging doch auch, und wo das Wort fehlte, da halfen die Geberden nach. Beim Abschiede machte mich mein freundlicher Schuster ebenfalls auf die Belästigung durch die Bettelkinder aufmerksam. Er empfahl mir, sie recht kräftig abzuweisen, und unterstützte seinen Rath durch eine entsprechende unzweideutige Handbewegung.

Kaum hatte ich die Piazza wieder betreten, so stürzte sich eine Schaar Kinder auf mich und schrie mich an, allerhand kleine Strohgeflechte zu kaufen. Toskana ist ja bekanntlich das Land der Strohflechterei. Ich kann mir vorstellen, dass ein Reisender, der soeben erhitzt und athemlos von dem beschwerlichen Aufstieg ruhebedürftig hier oben ankommt und sofort durch eine solche Belästigung in Zorn geräth, dann, wenn nichts Anderes hilft, Gewalt braucht. Ich war indessen auf den Fall vorbereitet, hatte mich erquickt und ausgeruht, und trat daher dem Ansturm mit guter Laune entgegen. Am wenigsten war ich geneigt, mich, wie mir gerathen worden, thätlich an den Kindern zu vergreifen. Ich kam mir vor wie Gulliver unter den Liliputanern.

Ruhig lächelnd stand ich da und musterte die kleine Bande. Es befanden sich darunter einige allerliebste Kinder, Knaben und Mädchen im Alter von sieben bis zwölf Jahren; die meisten sahen gar nicht bettelhaft aus, schienen wohlgenährt und ordentlich gekleidet. Alle waren in lebhafter Bewegung und doch trat durchschnittlich trotz der Aeußerungen stürmischer Begehrlichkeit der Grundzug angeborener toskanischer Anmuth bei den meisten hervor. Grobe Forderung war nur Ausnahme, leidenschaftliches Verlangen vorherrschend bei den Knaben, während die Mädchen durch flehentliches Bitten ihren Zweck zu erreichen suchten. Bei alledem wurde es mir klar, dass nicht Mangel und Noth den eigentlichen Anlass zu der ganzen Scene gab, sondern reine Habsucht und Lust an der Ausbeutung der Fremden, Untugenden, die zwar auch anderwärts vorkommen, aber bei den niederen Schichten des italienischen Volkes sich fast zu einem nationalen Sport ausgebildet haben.

Wie sollte ich mich nun aber von der zudringlichen kleinen Gesellschaft befreien? Passiver Widerstand allein half hier offenbar nichts. Ich kehrte meine Rocktaschen um zum Zeichen, dass da nichts zu holen sei. Dadurch erzielte ich aber nur einen kleinen Heiterkeitserfolg. Die kleinen Schauspieler zogen ihre Jammermienen ein und fingen an, die lustige Seite der Lage herauszufühlen. Einige zogen sich enttäuscht zurück; viele aber fingen das alte Spiel von vorn an. Unter diesen zeichnete sich ein zierliches Mädchen dadurch aus, dass es unermüdlich mit seiner weichen Kinderstimme bat, ich möge ihm doch wenigstens einen kleinen Centesimo geben. Ich rief dem Kinde endlich zu: aber Du bist ja eine wahre Centesimina! Dieses Wort wirkte durchschlagend. Die ganze Bande klatschte in die Hände und schrie: ja, ja sie ist die Centesimina! Alle Hunger- und

Kummerklagen schwiegen und die eigentliche fröhliche Kinderlustigkeit kam zum Vorschein. Die Centesimina wurde mit ihrem neuen Namen geneckt; sie selbst aber fühlte sich offenbar geschmeichelt und nahm förmlich eine gehobene Haltung an.

Mit dem gewonnenen Erfolg zufrieden, hoffte ich mich zurückziehen zu können und bog in eine Gasse ein, die zu dem Kapuzinerkloster zu führen schien; sie endigte aber blind an der Terrassenmauer. Ich war jetzt erst recht gefangen, denn einige der Kinder waren auch hierher mir gefolgt, die Centesimina voran. Die Gasse bestand nur aus einer einzigen Reihe von Häusern, die eine völlig freie Aussicht in die ganze Landschaft hatten, da ihnen gegenüber nur eine niedrige Mauerbrüstung die Begrenzung nach dem Bergabhang bildete. Ich setzte mich auf dieses Gemäuer und alsbald siedelte sich auch mein kleines Gefolge in meiner Nähe an. Ich war nun Gegenstand der Neugierde geworden und vielleicht wurden auch neue Scherze erwartet. Alles an mir wurde geprüft. Die lebhafteste Aufmerksamkeit der kleinen Wilden erregte mein Opernglas, mit dem ich die herrliche Fernsicht musterte. Es ging von Hand zu Hand, und komisch waren die vergeblichen Versuche, welche die Kinder machten, es zu brauchen. Für ihre unverdorbenen scharfen Kinderaugen war keine passende Einstellung der Gläser zu finden. Als endlich die Entdeckung gemacht wurde, dass sich die Gesichter in den größeren Gläsern spiegelten, war die Freude groß. Und nun gar meine Uhr! Die Kleinen wurden nicht müde, ihrem Ticken zu horchen. Als sie auch das unermüdliche Springen des Sekundenzeigers wahrnahmen, stieg das Erstaunen auf's Höchste. Mit großen Augen sah mich die Centesimina ängstlich an, als wäre ich ein Zauberer. Leider konnte ich

von dem Geplauder der Kinder nur sehr wenig verstehen, und noch weniger war ich im Stande ihre vielen Fragen nach Wunsch zu beantworten. Trotzdem wurde der gegenseitige Verkehr immer zutraulicher, namentlich die Centesimina war den übrigen darin voraus. Sie hielt sich offenbar durch die Namengebung für berechtigt, sich beständig zu mir zu halten und ihren Gespielen gegenüber einen Vorzug geltend zu machen. Die ganze kleine Gesellschaft gab sich zwar ohne Scheu, doch ganz manierlich, und es war eine Freude, ihrem heiteren Spiel zuzuschauen. Und wirklich gab es ein ansprechendes Bild: diese Kindergruppe im hellen Sonnenschein unter dem blauen Himmel mit der herrlichen Landschaft als Hintergrund.

Auf einmal trat ein Stillstand in der lebhaften Bewegung der Kinder ein, die Centesimina zupfte mich am Aermel und zeigte mit der Hand nach oben. Da schaute lächelnd der Kapuziner über die Mauer und winkte mir, zu ihm zu kommen.

Damit hatte das heitere Spiel ein Ende, ich folgte meinen Touristenpflichten, die Kinder verabschiedeten sich von mir, die Centesimina zog betrübt mit ihren Gespielen ab. Wenn sie am Leben geblieben ist, so wird sie wohl noch heute bei diesem Namen gerufen werden.

Ein Pfarridyll in Sicilien.

Die Insel Sicilien ist ein gebirgiges Land. An ihrer Ostküste bildet der Aetna die großartigste, die ganze Insel beherrschende Erhebung. Nördlich von ihm zieht sich das Pelorische Gebirge bis gegen die Nordostecke der Trinacria hin und fällt gegenüber von Scylla, am Eingang der Straße von Messina rasch ab. Ersteigt man von Messina aus auf einer schönen Kunststraße den Kamm des Gebirges, so erreicht man rechterseits von dem sogenannten Telegraphenberge ein kleines Dorf, dessen Häuser auf luftiger Höhe zerstreut zwischen ungeheuren durcheinander gestürzten Felstrümmern eingebettet sind. Diese Felsmassen sind granitischer Natur und erinnern an ähnliche Gebilde, wie sie der Harz und das Fichtelgebirge bieten. Man hat auf dieser Höhe einen prächtigen Blick auf die Nordseite der Insel, zunächst auf die grüne Fläche, auf der die Gefährten des Odysseus die Rinder des Poseidon getödtet haben sollen. Weiterhin sieht man die schmale, in's Meer hinaus gestreckte Halbinsel von Milazzo und darüber hinaus weit in der blauen Meeresfläche erreicht das Auge die Gruppe der Liparischen Inseln, in weitester Ferne sogar den beständig rauchenden Kegel vom Stromboli. Wie glänzende Edelsteine leuchten diese Inseln im Sonnenschein auf der schimmernden Fläche. Südwärts von diesem Punkte erstreckt sich das Gebirge in allmälig zunehmender Höhe parallel mit der Straße von Messina lang hin. Hie und da erreichen steil abfallende Schluchten die breite Meeresstraße, jenseits welcher die mächtigen Gebirge Calabriens sich erheben, langhin von Reggio bis Scylla. Ueberall, wo am Abhange des Gebirges die Möglichkeit dazu besteht, finden sich Culturen von Weinreben, Oelbäumen und an

besonders günstigen Stellen Citronen- und Orangen-Pflanzungen. Seltener sieht man Gruppen von immergrünen Eichen und Caruben. Wo sich nur irgend, selbst die kleinste Rinne eines Wasserlaufes hinzieht, ist dieser zum Anbau benutzt worden und hat sich reichlicher Pflanzenwuchs entwickelt. An verschiedenen Stellen der Bergabhänge, wo sich das Gelände terrassenförmig ebnet, oder innerhalb flacherer Absätze der Schluchten haben sich Landleute in einzelnen Häusern oder Häusergruppen angesiedelt. Einsam liegt dazwischen ein Kirchlein mit Pfarrhaus.

Während eines längeren Aufenthaltes in Messina hatte ich Gelegenheit, mit einer solchen Pfarridylle im Gebirge bekannt zu werden.

In Messina besteht seit Jahren eine kleine Niederlassung von protestantischen Deutschen und deutsch-schweizerischen Kaufleuten und Gewerbtreibenden mit ihren Familien. Diese haben sich vereinigt, um einen Seelsorger und zugleich deutschen Lehrer für ihre kirchlichen und Schulbedürfnisse anzustellen, meistens einen ordinirten Candidaten aus Deutschland oder der Schweiz. Zu meiner Zeit wirkte in dieser doppelten Thätigkeit als Geistlicher und Lehrer ein sehr liebenswürdiger junger Mann aus Hessen. Dieser Herr nahm sich mit großer Hingebung der Sorge für das Wohl seiner Gemeinde in jeder Richtung an. So war er unter anderem darauf bedacht gewesen, für eine erkrankte Wittwe, die sich in der heißen drückenden Luft der großen Hafenstadt nicht erholen konnte, ein geeignetes Unterkommen zu finden, und es war ihm gelungen, ihr ein solches im Gebirge bei einem ihm bekannten Pfarrer zu entdecken. Da nun gerade die Besserung in's Stocken gerathen war, bat mich der eifrige Seelsorger, den Zustand der Kranken zu prüfen. So machten wir uns gemeinschaftlich auf den

Weg zu dem anderthalb Stunden von Messina hoch oben gelegenen Orte.

Auf einem Gebirgsvorsprunge war theils durch Abgrabungen, theils durch Aufschüttungen und Mauerwerk ein recht geräumiger und ebener Platz gebildet worden, auf dem die kleine einfache Kirche den Mittelpunkt einnahm; daneben gruppirten sich einige Häuser, von denen das eine der Pfarrer, ein anderes die dazu gehörige Tagelöhner-Familie bewohnte, und ein drittes, das früher wohl schon zu ähnlichen Zwecken wie jetzt an die kranke Frau, zur Erholung an Gäste aus der Stadt vermiethet gewesen war. In der kleinen Ansiedelung befand sich auch ein für diese Gegenden sehr werthvoller Schatz, nämlich ein vortreffliches Wasser in reicher Fülle spendender Brunnen. Als wir dort ankamen, wurden wir alsbald von dem Pfarrer begrüßt. Es war höchst vergnüglich zu sehen, wie die Beiden, der schon bejahrte, aber lebhaft bewegliche wohlgenährte Caplan und unser junger, schlanker, weltlich gekleideter Candidat ganz behaglich mit einander verkehrten, sie waren offenbar ganz vertraut mit einander geworden. Wir trafen den geistlichen Herrn im Ornat, und er erklärte uns auch sogleich, wir möchten ihn für eine Weile entschuldigen, er habe gerade eine Trauung vor. Wirklich kam auch jetzt das Brautpaar aus der benachbarten Thalschlucht heraufgestiegen; es waren offenbar arme Leute, die indessen nach Kräften bescheidenen Schmuck angelegt hatten, beide von der Sonne dunkel gebräunt. Es wurden auch mit den Leuten nicht viele Umstände gemacht und die kirchliche Feier, wie es scheint, in möglichster Kürze abgethan.

Während dem hatten wir uns mit der Kranken beschäftigt und fanden uns unter dem Schatten alter Bäume zu einer behaglichen Sitzung mit dem Pfarrer wieder zusammen.

Wein und Brot wurde vorgesetzt und eine lebhafte Unterhaltung begann, an der ich leider bei mangelnder Sprachfertigkeit nur den geringsten Antheil nehmen konnte. Desto mehr gab ich mich dem Genuss der prächtigen Aussicht von unserem Platze aus hin. Tief unter uns lag die Stadt am breiten Meeresstrome, auf dem gerade mehrere Schiffe unter vollen Segeln dahinzogen. Gegenüber thürmte sich das Calabrische Gebirge in seinen massigen Formen auf, und hell schimmerten im Sonnenscheine aus der Tiefe die zahlreichen Ortschaften der Sicilischen und Calabrischen Küste herauf.

Ein paar Mal kamen Leute aus der Umgegend, um sich aus dem Brunnen mit Wasser zu versehen, das sie theils in Kübeln forttrugen, oder in kleinen Fässern einem Esel aufluden; sonst aber blieben wir drei ungestört auf unserer einsamen Höhe. Als wir schon an den Abschied dachten, sprangen auf einmal zwei fröhliche Knaben, Söhne unserer Kranken, aus der benachbarten Thalschlucht empor; sie hatten große weiße Blumen gefunden, für mich fremdartigen Ansehens, es waren die aus unseren klassischen Studien bekannten Asphodelos. Zögernd nur trennten wir uns von der Höhe und unserem freundlichen Wirth zum steilen Abstieg, um in das Gedränge und den Lärm der volkreichen Stadt zurückzukehren. Gern machten wir unterwegs Halt, wo sich am Abhang der Berge ein schattiger Ruhepunkt fand, und erfreuten uns bei jeder Wendung des Pfades an der wechselnden, aber immer gleichen Schönheit des Landschaftsbildes.

Noch immer denke ich mit großer Genugthuung an die Eindrücke zurück, die mir von diesem kleinen Ausfluge geblieben sind. Das einsam und lieblich mitten in dem großartigen ausgebreiteten Naturbilde gelegene Plätzchen, durch die einfachen freundlichen Menschen belebt, ist mir zu werth geworden.

Zwei Professoren steigen in Rom auf den Scherbenberg und kommen als Principi unten wieder an.

Wenn man von der Campagna durch die Porta San Sebastiano in das Stadtgebiet von Rom eintritt, bemerkt man linkerseits die Pyramide des Cestius und den protestantischen Kirchhof. Darüber hinaus erstreckt sich (wenigstens damals) ein wüster Platz voll Unkraut und Abfall, jenseits dessen sich ein recht ansehnlicher und ziemlich umfangreicher Hügel erhebt. Es ist der Monte Testaccio, gebildet durch eine mehr als zweitausendjährige Aufhäufung von Schutt und Scherben. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich durch die Zersetzung der Massen und die Verwehung mit Staub eine dünne Erdkruste darüber gedeckt, aus der ein spärlicher Graswuchs entsprossen ist. Am unteren Rande dieses Hügels zeigen sich die Eingänge zu tief in das Innere hineingetriebenen Kellerräumen, in denen unternehmende Weinhändler ihre Vorräthe in langen Reihen von Fässern bewahren. In diesen Kellern erhält sich selbst die heiße Zeit hindurch eine eisige Temperatur. Es ist dies ein ähnliches Verhältniss, wie es in den Hochalpen gefunden wird, wo in verklüfteten Felsspalten der Luftzug beständige Kälte und selbst Eisbildung hervorbringt, die sogenannten Wind- oder Eislöcher, in denen die Sennen ihre Milchvorräthe bewahren. Aehnlich auch wie in den Cantinen des Monte Caprino am Luganer See, wo Keller tief in die vom Hochgebirge herabgestürzten Geröllmassen hineingetrieben sind. Zur Seite der Keller des Scherbenberges hat sich aber auch, am Fuße des Hügels, eine Reihe von kleinen Wirthshäusern angesiedelt,

an deren Schankstätten sich oft ein fröhliches Treiben entwickelt. Schon einmal war ich hier eingekehrt und hatte mit Genuss diese eigenartige Gelegenheit in Augenschein genommen. Nun war ich aber begierig, die Tiefe eines der Keller besichtigen zu können, denn ich meinte, man könne dann das Trümmerwerk der antiken Scherben blosgelegt zu sehen bekommen. Ich unternahm daher mit einem befreundeten Collegen eine zweite Fahrt nach dem Scherbenberge. Wir trafen es auch so gut, einen der größten Keller geöffnet zu finden. Der Besitzer und sein Küfer luden uns auf unser Begehren zuvorkommend ein, das Innere des Berges zu besichtigen. Allerdings wurde ich in Bezug auf meine Absichten enttäuscht, da die unterirdischen Räume überall sauber ausgemauert waren. Dagegen wurden wir freundlich eingeladen, von dem Inhalte der Fässer zu kosten, was wir dankbarlichst annahmen, und endlich das wiederholte Kosten des trefflichen aber sehr starken Weines ablehnen mussten.

Auf das Beste erquickt, stiegen wir auf den Gipfel des Hügels hinauf, ruhten oben aus und erfreuten uns an der eigenartigen Aussicht, die man dort über Stadt, Campagna und Gebirge genießt. Sehr befriedigt wendeten wir uns zur Rückkehr in der Richtung nach den Cantinen. Dort aber hatte sich plötzlich der Schauplatz seltsam verändert. Was mochte da vorgefallen sein! Die ganze Einwohnerschaft der Osterien, Männer, Weiber, Kinder, war herbeigeströmt und hatte sich um unsern gastfreien Weinhändler und dessen Küfer gedrängt, in lebhafter Bewegung lärmend und schwatzend. Wir sahen uns um, ob irgend ein Unglück geschehen. Es war offenbar nicht der Fall, vielmehr schien sich Aller eine heitere Stimmung bemächtigt zu haben. Bei unserer Annäherung erhob sich erst recht lauter Hallo, wir hörten

rufen: Da kommen die Fürsten! Evviva! Zugleich kam rasselnd in stürmischer Eile unser Einspänner herangerast. Im höchsten Grade betroffen, konnten wir gar nicht begreifen, was eigentlich los sei; wir schauten uns um nach der Ursache des Lärmens und mussten uns endlich gestehen, dass dieses Alles unseren eigenen Personen galt. Diese Ueberzeugung wurde uns peinlich, wir stiegen rasch in den Wagen und fuhren davon, unter wiederholtem Zurufen und Hutschwenken der aufgeregten Menge.

Im Weiterfahren suchten wir erst lange vergebens, was uns diese auffallenden Huldigungen zugezogen haben könne. Plötzlich kam mir eine Vermuthung, die sich sofort bestätigte.

Ich hatte am Vormittag dieses Tages bei einem damals in Rom sehr berühmten Künstler in Schmucksachen, Herrn Castellani, einen Besuch gemacht. Diesem Manne war es gelungen, eine bedeutende Sammlung von antiken Gold- und Silber-Schmucksachen aus etrurischen Grabstätten zusammenzubringen, welche alle Kunstfreunde zur Besichtigung einluden. Er machte ein großes Geschäft durch Verfertigung und Verkauf von Nachbildungen der alten Originale. Ich hatte bei ihm ein paar Kleinigkeiten erworben und auf ein größeres Stück Papiergeld mehrere kleinere Sorten herausbekommen, darunter ein Zehnfrankstück, das ich in meine Westentasche steckte. Nun hatte ich mir in Italien angewöhnt, stets einige Halbfrankenmünzen in diese selbe Westentasche zu stecken, um die nöthigen Trinkgelder bei Gelegenheit bequem bei der Hand zu haben. Hatte ich vielleicht bei unseren Bacchischen Prüfungen im Weinkeller dem gefälligen Küfer das kleine Geldstück in die Hand gedrückt? und richtig, eine Untersuchung des Inhaltes der Westentasche bestätigte die Vermuthung meiner unwillkür-

lichen Freigebigkeit. Wenn man nun weiß, welche Seltenheit für das italienische Volk der Anblick einer Silber- und nun gar einer Goldmünze in jener Zeit war, so wird man die Aufregung begreifen, welche durch meine leichtsinnige That am römischen Scherbenberge hervorgerufen werden musste.

Anfänglich war ich ärgerlich und schämte mich des albernen Missgriffes wegen, bald aber fand ich doch, dass das eben erlebte wunderliche Schauspiel wohl jene zehn Franken werth gewesen sei, zumal da wir, mein Freund und ich, dabei die Prinzen waren.

Etwas über Kunst und Künstler.

(1900.)

In der modernen Kunst herrscht eine merkwürdige Unruhe, die zu einer völligen Umkehr von den alten Idealen drängt. Den ersten Anstoß dazu gaben vielleicht die Nazarener und Prärafaeliten. Diese gefielen sich in der Nachahmung jener alten Maler, welche in dem Drange, das wieder darzustellen, was ihre Seele erfüllte, noch mit den Schwierigkeiten der Technik rangen und doch in ihrer Naivität einen Ausdruck tiefer Empfindung fanden. Der Jetztwelt aber blieben solche Bestrebungen, Veraltetes wieder aufzunehmen, fremd.

Eine andere Richtung, die sogenannte philosophische Malerei der Cornelianischen Schule, verstand wohl zu zeichnen, weniger aber zu malen. Die besten Werke dieser Schule wirkten in ihrer Kraft und Vollendung mächtig auf den Verstand, das Auge ermüdete aber zuletzt an der Kälte und Einförmigkeit der Darstellungsweise. Der Karton war hierbei die Hauptsache. Selbst der Kupferstich richtete sich auf diese Manier ein. Thäter brachte seinen sogenannten Cartonstich, dank der vollendeten Correctheit seines Zeichnens, eine Zeit lang zu allgemeiner Anerkennung.

Nun lässt sich auch nicht verkennen, dass die Künstler der Wiedergabe der heiligen Geschichte, der griechischen

Mythologie und theatralischer Darstellungen überdrüssig wurden, und das Publicum nicht minder. Der Versuch einzelner Moderner, die christlichen Motive neu zu beleben, indem sie dieselben in das Gewand der Neuzeit, der Schlichtheit kleideten, hat sich nicht populär machen lassen. Man glaubte Rembrandt zu folgen und kam doch nur zu Abwegen. Tiefes Gefühl und technische Fertigkeit ist bei diesen Versuchen nicht zu verkennen, bei der Mehrzahl der Beschauer blieb jedoch das Verständniss dafür aus. Im allgemeinen wollen die Menschen durch die bildende Kunst gehoben werden, sie haben einen dunklen Drang zum Ideale und verstehen es nicht, wenn dieses ihnen im Kleide der Alltäglichkeit vorgeführt wird; der leidige Spruch „das Hässliche ist das Schöne“ klingt ihnen absurd.

Für wen aber arbeitet denn eigentlich die Kunst? Doch nicht allein um irgend einer Schulrichtung Genüge zu leisten, oder einzelnen sonderbaren Denkern zu folgen, die schließlich dahin gekommen sind, die Schönheit der Antike, die Herrlichkeit Raphaelischer Werke zu vernachlässigen und herabzusetzen!

Ein Hauptstichwort der Neuesten ist: unmittelbare Wiedergabe der Gegenstände, wie sie die Natur bietet. Das wäre kaum anderes als Photographie, der wirkliche Kern der Kunst ist damit nicht erschlossen. In der Landschaft nicht, und nicht einmal in dem sogenannten Stillleben oder dem Blumenstück. Um etwas Gefälliges in Form, Farbe und Anordnung herzustellen, muss schon der Gärtner, wenn er seine Blumensträuße, Kränze u. s. w. verkaufen will, eine künstlerische Hand und ein geschultes Auge haben. Wie leicht fiele ein Künstler, der nur einen beliebigen Gegenstand copirt, in das Niedrige und Gemeine. Man wird da vielleicht den Bauern-Breughel, Ostade und Teniers entgegen

anführen. Was aber bewundern wir bei diesen? nicht nur die wunderbare treue Wiedergabe der urwüchsigen niedrigen Menschheit, sondern vor Allem die Behandlung von Licht und Dunkel, von Farbe und Anordnung des Einzelnen und Ganzen. Dazu ist auch der Rahmen, in dem die Scene abspielt, bei diesen Niederländern nicht ohne Poesie. Die landschaftliche Umgebung, die trauliche, von Reben umsponnene Hütte, die schattigen, laubreichen Bäume, wie sich das alles harmonisch zusammensetzt, erfreut Auge und Sinn. Wir vergeben darüber dem Maler Ausschreitungen gemeinster Art, wie etwa Figuren, die in einem Winkel sich der Ueberfülle des Genossenen entledigen.

Farbe, Beleuchtung, Freilicht, Luft-Perspective sind weitere Losungsrufe der neuesten Maler. Den alten Malern waren diese Bedingungen ihres Schaffens recht wohl bekannt, die meisten jedoch wussten denselben nur unvollkommen Genüge zu leisten. Den Meistern jener Zeit gelang es auch, hierin das Vollkommenste zu erreichen. Dass die Cornelianische Schule viele dieser Forderungen vernachlässigte, wird ihr mit Recht zum Vorwurf gemacht. Unter den Neuesten giebt es hinwiederum manche, die nur eine oder die andere der bezeichneten Richtungen zum alleinigen Ziel ihrer Arbeit machen. Wenn dies in voller Consequenz geschähe, könnte leicht statt eines Kunstwerkes ein Kunststück zum Vorschein kommen. Zur Vollendung des wahren Kunstwerkes gehört außer Zeichnung, Licht und Farbe noch etwas Seelisches. Man bezeichnet es gegenwärtig mit dem Ausdruck „Stimmung“. Der Begriff „Stimmung“ in der bildenden Kunst ist kaum vollständig zu definiren. Man kann sagen, es sei die Verkörperung von Gedanke und Empfindung in bildlicher Darstellung. Ein wahres Stimmungsbild muss bei dem Beschauer sofort den nämlichen seelischen

Zustand hervorrufen, die dem Künstler bei der Schaffung desselben vor Augen schwebte und ihn beherrschte. Das was die Seele des Künstlers schon bei der Wahl des Gegenstandes erfüllt, muss auch in dem Bilde in Linien, Licht und Farbe harmonischen Ausdruck finden. Es ist schon schlimm, wenn belehrende Erklärung zum Genusse nothwendig wird. Echte Stimmung wird ja nicht ausgeklügelt, sie kommt von selbst, fast unbewusst. Alle Art von Empfindung ist freilich etwas so Subjectives, hängt oft von Aeußerlichkeiten, wie etwa Zeit, Ort, körperlichem Befinden u. s. w. ab, dass jene Uebertragung erschwert oder gar verhindert wird. Daher kann selbst im besten Falle die rechte Stimmung beim Beschauer erst unter begünstigenden äußeren Verhältnissen und bei wiederholter Beobachtung eines Kunstwerkes zu Stande kommen. Ein sofort erfasstes Stimmungsbild wird stets eine hervorragende, eine geniale Schöpfung sein.

Die Grundlage bleibt immer die Zeichnung und Composition, alsdann nicht minder die richtige Behandlung von Farbe und Licht. Der Maler muss dabei ein treues Auge für die wahre Natur seiner Gegenstände haben; denn davon hängt die richtige Wahl der von ihm wieder zu gebenden Stimmung ab. Alles vereint mit geistiger Belebung des Ganzen ergiebt das wahre Kunstwerk, das wie bei einem Organismus nur durch die Verbindung und das Zusammenwirken einzelner Glieder zu Stande kommt. Das bloße Abmalen der Natur thut es nicht.

Hier fällt mir eine Anekdote ein: Ich fuhr eines Abends über den Zürich-See mit einem Maler, der in der Wiedergabe südlicher Landschaft in voller Beleuchtung ein Meister war. Der Himmel hatte sich mit hellen Wölkchen bedeckt, die, von der untergehenden Sonne ganz durchglüht, in

magischem Lichte brannten. „Kann so etwas gemalt werden?“ fragte ich. „Nein“, erwiderte mein Freund, „so etwas darf man gar nicht malen, dieser Himmel ist ja manirirt.“ Er wollte damit offenbar sagen, ein außergewöhnlich blendendes Phänomen sei nicht immer ein Gegenstand der künstlerischen Wiedergabe.

Rottmann hat einmal den Mond mit dem seltenen Vorkommen eines farbigen Hofes gemalt, aber man würde diesen Mond in der sonst sehr schönen Landschaft gern entbehren. — Die Sonne wird überhaupt nicht gemalt, oder höchstens bei ihrem Untergange am Horizonte und dann auch nur mit zweifelhaftem Erfolge. Boissieu hat dies u. A. in einer Radirung versucht; das Blatt gehört nicht zu seinen besten. In der städtischen Gemäldesammlung zu Brescia befindet sich ein Bild „Venedig im Schnee“. Trotz seiner vorzüglichen technischen Ausführung macht es einen geradezu widerwärtigen Eindruck. Man darf eben nicht alles malen, die richtige Auswahl eines Vorwurfes verräth schon den wahren Künstler — indessen: Interdum dormitat bonus Homerus.

Brief an eine kunstliebende Großnichte.

(1900.)

Als Du kürzlich auf der Heimreise nach Utrecht bei mir vorsprachest, kamen wir u. A. auch auf die bildende Kunst zu sprechen. Die auserlesenen Kupferstiche nach den großen Italienern des Cinquecento in der Sammlung Deines Großvaters Engelmann hatten Dich mit Recht entzückt. Bei mir musterten wir miteinander eine Anzahl Blätter des Marc Anton, und als wir im Weiteren auf dessen

Verhältniss zu Dürer kamen, meintest Du, an den Altdeutschen kein rechtes Gefallen finden zu können. Da mir bei der Kürze Deines Besuches keine Zeit blieb, mich über die hier berührten Verhältnisse näher auszusprechen, sende ich schriftlich, was ich Dir in mündlicher Plauderei gern mitgetheilt hätte.

Kein Wunder ist es ja, dass die Bilder der großen Italiener schon beim ersten Anblick die Bewunderung, namentlich der Jugend erregen. Wie wird doch sofort das Auge des Beschauers gefesselt von dem Bilde, auf welchem Titian in voller Farbenpracht die Madonna, im goldigen Himmelsglanze emporschwebend, gemalt hat. Correggio zeigt uns die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten anmuthig gelagert, von dienstfertigen Engeln umschwebt, in herrlichster Farbengebung. Gar lieblich schauen den Neuling die ersten Jugendbilder Raphaels an, aber wie erst wird er ergriffen, wenn er vor der Madonna della Sedia steht, oder wenn ihm das Glück zu Theil wird, die Sixtinische Madonna in ihrer vollen Schönheit und Hoheit zu schauen. Noch viele Namen von italienischen Meistern aus jener Zeit ließen sich hier aufzählen, deren Werke in gleicher Weise sich sofort Bewunderung erwerben. Nicht gleich unmittelbar übt Michel Angelo denselben Zauber aus; er will verstanden sein. Man sieht oft Leute aus der Sixtinischen Kapelle treten, die fast unbefriedigt scheinen. Sie sind wie eingeschüchtert durch die ernsten Gestalten der Propheten und Sybillen. Sie verstanden nicht die leidenschaftliche Bewegung der Nebenfiguren; die Durchführung großer Gedanken in der Gesammtdarstellung ward ihnen nicht klar. Da flüchten sie betroffen zu den Loggien des Raphael, wo die unerschöpf-

liche Fülle der Decoration, sowie die Folge der kleinen Bilder aus der biblischen Geschichte das Auge ohne Weiteres zum Genusse führt. Der nachfolgende Besuch der vaticanischen Stanzen fordert zu einer eingehenderen Betrachtung der Gemälde auf. Raphael hat hier seine ganze Kraft eingesetzt, um das geistige Leben der Menschheit im Glauben, Denken und Wissen, sowie des Papstthums Macht und Würde in bildlicher Darstellung zu verewigen.

Den deutschen Künstlern der gleichen Zeit wurde fast nie oder nur in geringerem Maßstabe Gelegenheit gegeben, solche große Aufgaben zu lösen, wie jenen Italienern. Zwar sind uns manche Reste größerer Ausmalungen in Kirchen und in Kreuzgängen von Klöstern aus den frühesten Jahrhunderten geblieben, aber diese beschäftigen uns hier nicht, da wir es nur mit der Zeit von Dürer, Holbein, Martin Schön u. s. w. zu thun haben. Die Fresco-Malerei jener Zeit ist uns eigentlich nur, abgesehen von den Kirchen, aus einigen deutschen Reichsstädten bekannt, freilich meistentheils durch die Wirkung des Klimas geschädigt.

Aus der Periode, mit der wir hier zu thun haben, sind uns zahlreiche Staffeleibilder hinterlassen. Man sehe nur die Gemälde von Dürer in Wien und München an, wie ergreifend wirken in ihrer Hoheit und Würde die Apostel, ebenso das Selbst-Portrait Dürer's, das unwillkürlich an die imposante Büste des Zeus von Otricoli im Vatican erinnert. Und nun gar in Darmstadt die Himmelskönigin mit der Familie des Baseler Bürgermeisters, ein Meisterwerk allerersten Ranges, von Holbein dem Jüngeren. Anderes übergehend, erinnere ich aus der niederrheinischen Schule an das „Dreikönigsbild" des Meister Wilhelm im Cölner Dome und an die liebliche „Maria im Rosenhag" im Wallraf-Museum. Von Lucas Cranach möchte ich auf das anmuthige Bild

„Lasset die Kindlein zu mir kommen“ verweisen, welches so viel Beifall seiner Zeit fand, dass er es mit geringen Veränderungen wiederholt malen musste. Von ihm haben wir auch ein Bild im Leipziger Museum „der Tod des Reichen“, ein Werk, das ebenso phantasiereich, als coloristisch bedeutend ist.

Lange Zeit hing in der Dresdener Galerie das prächtige Bildniss eines vornehmen Mannes, wenn ich mich recht erinnere, unter dem Namen des Lionardo da Vinci, bis es als ein unzweifelhaftes Werk des jüngeren Holbein erkannt wurde.

Wie selbst die italienischen Künstler die deutschen zu schätzen wussten, beweist u. A. Andrea del Sarto, der bei den Scalzi in Florenz, in seiner Folge der Geschichte Johannes des Täufers, einige Figuren Albrecht Dürer's ohne Weiteres copirt und seiner eigenen Arbeit einverleibt hat.

Wahrlich die deutschen Maler des 16. Jahrhunderts können mit vollem Rechte in die Schranken treten.

Allerdings bleibt den Italienern ein angeborenes Gefühl und Geschick für die Anmuth der Form, des Eleganten in der ganzen Erscheinung. Formensinn leitet die Hand des Italieners. Die Kunst des Deutschen versenkt sich mit Vorliebe und Erfolg in die Tiefe der Charakteristik, verlässt aber dabei öfters die Richtung nach dem Anmuthigen und Schönen und geräth in Härte. — Was wir in solcher Beziehung bei den Deutschen vermissen, aber bei den Italienern finden, verleitet uns zu einer allzu großen Bevorzugung der Letzteren.

Marc Anton Raimondi und Albrecht Dürer.

Nachdem Marc Anton bei Francesco Francia in Bologna seine erste Schule durchgemacht hatte, begab er sich nach Venedig. Dort lernte er die Arbeiten Dürer's kennen, von denen er das „Marienleben" und die „kleine Passion" u. A. copirte. Man nimmt an, dass er diese mühsame Arbeit in der Bewunderung des Originals und zu seiner weiteren Ausbildung durchgeführt habe; einige behaupten aber, es sei dies von ihm in betrügerischer Absicht geschehen. Es wird kaum jetzt noch zu entscheiden sein, welche von beiden Meinungen die richtige ist. So viel ist sicher, dass er seinen Copien der Dürer'schen Blätter das Monogramm des Meisters beifügte und sie verkaufte. Albrecht Dürer hat ihn deshalb bei der Venetianischen Regierung verklagt und sein Recht dem Copisten gegenüber zu wahren gesucht. Es wird mir schwer anzunehmen, es habe sich hier um einen von vorn herein beabsichtigten Betrug gehandelt; ich möchte vielmehr annehmen, dem Marc Anton sei erst, nachdem ihm einige der Copien gut gelungen waren, der Gedanke gekommen, das Ganze zu vollenden und zu verwerthen. Allerdings mag es mit der Charakterstärke des Marc Anton, sowie mit seinem Sinn für Recht und Sitte nicht immer gut bestellt gewesen sein. Abgesehen von dem verdächtigen Handel mit den Dürer'schen Copien in Venedig, lässt er sich sogar später in Rom durch Peter Aretin und Giulio Romano dazu verführen, seine Kunst in den Dienst grober Gemeinheit zu stellen. Bezeichnend ist es auch, dass man ihm die Legende andichten konnte, er habe dem Kunstfreunde, der ihm den Auftrag zu dem Stiche des „Kindermordes" gegeben hatte, das Versprechen, ihn in dem vollen Besitz des Werkes zu

lassen und keine weitere Wiederholung desselben zu verfertigen, nicht gehalten. Marc Anton habe doch ein zweites Blatt, den „Kindermord“ ohne das bekannte „Tannenbäumchen“ (Bartsch Nro. 20) gestochen und in den Handel gebracht, aus Rache dafür sei er von dem Besitzer des ersten Blattes ermordet worden.

Bei vielen galt es als ausgemacht, Marc Anton sei erst durch die Bekanntschaft mit den Dürer'schen Arbeiten zu seiner ferneren bedeutenden Entwicklung gelangt. Es ist allerdings möglich, dass er aus den Werken jenes großen Meisters viele Anregung bekommen, ja, selbst für das Technische manches gewonnen hat. Ich kann indessen Delaborde nur beistimmen, wenn er sagt, dass man davon in seinen späteren Werken wenig nachweisen könne. Er hat den Deutschen gründlich studirt, ist dabei jedoch ganz Italiener geblieben. Seine fernere Fortentwickelung scheint eine ihm ganz eigenthümliche gewesen zu sein. Eine gewisse Höhe in seiner Kunst hat er wahrscheinlich schon in Bologna erreicht; dies zeigt sich z. B. in dem schönen Blättchen des „Lautenspielers“ (B. Nro. 469), welches, wie man nach Delaborde anzunehmen hat, einen Bologneser gelehrten Herren nach einer Zeichnung des Francia darstellt.

Vor seiner Uebersiedelung nach Rom hatte Marc Anton bereits die mannigfaltigsten Einflüsse auf sich wirken lassen. Francia war sein Lehrer gewesen, nicht nur im Kupferstich sondern wahrscheinlich auch im Niello. An letztere Manier erinnern einige seiner früheren Arbeiten (z. B. B. Nro. 355), und noch in Rom brachte er ein ähnliches Blatt nach Baccio Bandinelli zu Stande, nämlich „den Mann mit den zwei Trompeten“ (B. Nro. 356), ein Blättchen von wunderbarer Feinheit des Grabstichels. Mehrere schon in Bologna gefertigte Arbeiten, wie z. B. „Apollo und Hyacinth“ (B. Nro.

348), erinnern deutlich an Mantegna durch ihre etwas harte Linienführung und den Mangel an feinerer Modellirung, die Venetianer Giorgione und Campagnola mögen ihm weitere Anregung gebracht haben. In Rom endlich entwickelte er sich zu seiner eigentlichen Höhe unter der Führung des Raphael. Anfänglich begegnen wir noch Unsicherheiten in der Zeichnung, wie z. B. in dem Blatte „Herkules und Anthäus“ (B. Nro. 346), wo der Kopf des Herkules offenbar zu groß gerathen ist. Eine der frühesten Arbeiten des Marc Anton in Rom ist wohl das sogenannte „Quos ego“ (B. No. 352), die Beschwichtigung der Stürme durch Neptun. Seine eigenthümliche Technik ist noch nicht auf ihrer Höhe, aber schon verräth sich die Sicherheit, mit der er sich in den Formensinn Raphael's eingelebt hat. Man betrachte nur die ausdrucksvolle Gestalt des Neptun und im oberen Rundbilde dieses Blattes den auf Befehl Jupiters forteilenden Merkur. Im weiteren Verlaufe seiner römischen Thätigkeit gewinnt seine Zeichnung immer mehr Freiheit, die Modellirung der nackten Theile zeigt jene Weichheit und Anmuth, in der ihm Wenige nahe gekommen sind, wie wir sie z. B. im „Urtheil des Paris“ (B. Nro. 245), dem sogenannten „Fac tibi arcam“ (besser „Gott erscheint dem Abraham“) (B. Nro. 3), der „Räucherbüchse“ (Cassolette B. Nro. 489), den „Kletterern“ (B. 487) nach Michel Angelo und vielen anderen Blättern bewundern. In den späteren Zeiten kommen noch andere Eigenthümlichkeiten seines Styles zum Vorschein. Es ist mehr Kraft des Grabstichels, vollere und sogar derbere dunklere Modellirung vorhanden. So in „Pauli Predigt in Athen“ (B. Nro. 44), „die Marieen auf der Stiege“ (B. Nro. 45), in den „zwei Söhne Noah's“ nach Michel Angelo (B. Nro. 464) und in vielen anderen Blättern. Noch in einem seiner letzten Werke, dem „Betlehemitischen

Kindermord“ (B. Nro. 18) finden wir neben der Sicherheit der Zeichnung und dem treffenden seelischen Ausdruck in den Figuren die volle Schönheit der Modellirung wieder.

Seine Hauptaufgabe in Rom bestand in der Nachbildung Raphaelischer Arbeiten, von denen wir zahlreiche Blätter in größerem und kleinerem Maßstabe besitzen. Abgesehen von der Vortrefflichkeit derselben an sich, muss man ihm dankbar sein, dass er so viele Zeichnungen des Raphael, die sonst nicht auf uns gekommen sind, durch seinen Grabstichel erhalten hat. Es ist ihm hier gelungen, sich ganz in den Geist seines Meisters zu versetzen, dessen eigenthümliche Freiheit und Anmuth der Composition, die hohe Schönheit seiner Gestalten wiederzugeben.

Neben diesen rühmlichsten und zugleich ansprechendsten Arbeiten nach Raphael hat sich Marc Anton doch auch dazu hergegeben, nach Vorbildern des Baccio Bandinelli vortrefflich gestochene Blätter zu liefern, die aber unserem Geschmack weniger entsprechen. So „die Marter des heiligen Laurentius“ (B. Nro. 104), welcher von Tribünen und Logen ein zahlreiches Publikum zuschaut. Hier und da entdecken wir auch in seinen römischen Arbeiten noch manche Anklänge an andere Vorbilder — an den hohen Geist des Michel Angelo hat er sich nur wenig herangewagt, so in den „beiden Söhnen des Noah“ (B. Nro. 464) und in der „Flucht aus dem Paradiese“ (B. Nro. 2), wo uns die Gestalt der Eva und deren übermäßige Kopfwendung unangenehm auffällt. Das Blatt der „Kletterer“ (B. Nro. 487) verdient dagegen wieder unsere ganze Bewunderung, und da auch das Original dieser Darstellung nicht auf uns gekommen ist, müssen wir ihm für seine Wiedergabe in so vollendetem Stiche doppelt dankbar sein.

Auffallend ist es, dass von Arbeiten des Marc Anton

nach seiner eigenen Erfindung so Weniges vorliegt. Bartsch zählt unter den 301 Nummern des Werkes unseres Künstlers nur 11 dieser Art auf, und diese selbst geben meist Darstellungen nach der Antike, nur ein paar Heilige und einige wenige ziemlich unklare selbständige Erfindungen, so z. B. „die drei Doktoren“ (B. Nro. 404).

Dies aber soll uns die Freude an dem, was er uns als sein Bestes giebt, nicht verderben. In seinen Vorzügen wird er weder von seinen Zeitgenossen, noch von seinen Nachfolgern erreicht. Am nächsten ist ihm Marco da Ravenna gekommen, dem manche Kenner die Wiederholung des „Kindermordes“ ohne das „Tannenbäumchen“, sowie diejenige des „großen Bacchanales“ (B. Nro. 249) zuschreiben wollen.

Es ist wiederholt der Versuch gemacht worden, die Arbeiten des Marc Anton chronologisch zu ordnen, z. B. von Quandt, Passavant, Delaborde; immer haben sich diesem Unternehmen gar viele Schwierigkeiten entgegengestellt. Sehr wenige Blätter nur sind datirt, bei anderen kann die Zeit ihrer Entstehung aus zufälligen äußeren Umständen oder aus dem Datum der Vorbilder erschlossen werden. Marc Anton hat hier und da in der Eigenthümlichkeit seiner Manier noch in späteren Zeiten auf Früheres zurückgegriffen, wie oben bereits von ein paar seiner Arbeiten angedeutet wurde. Vielleicht darf man auch annehmen, dass er, wie auch von anderen Kupferstechern bekannt ist, eine für den Stich vorbereitete Zeichnung zurückgelegt und erst später zur Ausführung gebracht hat, wobei begreiflich spätere Nachbesserungen den Charakter des älteren Vorbildes mehrfach verändert haben mochten. Ich will nur zwei Beispiele der Art, die mir vorschweben, anführen. Zunächst den „Lautenspieler“ (B. Nro. 469), dessen Vorlage sicher schon

in Bologna entstand, während die Art der ausgeführten Arbeit bereits einen bedeutenden Fortschritt seiner Kunstfertigkeit verräth. Das Blatt erinnert an die dem Künstler gewordenen Einwirkungen der Venetianer. Aehnlich verhält es sich mit einem anderen, dem sogenannten „Triumph des Titus“ (B. Nro. 213), dem eine Zeichnung des Mantegna (gegenwärtig im Louvre befindlich) als Vorbild gedient haben soll. Diese Zeichnung ist mir leider unbekannt geblieben, aber sehr Vieles in der Composition des Ganzen, und namentlich die Gestalt des Hauptheldeu der Darstellung, erinnert allerdings an das dritte Blatt des „Triumphes des Cäsar“. Daneben wollen einige namhafte Kunstkenner in diesem Werke mehrfache Anklänge an Künstler wie Sodoma, Lionardo u. A. gefunden haben, die Marc Anton begreiflicher Weise erst während seines Aufenthaltes in Rom empfangen haben könnte, demnach würde dieser Kupferstich jedenfalls erst dort gemacht oder vielleicht nur vollendet worden sein. Für das Letztere spräche auch die große Schönheit der ganzen Arbeit.

Beiläufig finde ich die Bezeichnung „Triumph des Titus“ ungerechtfertigt. Der Held der Darstellung zeigt nichts von den Attributen eines römischen Imperators und nirgends findet sich etwas, das an die Unterjochung der Juden mit Bestimmtheit erinnert. Die gefeierte Hauptfigur ist ein anmuthiger Jüngling, der ganz nackt, ohne Wehr und Waffen dargestellt ist. Letzterer bedarf er nicht mehr, denn er hat den Kampf siegreich bestanden. Sie liegen zu seinen Füßen und dienen nur zu der Erhöhung seiner Stellung. Unter ihm knieen gefesselte Gefangene. Von beiden Seiten nähern sich dem Helden gedrängte Gruppen von Männern und Frauen, selbst einige Kinder. Ein Lorbeerkranz wird gereicht. Im Hintergrunde ragen rechts bedeutende Bau-

werke hervor, links werden einige Trophäen getragen. So möchte ich das Ganze eine Friedensfeier nach siegreich gewonnenem Kampfe nennen*.

Wenden wir uns jetzt zu unserem Ausgangspunkte, den Beziehungen zu Albrecht Dürer zurück. Man thäte aber dem italienischen Künstler eine zu große Ehre an, wenn man ihn einfach in Vergleich zu dem großen deutschen Maler bringen wollte.

Alles, was Albrecht Dürer geschaffen hat, ist sein ureigenes Werk, Gedanke, Erfindung, Geist und Ausführung, jedes seiner Werke gehört ihm eigenthümlich an und alles ist groß gedacht, tief empfunden und in vollkommener Technik ausgeführt. Ich kann es mir nicht versagen, als Belege hierfür ein paar Beispiele der graphischen Werke Dürers zu besprechen. Da ist zuerst der „Schmerzensmann"; obschon diese Figur wunderbar korrekt gezeichnet ist, kann man sie schön eben nicht nennen; aber wohl niemals ist der tiefste Seelen- und Körperschmerz ergreifender zum Ausdruck gekommen, als in diesem Blatte. — Wie reizend und gemüthvoll ist dann jenes Blatt, in dem wir das Christkind in der Werkstatt des Nährvaters Joseph mit einer Schaar lieblicher Engelknaben sein Spiel treiben sehen.

Noch zwei andere, den Dürer besonders charakterisirende Kupferstiche möchte ich hier erwähnen: es sind dies „Ritter, Tod und Teufel" und die sogenannte „Melancholie".

In dem ersten Blatte (Ritter, Tod und Teufel) sehen wir

* Mir scheint es, dass die Zeichnung, die Marc Anton benutzte, am ehesten wohl der Art des Sodoma entsprechen dürfte. Bartsch (Sohn) (Kupferstichsamml. der k. k. Hofbibl. 1854) sagt ganz kurz, das betr. Blatt sei nach G. A. Razzi (wie er ihn statt Bazzi nennt) von Marc Anton gestochen worden.

einen ganz geharnischten Mann, einen ehrenfesten Ritter. Er reitet in tiefen Gedanken gerade vor sich hin, die Leitung des Pferdes fast vernachlässigend. Er fürchtet weder den Tod, der neben ihm reitet, noch des Teufels List und Gewalt auf der anderen Seite. Furchtlos und gedankenvoll strebt er einfach seinem Ziele zu; im dunkelen Wald und durch felsiges Gestein führt der Weg, den er ruhigen Gewissens in gelassener Sicherheit verfolgt. Auch dieses Blatt des Künstlers zeigt wie die vorigen in Allem seine hervorragende Leistungsfähigkeit. Die ganze Composition ist so einfach wie verständlich, ohne alle aufdringliche Zuthat.

Als ein anmuthiges Seitenstück zu dieser Darstellung könnte man die heilige Margarethe von Raphael bezeichnen.

Die Heilige, eine jungfräuliche Gestalt, schreitet in ahnungsloser Unschuld über einen am Boden liegenden Drachen. Sie weiß ja von Sünde nichts, so kann ihr das giftige Unthier auch nichts anhaben, sie achtet seiner nicht. In reiner Unbefangenheit, lächelnd, unbefleckt und unverletzt geht sie dahin.

In dem zweiten Blatte (die Melancholie), führt uns der Künstler eine ernste weibliche Figur, in tiefsinniger Haltung vor. Sie sitzt, wie in die Ferne schauend, da. Als Zeugen ihrer geistigen Beschäftigung liegen verschiedene mathematisch-physikalische Instrumente und dergleichen um sie her. Sie achtet aber dieser Dinge kaum mehr, ihr Geist ist nicht befriedigt. Die Figur zeigt nicht das gewohnte Ideal weiblicher Schönheit, wohl aber den Ausdruck geistiger Kraft und Hoheit. Es spricht sich in ihr etwas Faustisches aus, Unbefriedigtsein durch den bisherigen geistigen Erwerb, das Sinnen und Streben nach Höherem, Unbekanntem — das schmerzliche Ahnen des Unerreichbaren.

Man darf indessen nicht verschweigen, dass Marc Anton

auch in der Charakteristik Tüchtiges geleistet hat. Wohl bringt er z. B. in dem Kindermord das Entsetzen und die Verzweiflung der Mütter, sowie die kalte Grausamkeit der Henker zum vollen Ausdruck, der höhnische Cynismus des Pietro Aretino in dessen Bildniss ist unverkennbar. — Das hübsche Blättchen „Opfer des Alcibiades“ zeigt uns den übermüthigen jungen Helden, wie er lorbeergeschmückt vor den Altar in einer Haltung tritt, als wenn er sagte: hier bin ich, Alcibiades, und bringe mein Opfer, aber nun, ihr Götter, thut auch eure Schuldigkeit und helft mir zum Siege.

Aber was will das Alles sagen gegen die Hoheit, den tiefen Ernst, die wohlthuende Wärme, die naive Heiterkeit, die uns aus den zahlreichen Darstellungen in Dürer's Werken so überzeugend entgegentritt.

Albrecht Dürer war ein schöpferisches Genie, — Marc Anton Raimondi ein hervorragendes reproduktives Talent.

Von den Engeln.

(1900.)

Mir wurde einst in allem Ernst die Frage vorgelegt: Was denken Sie von den Engeln? Ich wollte schon ganz einfach antworten: Gar nichts; denn ich habe niemals einen Engel selbst gesehen, noch einen zuverlässigen Menschen gekannt, der außer etwa im Traume je einen zu sehen bekommen hätte.

Und doch sind sie uns gewissermaßen etwas Thatsächliches, ja Vertrautes geworden, da sie in den Legenden der christlichen Religion eine wichtige Rolle spielen. Als liebenswürdiges Erzeugniss der Phantasie unserer Künstler haben sie sich bei uns in ansprechender Gestalt eingeführt. Als himmlische Boten wurden sie ein Trost für die Sehnsucht des Herzens nach einer Vereinigung mit dem Uebersinnlichen. So sehen wir sie in Gemälden unserer Kirchen als himmlische Heerschaaren, so hören wir sie in hehren Melodien der geistlichen Musik, so lassen sie unsere Dichter anbetend, tröstend, helfend und strafend auftreten.

Der Drang nach dem Übersinnlichen, welcher der gesammten Menschheit eigenthümlich ist als ein Vorzug vor anderen Geschöpfen, hat uns dazu gebracht, die himmlischen Gestalten nach unserer Weise zu versinnlichen. Die Dichter und Maler zeigen uns sogar Gott-Vater als einen mächtigen

Greis von wunderbar ausdrucksvoller Hoheit, Raphaels Bibel, Michel Angelo's Himmelsgewölbe in der Sixtina und so bis in Schnorr's Bibelwerk fort heut zu Tage. Dieses hehre Bild Gottes allein genügte dem Darstellungstriebe nicht. Der „Himmel" musste reicher belebt sein; Gott bekam zahlreiche Diener. Da sind zunächst die Erzengel, die alle drei am häufigsten Gegenstand der Darstellung der bildenden Kunst geworden sind: St. Michael, der Anführer der Gottesstreiter, die in Milton's Verlorenem Paradies und in Klopstock's Messiade heroische Kämpfe mit den abgefallenen Engeln führen. St. Raphael, der Gotteshelfer, in Noth den Schwachen und Gebrechlichen bereiten Beistand leistend, etwa wie es uns die Erzählung von Tobias so anmuthig meldet. Endlich St. Gabriel, Gottes Bote an Maria. Außerdem aber ist das ganze Firmament reich belebt durch Schaaren von Engels-Chören, deren Hauptaufgabe es ist, in Hochgesang der Herrlichkeit des Allmächtigen Ausdruck zu geben.

Auch werden die Engel als Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen angesehen. Hier ist vor allem an die schöne Sage zu erinnern, nach welcher unschuldigen Kindern zur Bewahrung vor Schaden Schutzengel zugewiesen seien; und Trost findet die Mutter am Sarge ihres Kindes, wenn ihr gesagt wird, ihr Liebling werde nun unmittelbar ein Engel zu den Füßen Gottes werden.

Zum großen Hofstaate im himmlischen Reiche gehören endlich auch die Seraphim und Cherubim. Das alte Testament gedenkt ihrer als Wächter des Paradieses. Die neuere Kunst aber führt sie uns vor als Gebilde, die fast alles Körperliche abgestreift haben, so dass wir sie nur als geflügelte Kinderköpfchen mit holdseligem Ausdruck zwischen duftigen Wolken schwebend dargestellt finden.

Für gewöhnlich bekümmert man sich gar nicht um die

Herkunft, das Leben und die körperlichen Bedingungen der Engel. Sie sind da. Wie sie leben, ob sie sterben u. s. w., davon finden wir nichts überliefert. Abgebildet werden sie theils wie die Erzengel fast vollkommen bekleidet, meist aber als nackte Kindergestalten, von denen sie sich nur durch die Flügel unterscheiden. Ob sie überhaupt die nämlichen körperlichen Lebensbedürfnisse und -Bedingungen wie ihre menschlichen Vorbilder besitzen, bleibt unerwähnt. Die Flügel sind fast immer von so geringem Maßstabe, dass sie nach mechanischen Gesetzen zum Fluge nicht geeignet sein würden. Ich meine irgendwo von einem Buche die „Anatomie der Engel" gehört zu haben.* Dasselbe ist mir nie zu Gesichte gekommen. Zu der Zeit des Denkens und Dichtens unserer Naturphilosophen streifte K. G. Carus in seinem ideenreichen Werke über die Urtheile des Knochen- und Schalengerüstes der Menschen und Thiere auch die Frage, wie die Flügel der Engel in den wirklichen Plan des menschlichen Skelettes einzufügen sein würden, ohne zu einer Entscheidung zu gelangen.

Ein Bibelspruch sagt, der Mensch sei nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen. Das ist ein stolzes Wort und zugleich eine hohe moralische Mahnung. Mit dem Stolze ist es freilich bald vorbei; denn trotz des unwiderstehlichen Dranges nach Erkenntniss des Uebersinnlichen kann Niemand sich eine klare Vorstellung seines Schöpfers machen, ohne ihn in die Form seines eigenen beschränkten Wesens herabzuziehen. Gottes Reich, Gottes Thron, seine Engelchöre und Boten, seine Streiter und Diener, das sind alles den menschlichen Verhältnissen nachgebildete Formen, in denen der Gottesgedanke menschlich erniedrigt wird. Gott bildete

* Vergleichende Anatomie der Engel. Von G. Th. Fechner. (E.)

die Menschen nach ihm, die Menschen aber können Gott nur nach sich bilden.

Die Dichtung und die bildende Kunst geben ihm eine möglichst großartige und Ehrfurcht gebietende, aber ganz menschlich beschränkte Form. Mit Recht lautet daher ein anderer Spruch: Du sollst Dir kein Bild Deines Gottes machen. Der arme Menschengeist kann aber nicht anders, er muss es versuchen.

Wie oft hat man sich die Frage gestellt: Wie kommt es, dass der Allmächtige das Böse in der wirklichen Erdenwelt zulässt. Auch hierauf findet der Mensch keine andere Antwort als eine, die das göttliche Wesen und Wirken in den engen Kreis der eingeschränkten Vorstellungen seines eigenen Thun und Treibens herabzieht. Wie er sich den lieben Gott als Herrscher ausdachte, so bringt er auch unter das göttliche Gefolge die Unzufriedenheit und die Revolution als Erklärung. Der Teufel sammelt um sich eine Rotte Empörer; der Fürst der Hölle, der persönliche Teufel wird von der menschlichen Phantasie Gott gegenüber gestellt. Die Dichtung und die bildende Kunst zeigen ihn uns als menschenähnliches Geschöpf, das in allen Theilen seines Körpers als eine Verzerrung, Verhässlichung des menschlichen aussieht. Und diese Fratze machen die Gottesgelehrten und Priester sogar zu einem nothwendigen Bestandtheile ihrer Dogmen.

Merkwürdig genug findet sich in der religiösen Gedankenwelt aller Menschen ein solch persönlicher Gegensatz zwischen Gut und Böse. So gab Zoroaster seinen Persern den Ormuzd und Ahriman. Die Griechen überlieferten uns in den prächtigen Skulpturen zu Pergamon den Ansturm der Giganten, der Söhne der Erdmutter Gäa gegen den Olymp, ihre Götterwelt.

Aehnlich wie den Giganten eine Mutter Gäa zugeschrieben wird, giebt man auch dem Teufel eine Großmutter, die noch schlimmer sein soll als er selbst. Die entsetzlichste Ausartung der Satan-Legende war aber das ganze Phantasie-Gewebe von den „Hexen“, alten und jungen Weibern, die mit dem Fürsten der Hölle in den vielfältigsten Beziehungen stehen und auf Menschen und Thiere, ja selbst auf leblose Gegenstände den schädlichsten Einfluss zu übertragen im Stande sein sollten. Man könnte den ganzen Teufelsspuk ohne Weiteres der Vergessenheit übergeben, wenn er nicht zu den bekannten Hexenprozessen geführt hätte. Diese sind der abscheulichste Schandfleck der geistlichen und weltlichen Justiz, der sich durch mehrere Jahrhunderte hingezogen hat. Fürchterlich sind die Grausamkeiten, die hier mittels der empfindlichsten Torturen geübt wurden. Sie nöthigten die armen Opfer, sich zu geradezu unnatürlichen und unerhörten Handlungen zu bekennen, und machten es möglich, dass ihnen die Strafe durch den Feuertod als Erlösung von allen Martern erscheinen musste. — Das Schlimmste dabei war, dass der Verdacht der Hexerei nicht nur aus Fanatismus, sondern wohl viel öfter aus Neid, Bosheit und sonstigen feindseligen Veranlassungen auf arme unschuldige Wesen gerichtet und diese so in das Verderben gezogen wurden. Gesegnet sei das Andenken an Thomasius, dem es gelang, den Teufelsspuk aus der Criminaljustiz endgültig zu vertreiben. Wollten doch die Theologen Aehnliches ins Werk setzen.

Die Lehre vom persönlichen Teufel fand auch bei Protestanten ihren Ausdruck in Luther's Vision auf der Wartburg. Noch heute zeigt man in dem dort von ihm bewohnten Gemach den Tintenfleck an der Wand, der entstanden sein soll, als von Luther dem erscheinenden Teufel ein

Tintenfass nachgeworfen worden sei. Durch alle Zeiten und alle Religionen finden wir Beispiele solcher Visionen, die bei Propheten und Religionsstiftern in ihrer Gedankenwelt eine große Rolle spielen, oder die wie bei der Himmelsleiter, auf der Jacob Engel auf und ab sich bewegen sah, einen unmittelbaren Einfluss auf persönliche Verhältnisse auszuüben Gelegenheit gaben. Eine ganze Dämonologie stützt sich auf diese und ähnliche Visionen.

Visionen überhaupt sind übrigens selten und vielleicht nur ausnahmsweise als trügerische Erfindung anzusehen. Sie sind zumeist auf Sinnestäuschung während träumerischen Hinbrütens begründet. Dichtung und Wahrheit vermischen sich hier in einander, wie es etwa von den Schäfern in den einsamen Haiden Westphalens mit dem zweiten Gesicht anzunehmen ist, oder von den jungen Mädchen, die die Jungfrau Maria an der Quelle von Lourdes oder zwischen den Bäumen Westpreußens erblickt haben wollen. — In der Literatur spielen die Visionen eine nicht unbedeutende Rolle, wie die Seherin von Prevorst, durch Justinus Kerner verherrlicht, die Lesewelt lange Zeit beschäftigt hat. Bekanntlich haben diese meistentheils harmlosen Visionen erfinderischen Betrügern willkommenen Anlass zu gefährlichem Missbrauch gegeben. Das fast historisch gewordene und von Elisa von der Recke aufgedeckte Betrugsleben des Cagliostro ist ein literarisch bekanntes Beispiel davon.

Die Ueberlieferung über die ganzen erwähnten Verhältnisse haben wir zunächst aus der Bibel geschöpft. Schon im alten Testamente verleitet der Teufel die Eva, das Gesetz Gottes zu übertreten; sie verführt Adam und verdirbt ihre Nachkommenschaft. Hieran knüpfen die Theologen die Lehre von der Erbsünde und lassen auch den Teufel mit

dem allmächtigen Gott um jede neue Menschenseele kämpfen.

Die bildende Kunst bemächtigte sich aller dieser Gestalten, konnte aber nicht einmal mit der sinnvollen großen Gottesfigur in dem Bilde Michel Angelo's von der Erschaffung Adam's alle Forderungen erfüllen. In anderen Bildern wagen die Künstler Gott nur in Entfernung aus den Wolken in halber Größe zu zeigen, während der Gottessohn, die Maria und der übrige Hofstaat die Hauptsache bildet. Es scheint mir, dass die älteren Bilder dieser Gattung in ihrer naiven Art den Beschauer mehr ansprechen als die der neueren Zeit. So mag man lieber das jüngste Gericht im Campo Santo zu Pisa betrachten als dasjenige des Cornelius in der Ludwigskirche zu München, das uns ganz kalt lässt.

Aehnlich geht es wohl den Meisten mit den betreffenden poetischen Werken, die sich in diesem Sinne mit den Engeln beschäftigen. Es sind die „Offenbarung Johannis", Milton's „Verlorenes Paradies" und Klopstock's „Messias". Durch diese drei Werke sind der Welt Dichtungen geschenkt worden, die in jeder Beziehung der Hoheit und Würde ihres Gegenstandes entsprechen. Großartiger Aufbau des Ganzen, eine Sprache voll überwältigender Kraft und Schönheit, die alle Saiten der Seelenstimmung wirksam berührt, Gedankenfülle und Schwung der Phantasie.

Milton's „Verlorenes Paradies" giebt für den Sündenfall und seine Folgen, Klopstock's „Messias" für das neue Testament in der Form eines geschlossenen Heldengedichtes Phantasie-Gebilde, die lange Zeit großen Anklang fanden und in der That als klassische Erzeugnisse der Literatur zu gelten haben. In epischer Form, die sich zuweilen zu ganz dramatischer Höhe erhebt, das Pathos der Sprache,

eine Fülle von großartigen Bildern verfehlten ihre Wirkung auf die Zeitgenossen und eine Reihe von Nachkommen nicht.

Jetzt sind diese beiden Werke fast vergessen, und außer den Fachgelehrten der betreffenden Literaturen findet sich wohl selten Jemand, der sich rühmen darf, sie von Anfang bis zu Ende gelesen zu haben. — Warum hat die Gegenwart kein Verständniss mehr für diese doch unstreitbar hervorragenden Dichtungen? Wir sind für sie zu realistisch geworden. Die ganze Grundlage der Dichtungen beider ist nur Sache des Glaubens und der Phantasie; alles bewegt sich in jener übersinnlichen Welt, die wir nicht kennen, wo die Auffassung unserer Sinne und unser Verständniss nicht nachkommen kann. Ihre Figuren sind uns, wo wir sie als Gegenstand religiöser Verehrung anzubeten gewohnt waren, zu erhaben, als dass wir uns dabei beruhigen könnten, sie hier ganz vermenschlicht zu finden. Gestalten daneben, die dem bösen Prinzip angehören, wollen uns als Schemen erscheinen. Sie schrecken uns zurück gleich Gespenstern. Die hohen Worte, das hinreißende Pathos wirken auf die Länge ermüdend.

Woran liegt es nun, dass Dante's „Göttliche Komödie", das dritte jener christlichen Epen, sich noch in der Gegenwart, nicht nur bei den Gelehrten, sondern in weitesten Kreisen der Gebildeten behauptet hat? Dante's Dichtung schließt sich an die realen Verhältnisse, an Personen seiner Zeit, an wirkliche Ereignisse an, die wir sofort verstehen, die nicht blos nebelhafte Gebilde sind. Er zeichnet uns neben den wirklichen Menschen auch die von ihnen verübten Thaten. Und dies geschieht nicht in dem Pathos des dunkeln Gedankens, sondern in einer Fassung, die in ihrer Knappheit doch so scharf und treffend gehalten ist, dass sie in

der einfachen Andeutung ergreifend wirkt. Dabei fehlt es nicht an Schwung im Ausdruck, an tiefem Ernst und an leidenschaftlicher Erregung. Prachtvolle Bilder der göttlichen Hoheit, süße Klänge der himmlischen Heerschaaren, die Wonne der Ueberwindung der Sünde und Schwelgen der Seele in der Versöhnung mit dem göttlichen Willen. Es ist bezeichnend, dass auch von dem großen Werke Dante's meistens nur der erste Theil, die Hölle, ausdauernde Leser findet, wo die realistische Seite mehr hervortritt als in den beiden letzten Theilen, in denen wir aus unserer sinnlichen Erfahrung ganz in die unbekannten Regionen einer schwärmerischen Phantasie versetzt werden, trotzdem uns auch hier ein Reichthum an Gedanken, an phantastischem Schwung, ohne je über die Grenzlinie des Schönen hinauszugehen, bewunderungswürdig entgegen tritt.

Anders ist es mit der Offenbarung des Johannes. Auch hier berührt uns vieles als hochpoetisch, allein die Ueberschwänglichkeit orientalischen Geistes in Form und Sprache geht bis zum Hässlichen und Abschreckenden und alles Maß Ueberschreitenden, zu verwirrend durch eine Welt von Räthseln, Ahnungen und Weissagungen, der wir schon bald nicht mehr zu folgen vermögen. Lange und viel haben sowohl Berufene als Unfähige mit diesem Werke sich befasst, tiefe Einsicht von ihm erwartet, Prophezeiungen bis in die Ereignisse der Gegenwart darin gesucht und endlich gar den Verstand darüber verloren. Der Israelit geht ganz in den Schwulst der Orientalen über. Er vergisst die schöne Einfachheit des ersten Buches Moses, die hinreißende Poesie der Psalmen und vor allem die höchste Größe und Reinheit der Lehre seines Jesus Christus.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.